Nordfriesland in der erzählenden Dichtung

seit Anfang des 19. Jahrhunderts

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde
der hohen philosophischen Fakultät
der Universität Leipzig vorgelegt

von

Else Riemann

aus Leipzig

R. Voigtländers Verlag in Leipzig, 1910

1884

Angenommen von der philologischen
Sektion auf Grund der Gutachten
der Herren Köster und Sievers
Leipzig, den 19. Mai 1909
Der Procancellar: Köster

Meiner Mutter

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung: Begrenzung des Themas. — Heimatkunst und Volkskunde 1
Erstes Kapitel: Anfänge der Meeresromantik und des deutschen Seeromans 9
Zweites Kapitel: Die Felseninsel Helgoland 16
I. Helgoländer Märchen 16
II. Reiseliteratur 21
III. Helgoländer Sittenbilder 24
IV. Badenovellen 32
Drittes Kapitel: Die Düneninsel Sylt 38
I. Landschaftsroman, Wanderskizzen und Reisetagebücher 38
II. Sylter Novellen 45
Viertes Kapitel: Hallig- und Seedeichgeschichten 56
I. Überblick über die Hallig- und Seedeichgeschichten 58
Halliggeschichten 58
Geschichten aus der nordfriesischen Strandmarsch 67
Erzählungen vom Untergange Rungholts und des Nordstrands 70
Andere nordfriesische Inselgeschichten 75
II. In den Hallig- und Seedeichgeschichten häufig wiederkehrende Motive 77
Halliggeschichten 77
Seedeichgeschichten 82
III. Landschaftsschilderungen 84
Art der Einführung in die Landschaft 84
Die Halliglandschaft 87
Die Marschlandschaft 94
Das Meer. — Meeresstimmungsbilder 98
Wattenmeerstimmungen 99
Der Wechsel von Ebbe und Flut 103
Die Sturmflut 106
Personifizierung des Meeres 108
IV. Charakterisierung des Volkstums 112
In der Reiseliteratur 112
In Novelle und Roman 113
Schlußbemerkungen 132
Anmerkungen 134
Chronologisches Verzeichnis der Reisebilder und Novellen. 149
Namenregister 152

Einleitung.

Später als die Bauern haben die Fischer und Schiffer den Blick der Dichter auf sich gezogen. Bauernepisoden in Romanen und Dorfgeschichten erfreuten sich eher der Beliebtheit beim Publikum und waren eher in größerer Zahl vorhanden als Fischer- und Küstengeschichten. Gründe dafür sind vielleicht in dem verhältnismäßig späten Entstehen von Seebädern an den deutschen Küsten und den mangelhaften Verkehrsmöglichkeiten zu suchen, vielleicht auch darin, daß erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts der größte Teil der Nordseeinseln und der Nordseeküste zu Deutschland kam. Gelegentlich ist in den Literaturgeschichten wohl die Frage aufgeworfen worden, wo die Anfänge der Fischerromantik zu suchen seien[1]); auch hat man geforscht, ob ein deutscher Küstenroman existiere[2]). Daß die Deutschen für ihre Wasserkante kein Interesse hätten[3]), wird man nicht sagen können, wenn man die Literatur des 19. Jahrhunderts einer genaueren Betrachtung unterzieht. In steigender Zahl sind in den letzten Jahrzehnten Romane und Novellen auf den Büchermarkt geworfen worden, die den Leser an die Nord- oder Ostseeküste führen. „See- und Strandgeschichten", „See- und Strandnovellen", „Strandmärchen", „Geschichten von der Wasserkante", „Geschichten von der Nordkante" tauchen auf; „Ebbe und Flut", „Vor der Sündflut", „Sündflutsage", „Sturmflut", „Nach der Flut", „Im Nebel", „Strandgut" sind beliebte Titel; „Wind und Wellen", „Inseln im Winde", „Hinter dem Seedeich", „Hinter Deich und Dünen", „Am Küstensaum", „Im Watt" verraten durch den Titel schon, wohin sie den Leser führen wollen. Eine „Sturmfrau", eine „Seebraut", eine „Tochter des Meeres", eine „Tochter des Strandvogts" erscheinen; eine „Halligrose" tritt neben die „Rose von Sylt" und das „Röschen vom Kliff", ein „Mädchen von

Norderney" neben das „Mädchen von Helgoland"[4]). — Angesichts einer solchen Beliebtheit der Wasserkante scheint es nicht unangebracht, den Anfängen dieser Literatur einmal nachzuspüren und ihre Entwicklung zu verfolgen. Eine Untersuchung der Küstengeschichten ergab, daß ein beträchtlicher Teil derselben zur plattesten Unterhaltungsliteratur gehört. Die vorliegende Abhandlung zieht nur literarische Erzeugnisse in ihren Bereich, in denen wenigstens die Landschaft als etwas Selbständiges, Eigenartiges hervortritt. Völlig Wertloses oder Minderwertiges ist nach Möglichkeit ausgeschieden worden.

Da, um Zersplitterung zu vermeiden, eine Abgrenzung geboten schien, habe ich mich auf Nordfriesland beschränkt, das sich seit Th. Storm und besonders seit der Prägung des Schlagwortes „Heimatkunst" einer stetig wachsenden Beliebtheit erfreut. Die Anfänge dieser Literatur führen uns weit hinter Th. Storms Blütezeit zurück, in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, die Zeit der Reiseliteratur. Diese wird daher, obgleich Roman und Novelle, vorzüglich die letztere, im Mittelpunkte der Betrachtung stehen sollen, mit herangezogen werden, ebenso das Märchen, die Verserzählung, hie und da selbst lyrische Gedichte; sei es, um eine Lücke in der Motivgeschichte oder in der Entwicklung der Landschaftsschilderung auszufüllen, sei es, um die Zahl der Beispiele für besonders beliebte Motive zu vermehren. Meeresstimmungsbilder sind aus der Lyrik in Roman und Novelle eingedrungen; durch Reiseschilderungen hat sich der Sinn für das Charakteristische der Landschaft entwickelt. Küstengeschichte und Seeroman stehen in enger Wechselwirkung; auch auf diesen wird daher hie und da hinzuweisen sein.

Nur um der Landschaft willen möchte die Abgrenzung auf Nordfriesland ungerechtfertigt erscheinen, da Dithmarschen, das durch Adolf Bartels und Gustav Frenssen im Roman, in der Lyrik durch Klaus Groth, Friedrich Hebbel u. a. vertreten ist, nicht nur die angrenzende Nordsee, sondern auch die Marsch mit der friesischen Festlandsküste gemein hat. Wo es sich um rein landschaftliche Motive handelt, werde ich auch gelegentlich auf Dithmarschen übergreifen. Die Charakterisierung des Volkstums tritt aber in der Mehrzahl der zu behandelnden Erzählungen der der Landschaft gleichwertig zur Seite, und die Dithmarschen, die zwischen Eider und Elbe wohnen, sind Sachsen[5], wie die Holsten und Stomarn, ihre östlichen Nachbarn; die Nordfriesen dagegen

sind Friesen und diese ein Volk mit eigener Sprache. Die Friesen haben sich auf ihren abgesonderten Wohnsitzen in der Küstenmarsch und auf den Inseln von ihren Nachbarn ziemlich ferngehalten; sie heirateten gewöhnlich nur untereinander, daher erhielt sich ihre Rasse rein. Die Nordfriesen bewohnen heute nur noch die Marsch zwischen Husum und Tondern, ferner die Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen, ebenso Helgoland, das zwar jetzt zum Kreis Süderdithmarschen gehört, der Sprache und Geschichte seiner Bewohner nach aber den anderen nordfriesischen Inseln an die Seite zu stellen ist. Bis ins 17. Jahrhundert hatten die Nordfriesen auch Eiderstedt, Pelworm und Nordstrand, das heute vorwiegend von den Nachkommen holländischer Ansiedler bewohnt ist, inne. Die plattdeutsche Sprache hat hier die friesische verdrängt[6]).

Auch die Lebensweise der Nordfriesen unterscheidet sich von der der Dithmarschen. Die Inselfriesen sind größtenteils Fischer und Schiffer. Eine Fahrt von Dithmarschen nach Nordfriesland zeigt eine abweichende Bauart der Häuser; an die Stelle des sächsischen Bauernhauses tritt der friesische Hauberg; auch scheint die Viehzucht in Friesland mehr die Oberhand über den Ackerbau zu haben als in Dithmarschen. Die historische Vergangenheit der Friesen und Dithmarschen berührt sich hie und da, doch stritten sie wohl mehr gegen- als füreinander. Die Geschichte der Dithmarschen ist noch kriegerischer und blutiger als die der Friesen, die ihren Stempel vor allem durch den Kampf mit dem Meere erhält. „Lewwer duad üs Slaav" lautet zwar der alte friesische Wahlspruch, und Tyrannei duldete dieses Volk nie, aber die Marschfriesen waren immer besonders stolz auf ihren Sieg über das Meer: „Der Herrgott schuf das Westmeer, der Friese setzte ihm seine Grenze",[7]) heißt es bei ihnen. Endlich haben die beiden Nachbarvölker eine unterschiedene Sagentradition, wie aus der Müllenhoffschen Sammlung der Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg hervorgeht[8]). Neben den Verschiedenheiten findet sich selbstverständlich viel Gemeinsames zwischen den beiden Stämmen. Vereinzelt haben sich auch in Dithmarschen Friesen niedergelassen.

Die Nordfriesen sind den Ostfriesen, d. h. den Bewohnern der westelbischen Marsch nebst vorgelagerten Inseln, mit Borkum beginnend, und den Westfriesen, d. h. den Bewohnern Hollands östlich von der Zuider-See und den vorgelagerten Inseln stammesverwandt; doch haben sie bei der jahrhundertelangen Trennung in Sprache,

Brauch und Sitte eine gesonderte Entwicklung durchgemacht[9]). Die friesische Sprache hat sich fast nur bei den Nordfriesen erhalten. — Abgesehen davon, daß Heine seine Nordseestudien auf Norderney machte, hat Ostfriesland seinen Vertreter in der lyrischen Dichtung durch Hermann Allmers gefunden, die Novelle neuerdings durch den dort heimischen Th. Justus[10]; auch Wilh. Jensen[11], Luise Westkirch[12], Marie Keyserling[13] führen uns auf die ostfriesischen Inseln, während Phil. Knists zum Teil recht hübsche genrebildartige Geschichten bis zu den Holländern vordringen[14]. Die Dünenlandschaft der Inseln, die Marschküste und das angrenzende Meer ergeben zwar auch hier landschaftliche Verwandtschaft mit den nordfriesischen Küsten- und Inselgeschichten, doch soll im Mittelpunkte der Betrachtung „Nordfriesland in der erzählenden Dichtung seit Anfang des 19. Jahrhunderts" stehen.

Da ich nicht nur nordfriesische, sondern alle Dichter heranziehe, die sich Land und Leute Nordfrieslands zum Vorwurf gewählt haben, scheint es geboten, kurz auf die Begriffe Heimatkunst und Volkskunde einzugehen.

„Heimatkunst"[15] in dem Sinne, den man heute hineinlegt, ist ein im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts geprägtes Wort. Tritt man ohne Voreingenommenheit daran heran, so wird man geneigt sein, nichts anderes darunter zu verstehen als die Fähigkeit des Künstlers, seine Heimat in künstlerisch vollendeter Weise in poetischer Form oder im Bilde wiederzugeben. So angesehen, ist die Sache viel älter als das Wort; Dichtungen, die dieser Forderung entsprechen, hat es lange vorher gegeben. „Heimatkunst" ist indessen heute ein eng umgrenzter Begriff. Nach und trotz allem, was ihre Vorkämpfer Bartels, Lienhard, Sohnrey in den ihren Tendenzen dienenden Blättern, dem „Kunstwart", der „Heimat", dem „Land" dafür und dagegen gesagt haben, ist die erzählende Heimatkunst, so wie sie sich seit den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts entwickelt hat, im wesentlichen ein Wiederaufblühen der Dorfgeschichte oder vielleicht besser des Landschaftsromans, als Reaktion gegen die Überkultur der Großstadt. Sie möchte aber die technischen Vorzüge der modernen Großstadtpoesie beibehalten. Statt auf die Winkel und Gassen der Großstadt wendet sie die Milieukunst auf das Land an. Hier liegen die Verhältnisse und

Einflüsse einfacher und klarer; sie sind leichter zu entwirren und zu überblicken als dort. Der nivellierende Einfluß der Kultur hat hier noch weniger gewirkt; das Volkstum hat sich ursprünglicher und unberührter erhalten. Damit ist jedoch durchaus nicht gesagt, daß alle Heimatkunst stark und gesund ist; Gustav Frenssens Romane geben den besten Beweis dagegen. Durch das Hervortreten des landschaftlichen Elementes in den Naturschilderungen kommt ein starker lyrischer Einschlag in die Heimatromane und -novellen, der in der Neuzeit durch Hinüberwirken, sei es der Lyrik, sei es der Malerei gelegentlich impressionistischen Charakter angenommen hat. Daß die Heimatkunst mit dem Naturalismus eng zusammenhängt, gibt Ad. Bartels zu; er glaubt aber darüber hinaus etwas Neues zu bringen, wenn er sagt[16]: „Aber sie ist nicht bloß Milieukunst. Wohl bestrebt sie sich, das Atmosphärische und Zuständliche in seiner Eigenart und selbständig zu geben, aber der Mensch ist ihr nicht mehr rein das Erzeugnis der Umstände, in denen er aufwächst; auch das Blut, das Stammestum spielt wieder seine Rolle . . .“ Taine, der Präger der Milieutheorie und Theoretiker des Naturalismus, der auf die Entwicklung des naturalistischen Romans in Frankreich einen so bedeutenden Einfluß ausübte, unterscheidet neben dem physischen und historischen Milieu als bestimmend »la race« (das wäre Bartels' „Stammestum“) und »le moment«, das Gewicht der vorausliegenden Entwicklung[17]). In letzter Linie sind es wohl Darwinistische biologische Ideen, die hier ausgemünzt werden. Das Zusammentragen unzähliger kleiner, scheinbar unbedeutender Einzelheiten, das die französischen Naturalisten so eifrig betreiben, geht nicht zum wenigsten auf Taines Einfluß zurück. Und auf diesen Wegen sehe ich auch die Heimatkunst. Nur wer in einem Lande selbst gelebt, seine Bewohner in ihrem alltäglichen Leben, ihrem „Milieu“, kennen gelernt hat, dazu über die Fähigkeit scharfer Beobachtung und psychologischer Analyse verfügt, wird in der Charakteristik des Volkstums etwas leisten können. Für die Wiedergabe der Landschaft kommen noch Gaben in Betracht, die auch dem Landschaftsmaler eigen sein müssen, ein für das Sehen von Formen und Farben künstlerisch geschultes Auge und starkes Naturgefühl. Alle diese Vorzüge können sich aber auch an Werken von Dichtern finden, die nicht in dem betreffenden Lande aufgewachsen sind, vorausgesetzt, daß sie gründliche Milieustudien gemacht haben. Nur in einem werden sie zurückstehen. „Was sie

(die Heimatkunst) stärker macht als jede andere Kunstrichtung, . . . das ist die Liebe zur Heimaterde, zu den Menschen der Heimat" (Ad. Bartels)[18]). Darin liegt zweifellos etwas Richtiges. Das gesteigerte Gefühlsleben ist der dichterischen Produktion immer günstig; die eng mit der Heimatliebe verbundene innige Vertrautheit mit dem heimischen Volkstum und der heimischen Landschaft muß der dichterischen Wiedergabe derselben vorteilhaft sein. Eigentümliche alte, oft abergläubische Bräuche, von der Kindheit her vertraute Sagen, heimischer Dialekt, Provinzialismen, das alles fließt selbstverständlich, gleichsam unbewußt in die Dichtung hinüber. Die Liebe des Dichters zu seiner Heimat erzeugt oft eine Stimmung, die wie ein feiner, undefinierbarer Hauch über der Dichtung liegt. — Ad. Bartels scheidet Heimatkunst von Volksschriftstellerei, die aus einer Gegend mit bestimmtem Volkstum hervorgegangen, für diese Gegend bestimmt ist und gewöhnlich eine lehrhafte Tendenz hat. Er denkt dabei an Pestalozzi und Jeremias Gotthelf. Das Heimatliche sei hier nur Mittel zum Zweck, während die echte Heimatkunst reinere ästhetische Ziele verfolge, das Leben der Heimat um seiner selbst willen und für alle darstelle. Es gibt seines Erachtens ein intimeres Verhältnis zum Heimatboden, als es sich bei Storm, Klaus Groth oder Fritz Reuter findet, da diese Dichter nebenbei noch individuelle ästhetische Zwecke verfolgen, nämlich Ausgestaltung eines Seelenkonfliktes, Humor oder dergl.[19]). Es scheint demnach, daß Bartels erstlich selbstlose Hingabe des Dichters an das Objekt der Dichtung verlangt, Gestaltung von Motiven und Konflikten, die aus der Landschaft und dem Volkstum herauswachsen, statt daß sie hineingetragen werden[20]). Ohne Zweifel ist diese Forderung sehr berechtigt, aber die Hauptfrage, mit der sich die Erörterungen über Heimatkunst beschäftigen, die nach dem zu wählenden Objekt der Dichtung, wird dadurch nur gestreift. Sicher ist es verfehlt, dem Dichter seinen Wirkungskreis derartig zu begrenzen, wie die eifrigsten Verfechter der Heimatkunst es verlangen. Nicht jeder neigt nach Interesse und Begabung dieser Art der Dichtung zu, viele streben über die engen Grenzen derselben hinaus. Ihre Bedeutung ist jedenfalls übertrieben worden. Sie nimmt einen bescheidenen Platz ein neben vielen anderen Strömungen; eine Regeneration der gesamten Literatur, „eine nationale Poesie großen Stiles" (Adolf Bartels) von ihr aus zu erwarten, ist zu hoch gegriffen, sind es doch meist kleine Talente, die sich in ihren Dienst

gestellt haben. Ein gesunder Zug geht durch die Dichtungen der meisten Heimatdichter; gerade das ist aber nicht erst eine Errungenschaft der Neuzeit. Es haben sich auch sehr viele Unberufene auf den Ruf nach Heimatkunst hin eingefunden, und diese läuft Gefahr, in ihren Händen zur Mache zu werden.

Mit derselben Bewegung, die diesen Ruf veranlaßte, hängt das Aufblühen der in letzter Linie schon auf Anregung der Brüder Grimm zurückgehenden Volkskunde zusammen[21]). Sie hat sich aus der Hauptwissenschaft, der Völkerkunde, herausgegliedert und sieht ihre Aufgabe darin, „eine Formel für die Volksseele" zu finden. Ihr Interesse ist besonders den unteren Volksschichten zugewendet, vor allem der Landbevölkerung; sie sammelt, was ihre besondere Eigenart ausmacht, was einen Volksstamm von anderen unterscheidet, von der äußerlichen Erscheinung, Lebensweise, Häuserbau usw. bis auf Aberglauben, Sagen, Lieder und Sprüche[22]). Die Bedeutung der Volkskunde für die literarhistorische Forschung hat Aug. Sauer 1907 in seiner Rektoratsrede „Literaturgeschichte und Volkskunde" eingehend erörtert. Der darin eingenommene Standpunkt ist in gewisser Hinsicht dem von Bartels verwandt. Sauer stellt u. a. die Forderung, daß die literarhistorische Forschung sich mehr als bisher der Ergebnisse der Volkskunde bedienen solle, — die sich ihrerseits allerdings auch nicht bloß mit Sammeln begnügen dürfe, sondern eine Charakteristik des Volkstums geben solle — um an ihr zu messen, wie tief der Dichter im eigenen Volkstum wurzele. Hier ist aber große Vorsicht geboten in der Beurteilung der neuesten Literatur, weil infolge der Reklame für Heimatkunst viele Dichter zu bewußt nach der Verkörperung ihres Stammestums streben. Und noch eine Gefahr liegt nahe. Die volkskundlichen Sammlungen arbeiten den Dichtern vor und ermöglichen ihnen, ihre Milieustudien auf dem Papier zu machen, auch solchen Dichtern, die Land und Leute nie gesehen haben.

Solcher volkskundlichen Sammlungen gibt es für Nordfriesland aus dem 19. Jahrhundert eine ganze Anzahl. Voran steht die von Th. Storm und T. Mommsen begonnene, von Müllenhoff vollendete Sammlung der Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg 1845, aus der schon einzelnes in dem ähnlichen Tendenzen dienenden Biernatzkischen Volksbuche von 1842 veröffentlicht worden war[23]). Der bei Müllenhoff öfter als Gewährsmann für Sylt aufgeführte Kantor

Hansen gab 1857, was er gesammelt hatte, als Friesische Sagen und Erzählungen heraus, die er 1875 in der 2. Auflage „Sagen und Erzählungen der Sylter Friesen" benannte[24]). Einiges zur Charakteristik des Volkstums bringt auch G. Weigelt, die nordfriesischen Inseln vormals und jetzt. Eine Skizze des Landes und seiner Bewohner 1858[1], 1873[2]. Hamburg, Otto Meißner. Am ausführlichsten in dieser Richtung ist ein erst 1891, Hamburg, Verlag und Druckerei der Aktiengesellschaft (vormals J. F. Richter) erschienenes Buch: Christian Jensen, die nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum, und die Halligen vormals und jetzt. Mit besonderer Berücksichtigung der Sitten und Gebräuche der Bewohner. Jensen bringt auch eine große Zahl von alten friesischen Liedern und Reimen, mit deren Sammlung Hansen begonnen hatte. Da zur Zeit der Abfassung des Buches Helgoland noch englisch war, ist es nicht berücksichtigt worden. Einen gewissen Ersatz dafür bietet „Helgoland und die nordfriesischen Inseln" von W. G. Black, deutsch bearbeitet und vermehrt von B. v. Werlhof, Hannover, Hahnsche Buchhandlung, 1889. Für die Halligen kommt neuerdings Eugen Träger, Die Halligen der Nordsee, im sechsten Buche der Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Verlag von J. Engelhorn, Stuttgart 1892, wohl allein noch in Betracht. Chr. Johannsens dilettantisches Halligenbuch erlebte zwar noch 1889 eine zweite Auflage, ist aber vollkommen durch Träger überholt, der indessen sein Augenmerk in der Hauptsache auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der Halligen gerichtet hat.

Diese verschiedenen Schriften haben mir bei der vorliegenden Arbeit gute Dienste geleistet; an ihrer Hand konnte ich ein gewisses Urteil darüber gewinnen, ob die Charakteristik des Volkstums, soweit sie durch Sitten, Gebräuche, Tracht, Sagen, Aberglauben u. dgl. gegeben wird, auf gründlicher Kenntnis bei den Dichtern beruht, ob die Verfasser nach Quellen gearbeitet haben und diesen gefolgt sind, oder ob sie ihrer Phantasie freien Lauf gelassen haben.

Erstes Kapitel.

Anfänge der Meeresromantik und des deutschen Seeromans.

Rousseau hatte durch seine begeisterten, tief empfundenen Schilderungen der Alpen in der „Neuen Heloïse" das Verständnis erschlossen für die erhabenen Reize der Gebirgswelt. Auch in Deutschland wurde bald das Interesse für die heimischen Gebirge lebendiger. „Beobachtungen auf einer Harzreise" erschienen schon 1775; es folgten „Reisen nach dem Riesengebirge", 1806 ein „Wegweiser durch die sächsische Schweiz" [1]). Im Norden Deutschlands entdeckte man aufs neue eine schon viel früher beschriebene und gepriesene Landschaft; die Insel Rügen wurde der Gegenstand ausführlicher Schilderungen. Th. Kosegarten führte seine Leser „zu den reinen Genüssen des paradiesischen Bernsteineilandes Rügen" in seinen Idyllen [2]; E. M. Arndt besang seine Heimat; Wilh. Müller dichtete seine „Muscheln von der Insel Rügen". Ganz allmählich erst entwickelt sich im Laufe des 19. Jahrhunderts der Sinn für die Schönheiten der ebenen Landschaft. „Woran unsere Väter im geschlossenen Reisewagen ungeduldig und von Langeweile geplagt vorüberfuhren, das brauchen wir. Wo sie den Mund auftaten, um zu gähnen, da tun wir die Augen auf, um zu schauen; denn wir leben im Zeichen der Ebene und des Himmels". So Rainer Maria Rilke in seiner Monographie „Worpswede". Sinn und Interesse für die ebene Landschaft sind wohl erst in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts geweckt und genährt [3]), aber die in ihrer Einfachheit und Erhabenheit überwältigende Größe des vom Himmel überwölbten und ebener Linie begrenzten Meeres hat schon 1826 Heinrich Heine auf Norderney tief empfunden:

„Gar besonders wird mir zumute, wenn ich allein in der Dämmerung am Strande wandle, — hinter mir flache Dünen, vor mir das wogende unermeßliche Meer, über mir der Himmel wie eine riesige Kristallkuppel — ich erscheine mir dann selbst sehr ameisenklein, und dennoch dehnt sich meine Seele so weltenweit. Die hohe Einfachheit der Natur, wie sie mich hier umgibt, zähmt und erhebt mich zu gleicher Zeit, und zwar in stärkerem Grade als jemals eine andere erhabene Umgebung[4]). Erst im 19. Jahrhundert haben sich die deutschen Dichter intensiver dem Meere zugewandt. Ludolf Wienbarg schreibt 1838: „Früher war die Schweizerreise ein romantisches Bedürfnis . . . Jetzt suchen Poesie und Freiheit die Inseln und Küsten der Meere. Byron schon fand nirgends Ruh', als wo er die See atmete. Der armen verklommenen und verkommenen deutschen Literatur wäre sie zuträglich." Die deutsche Poesie sei an der See geboren, von dort habe „das Heldenkind, die Sage" seinen Ausgang genommen; zu früh meint er, habe sie ihre Mutter, die See verlassen. In der englischen Literatur sei der frische, freie Seehauch nie ausgestorben, Shakespeare liefere den besten Beweis. Die Nachahmung der Engländer erklärt er für den ersten Schritt zur Besserung, zur Rückkehr an „das herzerweiternde Meer", an „die Wiege des germanischen Volkes und der germanischen Poesie"[5]). — Heinrich Heine nahm für sich das Verdienst in Anspruch, dieses Stoffgebiet der deutschen Dichtung erschlossen zu haben; ihm selbst hatte wohl Byron die Augen dafür geöffnet. Unter anderen[6]) aber hat F. Melchior (H. Heines Verhältnis zu Lord Byron) verschiedene Vorläufer Heines in der Meeresdichtung von allerdings sehr ungleichem Werte aufgezeigt. Außer Goethe („Meeresstille" und „Glückliche Fahrt", Eingangsmonolog Iphigeniens, Nausikaa) werden Herder (Journal meiner Reise 1769), L. Stolberg (An das Meer), Joh. Heinrich Voß (Die Braut am Gestade) genannt. Auch Brockes wird erwähnt; doch wird man, was er in seinem „Irdischen Vergnügen in Gott" in der das Wasser behandelnden Partie über das Meer sagt[7]), kaum Meerespoesie nennen können. Melchior hebt mit Recht besonders Wilhelm Müller hervor, dessen Lieder Heine ja auch keineswegs unbekannt, sondern vielmehr recht vertraut waren. Wie jener die Ostsee, so erwählte Heine die Nordsee und stellte die Stimmungen, zu der sie ihn angeregt hatte, in den beiden Zyklen „Die Nordsee", 1826/27, und im Reisebild „Norderney", 1826, dar.

Von ihm gehen Fäden nach den verschiedensten Richtungen aus; deshalb unterziehe ich die genannten Dichtungen, zunächst den Motivkreis, einer näheren Betrachtung. Das erotische Element überwiegt in einer beträchtlichen Anzahl der Nordseegedichte, (wie schon in den Seegedichten in der „Heimkehr") in der von ungeheuren Hyperbeln durchzogenen „Erklärung" an die Geliebte, deren er bei wildtosender Flut am Strande gedenkt, wie er dem Tanze der weißen Wellen zusieht, ferner im „Sonnenuntergang", im „Gesang der Okeaniden", in dem Hymnus an den Sturm, der mit völliger Hingabe an den Aufruhr in der Natur beginnt und mit der schönen, marmorblassen kranken Frau, die an der schottischen Felsenküste am Fenster des grauen Schlößchens steht und die Harfe spielt, endet (I, 8). Auf hohem Verdeck, an den Mastbaum gelehnt, lauscht der Dichter des Phönix' Gesang, der ihm die Liebe der Geliebten verkündet (II, 8). Eingewiegt von Wellenrauschen und träumenden Gedanken liegt er nachts in der Kajüte und sieht in den hellen Sternen, die durch die offene Luke hereinfunkeln, die Augen der Geliebten (I, 7). Oder er lehnt am Schiffsrand und träumt hinab in die spiegelklare Flut, wo er Städte mit Türmen und Kuppeln und altfränkisch gekleidete, prächtig geputzte Männer und Frauen sieht. Orgeltöne und Glockenklang dringen aus der Tiefe herauf, und die Geliebte scheint ihm zu winken (I, 10). Ähnlich erzählt er im Reisebild „Norderney", wie er auf dem Verdeck liegt und in den blauen Himmel schaut und die Wellen allerlei wunderliche Worte murmeln, aus denen liebe Erinnerungen klingen und der Name Evelina, wie er der Sage gedenkt, daß hier, wo das Schiff fährt, einst die schönsten Dörfer und Städte gestanden. Verhallendes Glockengeläut und Gesang tönt aus der Tiefe.

Eine schöne Welt ist da versunken,
Ihre Trümmer blieben unten stehn,
Lassen sich als goldne Himmelsfunken
Oft im Spiegel meiner Träume sehn.

Mit diesem Zitat erinnert Heine selbst an Wilh. Müller. Doch hört er noch anderes aus der Stimme der Wellen. In der Abenddämmerung am Strande vernimmt er ein Flüstern, Pfeifen, Rauschen und Singen, das traute Erinnerungen weckt und seinen Geist zurückträgt in die Tage der Kindheit, wo er den Sagen und Märchen so gerne lauschte (I, 2).

Neben der Geliebten sind es vor allem die Griechengötter,

deren Bild Heine emportauchen sieht aus den Wellen und Wolken, und deren Stimme er vernimmt. Einsam abends am kalten Strande lauscht er dem Gesange der Okeaniden. Auf einsamer Düne liest er den Homer; das leuchtende Hellas steigt vor ihm auf, und er folgt Odysseus durch Sturm und Schiffbruch. Höhnisch lachend hebt sich Poseidon schilfbekränzt aus den Wellen und spottet seiner, und die Töchter des Nereus und Amphitrite stimmen mit ein (I, 5). In den weißen Wolken am sternblauen Himmel erblickt er sie alle, die Götter des alten Griechenland, die er nie geliebt hat und doch beklagt, da sie besiegt sind. So lebt und webt er unter den griechischen Göttern, die uns an der stürmischen brausenden Nordsee, wo wir uns die alten nordischen Helden und Wikinger zu denken gewohnt sind, nicht recht an ihrem Platze erscheinen wollen[8]). Interessant ist es, zum Vergleich den Eindruck herbeizuziehen, den L. Wienbarg einige Jahre später in Scheveningen von der Nordsee empfing[9]):

„Ich kam vom königlichen Antikenkabinett, mir war so klassisch ruhig zumut, ich hatte die schönsten griechischen Idealformen vor Augen; ich ging nach Scheveningen, ich sah die See, die brandende, brausende Nordsee, und verweht waren meine griechischen Ideale, und ich fühlte mich im Kern meines Wesens ein anderer Mensch als ein Grieche. Der Atem der See fuhr mir durch die Brust, ihre Wellen brachen sich an meinem Herzen wie an ihrem Ufer. Woher dieser Zauber? Der Süden kennt ihn nicht, der Franzose fühlt ihn nicht, der Grieche ahnte ihn nicht. Über seiner ionischen See, seinem Mittelmeer schwebt epische Ruhe — blauer Himmel, blaue Flut; glückliche Inseln, goldene Äpfel, hesperidische Gärten. Die Nordsee ist lyrisch, leidenschaftlich, voll Klippen, Untiefen, Stürmen, Strudeln, Gefahren, Abenteuer. Im Jonischen Meere sieht der Schiffer von Insel zu Insel den wirtlichen Rauch der Hütten aufsteigen, in der Nordsee schweift der Blick über eine unermeßliche, wüste Fläche, und Land und Menschen ahnen sich nur in weiter Ferne. Im Jonischen Meere ziehen die Schiffe wie stille Schwäne durch die Flut, in der Nordsee kreisen sie wie Möwen mit flatternden Flügeln am Horizont. In beiden lebt die Seele des Menschen, und die Seele des Nordens ist wie ihre See wetterwendisch, ungestüm, sehnsüchtig sich verlierend ins Unermeßliche. Die Nordsee wird nie zum Mittelmeer und der Nordmensch nie zum Griechen trotz Winkelmann und Goethe." Ein idealisiertes südliches Meer

schildert Wienbarg hier, wie es etwa in Hölderlins Hyperion bei Kalaurea flutet, aber die Eigenart der Nordsee hat er nicht schlecht charakterisiert; sie tritt auch entschieden besser hervor durch die Kontrastierung mit dem Jonischen Meere als durch Verpflanzung der Griechengötter in nordische Breiten. Heine sah auch in der Nordsee die Schiffe wie Schwäne dahinziehen, wie auch Byron sie gesehen hatte [10]).

Wie Schwanenzüge schifften vorüber
Mit schimmernden Segeln die Helgoländer.

Einmal gedenkt Heine auch der nordischen Götter, in der „Nacht am Strande" (I, 4). In sternlos kalter Nacht erzählt der über dem gähnenden Meere liegende Nordostwind mit ächzend gedämpfter Stimme Riesenmärchen, uralte Sagen aus Norweg, Beschwörungslieder der Edda und Runensprüche; doch Heine läßt ihn nicht zu Worte kommen. Von selbstloser Hingabe an die eigenartige Natur der Nordsee kann man kaum bei ihm reden. Er träumt Gestalten seiner Phantasie in das Meer hinein; er ist durch und durch Romantiker auch in der souveränen Herrschaft über seinen Stoff. Er läßt sich nicht von einer Stimmung fortreißen, sondern er hält sie fest oder vernichtet sie nach Belieben. Überall fast drängt sich seine eigene Person Beachtung und Aufmerksamkeit heischend in den Vordergrund. Gewöhnlich beginnt er mit einer träumerische Stimmung erregenden Schilderung, dann taucht eine zauberhafte Vision auf, und nur zu oft wird sie mitsamt der Stimmung durch beißende Selbstironie zerstört, so vor allem in „Poseidon", im „Seegespenst" und im „Frieden" mit dem großartigen Traumbilde vom über das Meer wandelnden Heiland.

Aber Heine hat das Meer nicht nur rauschen hören, sondern es auch gesehen. Wenn Melchior a. a. O. sagt, Heine habe sich auf die verhältnismäßig einförmige und öde Nordsee mit ihrer stahlgrauen Wasserfläche und den dunklen Wolkenbänken beschränkt [11]), so erweckt das leicht eine falsche Vorstellung. Es kommt Heine viel mehr darauf an, das Meer möglichst vielseitig darzustellen als gerade die Nordsee, und mit Farben ist er durchaus nicht karg; er macht sogar starken Gebrauch von Kontrastwirkungen und -farben. Mit besonderer Liebe gezeichnet ist die glührote Sonne, die hinabtaucht ins silbergraue Meer, während der todblasse Mond ihr gegenüber aufsteigt (I, 3). Glührote Streifen liegen in der Abenddämmerung auf den weißen Wellen (I, 2), oder die Abendröte

überstrahlt sie mit goldenen Lichtern (II, 4). Sonnenlichter spielen über das weithinrollende Meer (I, 5), oder die Sonne gießt spielende Rosenlichter auf die Fluten (II, 1), oder sie prangt, von weißem Gewölk umflattert, einer feuerblühenden Rose gleich am Himmel und spiegelt sich freudvoll im Meere, während wie schwarzgrüne Rosse mit silbernen Mähnen die weißgekräuselten Wellen springen (II, 8). Ein andermal übergießt der Mond wie fließendes Gold das Meer, daß es wie Tagesklarheit über dem Strande liegt, während am hellblauen sternlosen Himmel die weißen Wolken schweben wie marmorne Götterbilder. Aber auch im Gewitter sieht Heine das Meer, unter zuckenden Blitzen, wenn der Donner weithin über das Wasser rollt, und die weißen Wellenrosse springen oder im Sturm, der die Wellen peitscht und zu Bergen auftürmt. Dämmerungsnebel steigen herauf; der grasgelbe Mond schaut unheimlich aus violettem Gewölk (II, 5). Die formlos grauen Töchter der Luft schöpfen in Nebeleimern das Wasser aus dem Meere und schütten es wieder herab. — Nirgends gibt Heine bloß zuständliche Schilderungen; alles ist voll lebhafter Bewegung, von oft leidenschaftlicher Begeisterung für die Naturgewalten durchglüht. — Daß im Kranz der Motive die Seekrankheit nicht fehlt, verbunden mit beißender Satire auf Deutschland, nimmt bei Heine nicht wunder.

In mancher Beziehung bildet das Reisebild „Norderney" eine Ergänzung und einen Kommentar zu den Nordseegedichten. Bald plaudert Heine von diesem, bald von jenem. Man weiß nicht, erzählt er von der Insel, um auf Politik zu kommen und Literatur, oder folgt er wirklich dem unwillkürlichen Zuge seiner Gedanken. Von einer wenig wohlwollenden Charakteristik der Inselbewohner, deren Gedanken und Gefühlsgleichhheit (gleiche Geistesniedrigkeit!) die Brücke bildet, springt er über auf die römische Kirche, die einen ähnlich gleichmäßigen Zustand für Europa habe herbeiführen wollen. Das Schwinden der Sitteneinfalt bei den Inselbewohnern infolge der Eröffnung des Seebades mahnt ihn an die großen europäischen Zeitverwandlungen. Das einzige Talent der Friesen, das zur Freiheit, führt ihn auf den hannöverschen Adelsstolz. Sich selbst auf der Insel vergleicht er mit Napoleon auf St. Helena, um sich über die ihn betreffende zeitgenössische Literatur verbreiten zu können. So gelangt er zur deutschen Literaturmisere, und von der Insel ist nicht mehr die Rede. Dazwischen stehen hie und da die schon angeführten reizvollen Stimmungsbilder. Solche Abschweifungen, meint Heine,

seien sehr natürlich, wenn einem wie auf dieser Insel beständig das Meergeräusch in die Ohren dröhne und den Geist nach Belieben stimme. Besondere Beachtung verdienen noch die Märchen und Sagen, die er sich erzählen läßt von den Schiffern über die Hexen, die die Inseln beherrschen, den Klabautermann, den getreuen, unsichtbaren Schutzpatron der guten Schiffer, der sie in der Gefahr warnt und Unheil verhütet, über den fliegenden Holländer, den man im Sturm mit aufgespannten Segeln vorbeifahren sieht und über den Meernix. Damit streifte Heine ein Gebiet, das bald für Jahrzehnte hinaus ein gesundes, aber überaus nüchternes und nur bescheidenes Talent aufs eifrigste und fleißigste bebaute, der heute kaum mehr genannte Heinr. Smidt[12]).

1798 in Altona geboren, hatte er vom Kajütenjungen auf gedient, sein Steuermannsexamen gemacht und nach zehnjährigem praktischen Seeleben den Dienst quittiert, das Gymnasium besucht und Rechte und schöne Wissenschaften studiert. Er hat eine Unzahl Seeromane und -novellen geschrieben, die zum großen Teil auch an die Küste führen. Seine literarische Laufbahn begann er 1828 (also ein Jahr vor Marryat) mit einem Bändchen „Seegemälde", das u. a. den „Klabautermann" und den „ewigen Segler" brachte. Im Mittelpunkte der ersten Novelle steht der von Heine genannte gute Geist; der ewige Segler ist der fliegende Holländer[13]). Nicht als Gelehrter, sondern als einfacher Seemann schrieb Heinr. Smidt seine Erzählungen. Ein hoher Flug der Phantasie war ihm versagt; er hat auch stets das Publikum im Auge, dessen Beifall er nicht wohl entbehren mag. Den „Klabautermann" nahm er 1835 in seine „Seemannssagen und Schiffermärchen" auf, in denen er, was er an Derartigem noch lebendig fand über die Meeresfee, das Meeresleuchten, den Sturmvogel, den fliegenden Fisch usw. vereinigte und auf seine Art, hie und da eingekleidet, erzählte. Im Vorwort klagt er über die Schwierigkeit, das Material zusammenzubringen, weil alle Welt jetzt aufgeklärt sein wolle und die Leute, in deren Gedächtnis die alten Sagen und Märchen noch lebten, sich schämten, sie zu erzählen. Die Sagen aller Länder und Völker seien gesammelt, nur nicht die des Meeres. Auch eine märchenhafte Entstehungsgeschichte Helgolands teilt er hier mit, auf die ich im folgenden Kapitel eingehe, das ich um der Beliebtheit willen, deren sich diese kleine Nordseeinsel in der Literatur der dreißiger bis fünfziger Jahre erfreute, Helgoland allein widme.

Zweites Kapitel.

Die Felseninsel Helgoland.

▽

Erblickt man nach mehrstündiger Fahrt auf offenem Meere die Insel, so bietet sie einen überraschenden, zauberhaften Anblick. Ein Schleier nach dem anderen löst sich vom Horizont; der dunkle Punkt wird zur Linie, die Formen und endlich Farben annimmt. Das vorher in starken Wogen gehende dunkelblaue, fast schwarze Meer erscheint in der Helgoländer Bucht bei stillem Wetter wunderbar ruhig und klar, intensiv hellgrün. Dazu das kleine Städtchen oben auf der roten Felskante mit den malerisch zerklüfteten, sonderbar gestalteten Felsen, die jeden Augenblick ins Meer zu stürzen drohen, — die ganze Insel anzusehen wie ein großer dreieckiger, irgendwann ins Meer hineingeschleuderter Felsblock, — ein wunderbarer Farbenzauber über dem allen, — man versteht, daß sich allerhand Märchen und Sagen an die Insel geheftet haben und zu neuem Leben erwachten, als sie zu Anfang des 19. Jahrhunderts weiteren Kreisen zugänglich wurde.

I. Helgoländer Märchen.

Ganz unabhängig von den alten Sagen, die uns in Grimms Mythologie [1]) über Helgoland als Fositesland, ferner bei Müllenhoff a. a. O. [2]) über die heilige Ursula und die 11000 Jungfrauen, die hier und nicht in Köln den Märtyrertod gefunden haben sollen, erzählt werden, von der fabelhaften Geschichte von den Heringen von Helgoland, die wegen der Gottlosigkeit der Bewohner fortblieben, von den Helgoländer Mädchen, die ihre Schönheit von den Meerweibern haben sollen, scheint Ludwig Starcklofs „Helgoland, ein Seemärchen", das 1832

in Hamburg bei Hoffmann & Campe erschien, völlig frei erfunden zu sein.

K. Chr. L. Starcklof (1789—1850)[3]) ist schneller verschollen, als er bei seiner eigenartigen dichterischen Begabung verdient hätte, oder besser, er hat die ihm gebührende Beachtung wohl überhaupt nicht gefunden. Paul Heyse versuchte 1884 das Interesse für ihn zu wecken, indem er den mit Ludwig Laistner zusammen herausgegebenen neuen deutschen Novellenschatz mit Starcklofs „Sirene, eine Schlösser- und Höhlengeschichte" eröffnete, der er einen Lebensabriß des Dichters vorausschickte[4]); doch hat er wohl nicht viel dadurch erreicht. In der „Sirene" wandelt Starcklof auf Eichendorffschen Pfaden; auch hier finden wir ihn auf den Spuren der Romantik. Das Seemärchen erinnert in seiner Vorliebe für das Groteske ein wenig an E. Th. A. Hoffmann, in der Einführung einzelner Gestalten, der Feuergeister, Salamandrinen und feurigen Drachen an den „goldenen Topf", ohne aber grausige oder schauerliche Wirkungen anzustreben. Den naiven Ton des Volksmärchens schlägt Starcklof nur ganz zu Anfang an: „Es war einmal ein König und eine Königin." — Sie leben im „tiefen Norden" und haben einen Sohn Prinz Rol. Um den elterlichen Finanzen aufzuhelfen, unternimmt er eine Welt- und Brautfahrt zu Schiffe. In der Nordsee leidet er Schiffbruch und kommt erst im Maule des in einen Fisch verwandelten Riesen Helgo, des Beherrschers der Nordsee, wieder zur Besinnung. Hier hat er ein Renkontre mit Baron Phoca, einem Hofkavalier des Riesen. Helgo wurzelt mit den Füßen im Meeresgrunde; sichtbar ist nur die Felsenkrone auf seinem Haupte. Er ist zwar unbeweglich, kann sich aber aus seinem Steinfutteral herausschrauben und beliebige Gestalten annehmen. Phoca, der sein Seehundsäußere wie einen Überrock an- und ablegt, seinen Kopf gewöhnlich unter dem Arm trägt und nur zum Reden aufsetzt, stellt Rol vor die Wahl, sich von Helgo verschlucken zu lassen oder für diesen den Brautwerber zu machen bei der schönen Roga, einer Salamandrine, der Tochter eines feurigen Drachen und Wangas, einer Sandbank in der Nordsee. Der Wassergeist bedarf bei dem Feuergeist eines menschlichen Vermittlers. Aber Rol darf Roga nur ein einziges Mal küssen, ist die Bedingung. Er willigt ein, zu ihr zu gehen. Sie haust, von feurig-flüssigem Element umgeben, in einer Glashalbkugel und wird von ihrer Mutter Wanga bewacht. Mit einem Wasserstrahl wird Rol durch Helgos Nasenlöcher hinaus und

jenseits der Brandung ans Ufer der Düne geschleudert, wo er vor Rogas Glaskugel niederfällt. Er vernimmt ein liebliches Tönen und Klingen, das durch den melodischen Tanz der Flammenzofen Rogas Azure, Rosane, Solfarette und Vertine, erzeugt wird, und sieht die Salamandrine, die ihn sofort zu heißer Liebe entflammt. Sie hat ihn schon lange erwartet. Mit Hilfe der Zofen gelangt er zur Geliebten, vergißt aber im Taumel seinen Auftrag. In der umgestülpten Halbkugel entfliehen die beiden der schlafenden Hüterin und schwimmen lustig auf dem Meere davon, ohne an Wangas Warnungen und Helgos Rache zu denken. Das Meer wird immer wilder, Helgos Boten, gräßliche Meerungeheuer, umringen sie, und der Sturm treibt sie auf des Riesen Felsenkrone zu. Eine furchtbare Windsbraut rast heran, bedeckt mit ihrem schwarzen Wolkenmantel die Schale, und eine Riesenfaust zieht Rol unter der Decke hervor und wirft ihn ins Wasser. Von den Meergeistern wird er in die Länge und Breite gezogen und mit Meeresgrund und Steinkruste überkleidet und vor der Felsenkrone aufgepflanzt, wo er heute noch steht, anzusehen wie ein Pfeiler, den die Flut von der Insel getrennt hat. Roga wird in Helgos unterseeischen Eispalast entführt, entkommt aber mit Hilfe ihrer Flammenhülle. Kaum hat sie den oberen Rand der Felsenkrone durchbrochen, als Helgo in Wut die Glaskugel ergreift und festhält. Da packen ihn seine Feinde, der kleine und der große Bär, mit ihren ungeheuren Tatzen und rammen ihn mit Felsblöcken in dem Loche fest. Infolge seiner Fischnatur muß er an der Luft versteinen, mit ihm seine Krallen, die er in Rogas Glashaus geschlagen hat. So steht er heute noch auf der Höhe von Helgoland, auf seinem Haupte die sehnsüchtig nach dem versteinten Rol ausschauende Roga, und wird vom blinden Volke der Seefahrer, Geographen und Inselbewohner für einen Leuchtturm gehalten. Nur in dieser einen Gestalt ist er erstarrt, in anderen Gestalten bestürmt er beständig in selbstmörderischer Absicht seine eigene Krone. Täglich bröckelt ein Edelstein heraus; wenn sie eingestürzt ist, sind Rol und Roga frei. Zwei von den Zofen haben vor der Insel Posto gefaßt und sehen aus wie ein paar ins Meer gestürzte Felsstücke; bei näherem Zusehen erkennt man ihre schlauen, ausdrucksvollen Gesichter. Die zwei anderen fahren unter dem Schleier geheimnisvoller Dampfwolken beständig ab und zu; unbegabte Sterbliche halten sie für Dampfschiffe. So steht am Schluß die Märcheninsel mit ihren charakteristischen Wahrzeichen vor dem Leser. Leuchtet das Meer,

so streut Helgo Hände voll Juwelen in die Fluten. Ihren Schrei: „Hüte dich! Hüte dich!“ haben die Möwen dem warnenden Liede Wangas abgelauscht. — Die Inhaltsangabe vermag nur eine sehr unvollkommene Vorstellung von dem Seemärchen zu geben, da die Eigenart desselben sich viel weniger in der Erfindung der Handlung als in der Gestaltung des Stoffes zeigt, dessen Fäden Starcklof trotz aller Verwirrung beständig fest in den Händen behält.

Die Ironie, mit der er seiner Schöpfung gegenübersteht, erinnert bald an Wielands romantische Epen, bald an Tiecks Märchenkomödien, bald an Heine. Er wirbelt den Leser im Kreise herum, daß ihm fast die Besinnung vergeht. Beständig fällt er aus der Rolle, tritt selbst in den Rahmen der Erzählung, führt private Gespräche über die Handlung, den Helden oder gar nicht zur Sache gehörige Dinge mit dem Leser, den er durch Zwischenrufe des Erstaunens, der Freude oder des Schreckens die Erzählung unterbrechen läßt, um ihn über seine Befürchtungen seinerseits zu beruhigen. Dann verantwortet er sich wegen seines technischen Verfahrens vor dem Leser, dessen Illusion er durch Aufschneidereien, Verwirrung der Chronologie, literarische Zitate unter dem Texte, Parentheſen und übermäßig verschachtelte Sätze, über die er selbst spottet, beständig zerstört. Oft besteht die Illusionszerstörung auch nur in den sehr zahlreichen und sehr gewählten Fremdwörtern und fremdsprachlichen Zitaten oder falsch angewandten Beiwörtern und Übertreibungen, oft in der Übertragung moderner Zustände und Denkart auf das Märchenmilieu und seine Gestalten. Einmal unterbricht er die Erzählung, um dem Leser den Sturm, der über Rol hereinbricht,

in noch dazu gereimten Bildern
Gar anmutig und grausenvoll zu schildern,

„einen Sturm von der schwarzen beliebten Sorte“, der sich durch ungeheuerliche Bilder und stark übertriebenes Pathos auszeichnet. Eingefügte Verse sind in burleskem Tone gehalten. Eine Gelegenheit für pikante Witze läßt Starcklof sich ebensowenig entgehen wie Heine; von ihm hat er vielleicht gelernt, politische und gesellschaftliche Satire einzuflechten. An politischer Satire steckt wohl noch mehr darin, als wir heute herauslesen können. Seinen Hohn und Spott läßt Starcklof vor allem an dem unglücklichen Prinzen und den Hofkavalieren aus[5]). Daß ein Kunstprodukt wie dies Seemärchen nicht populär werden konnte, ist selbstverständlich.

Eher hätte Heinrich Smidts kleines Märchen „Helgoland“ [6]) den Ansprüchen einfacher Leser genügen können, wenn es Smidt nur nicht so sehr an Schwung der Phantasie und der Ausmalung von Nebenumständen (die bei Starcklof zuweilen ganz trefflich ist) gefehlt hätte. Er erzählt gar zu trocken und zu wenig fesselnd. Der Inhalt ist folgender:

In alten Zeiten war Helgoland durch fruchtbare Weiden und Felder mit dem Festlande verbunden; seine Endspitze bildeten Dünen. Unter einer milden Königin lebte dort ein glückliches Hirtenvolk. Um die schöne Königstochter Walguna hat der Wasserriese Ligur, der Beherrscher des Meeres, vergeblich geworben. Er läßt seinen Zorn an dem geliebten Schäfer Walgunas aus, den er in eine Austernschale preßt und ihr zum Hohn auf die Düne wirft. Walguna eilt zu dem Geliebten, und Ligur läßt durch seinen Diener den Zusammenhang zwischen Düne und Festland zerstören. Die Mutter geht einen verwandten Zauberer um Hilfe an, der indes zu spät kommt. Über das Wasser vermag er Walguna nicht zu retten, er umbaut sie deshalb mit einer kristallenen Kugel, die im Sonnenlichte in tausend Farben spielt; darunter wird sie in Schlaf versenkt. Oben darauf wird als Hüter ein Feuergeist gesetzt. Ligur will diesen vernichten und wirft ihn gegen die Kuppel, die auch zu schmelzen beginnt. Doch die Trabanten des Zauberers werfen einen ungeheuren Stein auf den Riesen, durch den hindurch der wütende Ligur seinen nackten Arm reckt. In der Faust hält er noch den Feuergeist, der mit magischem Glanze den Stein beleuchtet. Immer tiefer sinkt der Stein; er saugt sich fest auf dem Grunde des Meeres. Der Arm des Riesen starrt, einer Zuchtrute gleich, gen Himmel. In stiller Nacht hört man sein grauenvolles Schmerzgestöhn, das sich mit den süßen Wonnelauten der ruhigen fortträumenden Prinzessin vermengt. — „Ihre Stimmen sind heute verstummt, der Feuergeist ist entwichen, aber allabendlich entzünden die Helgoländer auf dem Riesenarm zahlreiche schimmernde Lampen.“ — Daß dieser Schluß überaus schwach ist, scheint Smidt selbst empfunden zu haben; denn, als er das Märchen 1839 in seine „Fahrt nach Helgoland“ unter dem Titel „Ligurs Arm“ wieder aufnahm, hat er die Handlung präziser gefaßt und zum Schluß so gestaltet: „Der Leuchtturm auf der Höhe ist Ligurs Arm. Wenn ihr des Abends die Kuppel desselben erglühen seht, kehrt der Salamander zu der gewohnten Stätte zurück, und wenn um Mitternacht die Wogen am Felsen aufrauschen,

tragen sie Walgunas klagenden Gesang auf die weite See hinaus." Die Ähnlichkeit mit Starcklof liegt auf der Hand, wennschon der Name des Riesen ganz willkürlich gewählt ist. Die Gruppierung der Personen ist dieselbe: eine Königin, ihre Tochter, um die der Wasserriese wirbt, ihr Liebhaber. — Die Kristallkuppel, der Feuergeist, der in der Hand des Riesen zur Flamme des Leuchturms wird, fanden sich dort schon vor, ebenso die eingreifenden feindlichen Mächte, die den Riesen mit Felsen blockieren. Eine gemeinsame Quelle für beide habe ich nicht auftreiben können. Das Wahrscheinlichste ist, daß Smidt das Seemärchen Starcklofs kannte, es möglicherweise für die Bearbeitung einer alten Sage hielt und es in seiner nüchternen Art unter Beseitigung aller Schnörkel nacherzählte. Eine auffallende Analogie bildet auch die sonst nicht in seiner Art liegende grausam höhnische Behandlung des Liebhabers der Prinzessin. Für den bekannten Mönch Helgolands hat Smidt auch ein eigenes, von der (bei Müllenhoff) erzählten, ortsüblichen Sage abweichendes Märchen verfaßt[7]), in dem er sich bemüht, Fouqués ritterlichen Spuren zu folgen. Etwas gewaltsam versetzt er zum Schluß seine Personen an die Nordsee; die Heldin wird auch hier von einer von zwei Salamandern gehaltenen Kristallkuppel umbaut; der Mönch und seine Kunigunde werden im Meere durch einen vom Teufel geschleuderten Stein begraben, der seitdem den Namen „Mönch" führt.

Die Helgoländer Märchen scheinen weiter keine Nachfolge gefunden zu haben. Die Hauptliteratur über Helgoland setzt an einem anderen Punkte ein. Man begnügt sich nicht mehr mit dem Blick auf die Insel von ferne, sondern erforscht ihr Inneres oder richtiger ihre Oberfläche, das Leben und Treiben ihrer Bewohner, der kühnen Lotsen von Helgoland.

II. Reiseliteratur.

Das Reisen zum Vergnügen oder zur Belehrung war seit der Verbesserung der Verkehrsmöglichkeiten Mode geworden. Vor allem reisten Journalisten und Schriftsteller. Badereisen gehörten bald zum guten Ton. Nachdem G. Ch. Lichtenberg schon in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts eine Fahrt „nach der dänischen Insul Helgoland" unternommen[8]) und 1793 seine kleine Schrift: „Warum hat Deutschland noch kein Seebad?" veröffentlicht hatte, waren in rascher Folge Nord- und Ostseebäder auf dem Heiligendamm bei Dobberan, auf Rügen, auf Norderney, auf Föhr[9]) entstanden. Auf

Helgoland, das nach dem Rückgang des Schmuggelhandels mit England, der zur Zeit der Kontinentalsperre in hoher Blüte gestanden hatte, aus großer Wohlhabenheit in tiefste Armut gesunken war, setzte ein findiger, patriotisch begeisterter Schiffsbauer, Andreas Siemens, 1826 die Gründung eines Seebades durch. Helgoland wurde bald bekannt, berühmt und wohlhabend, änderte aber allmählich vollständig seine Physiognomie. Ohne diese Veränderung würde es kaum je eine Rolle in der Literatur gespielt haben. Altertums- und Sprachforscher, Historiker, Geographen, Mineralogen, Botaniker, Maler, Dichter, Journalisten, alles zog nach dem kleinen Eiland in der Nordsee, von dem schon Adam von Bremen gesagt hatte: »Sunt et aliae insulae contra Fresiam et Daniam, sed nulla earum tam memorabilis«: und es erwuchs eine im Verhältnis zu der kleinen Insel umfangreiche Literatur, die sich auf zahlreiche Zeitschriften verteilte[10]). Mit romantischem Schimmer umkleidete man die einfachen Bewohner, deren Sitteneinfalt und Treuherzigkeit man nicht genug rühmen konnte. Mancher aber, der von den geriebenen Helgoländern übervorteilt und geprellt worden war, erhob laut seine Stimme gegen solche dichterische Phantasien[11]). Von dem, was die Zeitschriften brachten, sehe ich hier ab.

Heinrich Heine zählte zu den ersten ständigen Besuchern der Seebäder. 1830 erprobte er die Vorzüge Helgolands; damals steckte er aber wohl zu tief in der Politik, namentlich der Begeisterung für die Julirevolution, als daß er sich in die Romantik der Insel eingehend hätte versenken können. Was er in die auf Helgoland geschriebenen Partien seines Buches über Börne hat einfließen lassen, ist kein nennenswerter Beitrag zur Charakteristik der „kecken Nomaden der Nordsee". Genug andere aber folgten den durch seine Reisebilder gewiesenen Wegen in den dreißiger Jahren, der Blütezeit der „Reisejournale", „Bilder", „Briefe", „Skizzen", „Erinnerungen" und „Zustände"[12]). Trotz der schon erwähnten selbständigen Auffassung der Nordsee ist Ludolf Wienbargs „Tagebuch von Helgoland" (1838 bei Hoffmann & Campe in Hamburg) ohne Zweifel auf die Anregung von Heines „Nordernay" zurückzuführen.

Eine Fahrt nach Helgoland und ein längerer Aufenthalt auf der Insel bilden den Rahmen des Tagebuches, das willkürliche Plaudereien über dies und jenes bringt, Schilderungen der Insel und des Meeres, die indes nicht so oft wie bei Heine den Charakter poetischer Stimmungsbilder annehmen. Erzählungen aus dem Leben

der Helgoländer und Helgoländerinnen stehen neben kleinen Bildern aus dem Badeleben. Dazwischen finden sich seltener die Politik, häufiger die Literatur und Religion betreffende Gespräche oder Auseinandersetzungen (z. B. über die Zukunft der deutschen Literatur in den Händen der Frauen; ob eine mundartliche Literatur wünschenswert sei oder nicht u. a.), oft auch Bemerkungen rein persönlicher Art, die außerhalb allen Zusammenhanges ständen, wenn sie nicht durch die Person des Schreibers mit dem übrigen zusammenhingen. An eingestreuten, meist recht mäßigen Versen fehlt es nicht. Wienbarg geht nicht ganz so sprunghaft vor wie Heine, einzelne Gespräche oder Auseinandersetzungen rundet er ab; er verfährt mit mehr Ernst und weniger Frivolität als Heine, verfügt aber auch nicht über dessen Witz. Von Heine weicht auch der einer Neigung der Zeit entgegenkommende populär wissenschaftliche, belehrende Zug ab, den Wienbarg hineingetragen hat.

Er stellt die Insel als Ganzes mit Ober- und Unterland in recht unpoetischen Vergleichen (— Helgoland ein großer Fleischerklotz —) dem Leser vor Augen, schildert mit mehr Wärme das trauliche, enge Helgoländer Kajütenstübchen und das Anwesen seiner Wirtin, die Treppe, auf der die schönen Helgoländerinnen auf und nieder steigen, ferner eine Überfahrt nach der Badedüne, einen Rundgang um die Insel mit den allmählich abbröckelnden seltsamen Felsvorsprüngen. Die eigenartige Stimmung, die an einem dumpfen, bleischweren, gewitterschwülen Tage über der Insel liegt, bringt ihn auf den Aberglauben und die Hellseherei der Helgoländer. Das großartige Schauspiel, das ein Gewitter auf dem Meere bietet, wird mehr angedeutet als ausgeführt. Vom Sathorn herab deklamiert er den „König in Thule" und berauscht sich „an der erhabenen Heiterkeit und dem grenzenlosen Glanze eines Morgens im Schoße der Nordsee". Alles Irdische entschwindet seinen Blicken bis auf den „steinernen Sarkophag" unter seinen Füßen. Sein Hauptinteresse ist dem Inselvolke zugewandt. Von der Deckens[13]) Charakteristik desselben erklärt er für ungenügend trotz einzelner markiger, treffender Züge. Von den „von Honigseim triefenden und mit Goldflittern benähten Helgoländern" will er auch nichts wissen. Ganz verfehlt erscheint es ihm, daß auf dem berühmten eine Brautwerbung auf Helgoland darstellenden Bilde (es muß das Jordansche von 1834 sein) der junge Fischer als verlegen niederschauender Bauerntölpel gezeichnet ist. Er selbst betrachtete die Leute vom

Standpunkte des Dichters. Die Kontinentalsperre und die Badeanstalt haben die Helgoländer aus ihrem Element gerissen, sodaß man sie nicht mehr als natürliche Staffage der einsamen, meerumrauschten Insel zeichnen kann. Wienbarg sieht in dem Helgoländer der Vorzeit kein Wesen der Idylle, keinen Geßnerschen Fischer. Die falkensichtigen, beutegierigen Augen der Lotsen sieht er noch jetzt vom Fallm herabspähen aufs Meer, aber sie schrecken ihn nicht; sie sind ihm eine Naturerscheinung. Die Schlauheit der Helgoländer ist eine Tochter des Meeres und der Klippen und deshalb poetisch und nicht niedrig und gemein. Er stellt sich also auf einen ästhetischen, nicht einen moralischen Standpunkt ihnen gegenüber[14]). Wir werden sehen, wie alles, was Wienbarg in seinem Tagebuch zusammengetragen hat, nach und nach novellistisch ausgestaltet wurde.

Setzte Wienbargs Tagebuch von Helgoland ein bis zu einem gewissen Grade auch literarisch gebildetes Publikum voraus, so war die bereits erwähnte „Fahrt nach Helgoland" von Heinrich Smidt (Berlin 1839) auf viel weitere Kreise berechnet. In fünfzehn kleinen Bildern wird hier die übliche Fahrt, wie sie jeder machen kann, beschrieben: das Schiff, die Einschiffung, Elbpanorama, Gewitter auf der Elbe, Landung bei Mondenschein, Fahrt nach der Düne, um die Insel usw. Smidt zeigt dabei Vorliebe für gewisse billige Effekte; seine Schilderungen mahnen an Öldruckbilder. Während Wienbarg der berühmten Teertonnenbeleuchtung keinen Geschmack abzugewinnen vermochte und nur das leere Theatralische dieser Veranstaltung empfand, schwelgt Smidt in Entzücken über den zauberhaften Anblick und in begeisterter Erinnerung an Fouquésche Helden. Die schon erwähnten Märchen sind nebst Sagen der Niederelbe in die verschiedenen Schilderungen eingelegt. Sich selbst hat H. Smidt als Mitglied der Reisegesellschaft eingeführt, und nie verfehlt er, mit selbstgefälligem Lächeln auf seine „Seemannssagen und Schiffermärchen" oder seine „Hamburger Bilder" zu verweisen. Über seine Charakterisierung des Volkstums ist nichts zu sagen.

III. Helgoländer Sittenbilder.

Auf einer höheren Stufe steht der mehr durch seine literarischen Arbeiten, denn als Reiseschriftsteller bekannte Eduard Boas (1815—1853). In der Ausgabe seiner Werke von 1846—1848 steht im vierten Bande: „Leben und Weben auf Helgoland", eine

Sammlung von Sittenbildern, die den Übergang bilden zu den Novellen von Dingelstedt und Rodenberg. Die Mehrzahl derselben kann man gut als Novellen bezeichnen, das Ganze mit einigem Vorbehalt als Novellenzyklus, der einige Familien durch verschiedene Generationen hindurch verfolgt, etwa in der Art wie Henrik Steffens' Novellenzyklen[15]); doch ist die Komposition hier viel weniger verwickelt. Die Flut der Helgoländer Schriften, meint Boas, habe das eigentliche Bergwerk des Felsens garnicht entdeckt, es liege noch lauter ungenutzter Stoff da — eine romantische Szene für die Handlung, traulichste Enge und das Ganze umflossen vom Wogenkreis der Nordsee, — alle Familien verschwägert und verbunden, ihre Ereignisse und Schicksale sich gegenseitig bewegend wie das Räderwerk einer Uhr[16]). Die so gewiesene Bahn geht er selbst. Der Zusammenstoß der erst so einsamen Insel mit der Außenwelt, die dadurch hervorgebrachten Wandlungen liefern ihm Motive für seine Erzählungen. Jede bringt ein lokales Ereignis, das sich auf eine Familie bezieht, einen Wendepunkt aus der Geschichte Helgolands zum Hintergrunde hat und zugleich eine Seite des Volkslebens besonders hervortreten läßt.

An der Spitze steht als eine Art Einleitung eine Schilderung des Landes, die zur ersten Orientierung des Lesers dienen soll; alle Einzelheiten der Landschaft kommen aber im Verlaufe der Erzählungen auch wieder auf irgendeine Weise zur Geltung: die Treppe, der Fallm, der Leuchtturm, Ober- und Unterland, die Düne, der Strand, die Klippen usw., so daß sich aus diesen Einzelbildern das Bild der Insel noch einmal zusammenfügt, wie es sich im Frühling, im Sommer, bei Sturm oder Sonnenschein bietet. Zuerst befinden wir uns in der Zeit der Kontinentalsperre. (Nr. 2. „Die englische Post".) Jasper Rickmers soll Antje Siemens heiraten, weil ihr verstorbener Vater Mitbesitzer der Schlupe seines Vaters ist; er liebt aber eine Nicht-Helgoländerin, Marieliese, die Tochter des Strandwirts von Neuwerk. Wichtige englische Depeschen sind nach der von Franzosen besetzten Insel zu bringen. Das Los trifft Jaspers Vater. Statt seiner erbietet sich freiwillig der Sohn zur Fahrt. Mit seinem Freunde Kobers gelangt er glücklich durch den Nebel auf der eistreibenden Elbe am französischen Wachtschiff vorüber. Marieliese rettet ihn vor den französischen Soldaten, muß aber selbst fliehen und findet freundliche Aufnahme bei den alten Rickmers, die um ihres tätigen, anmutigen, freundlichen Wesens in

die Heirat mit der „Fremden" willigen. Durch Anlegen der Helgoländer Tracht überwindet sie auch den Widerstand der konservativen Inselbewohner; denn mit der Fremden, die an ihrer Tracht kenntlich war, wollte niemand „im Roten Wasser" tanzen. Jasper wird zum Lohn für seine Tapferkeit vom englischen Gouverneur zum Signalmeister mit stattlichem Gehalt ernannt und verschenkt seinen Anteil an der Schlupe an Kobers, der Antje liebt. Diese ist die Heldin der folgenden Erzählung, der „Blume von Helgoland". Wie die vorige ein Blatt in der Helgoländer Geschichte bildet um des historischen Hintergrundes willen (sie schildert den Zusammenstoß der alten, streng rechtlichen, bescheidenen Generation mit der neuen, die durch den Schmuggelhandel mühelos viel Geld verdient), greift in dieser eine fremde Macht, die englische Besatzung, vernichtend in das Familienleben der Insel ein. Ein wirkliches Geschehnis, der seit Menschengedenken erste Selbstmord auf der Insel, liegt der Geschichte zugrunde. Bei der Mutter Antjes, „der Blume von Helgoland", mietet sich ein vornehmer englischer Offizier ein, der durch seine Gewandtheit bald das Herz des unerfahrenen Mädchens umgarnt, das sich willig seinen Liebkosungen überläßt, zumal die hochmütige, eingebildete Mutter ihm allen Vorschub leistet. Als Antje zur Erkenntnis der Treulosigkeit des Geliebten kommt, vermag sie die Schande nicht zu tragen und stürzt sich in einer eiskalten Nacht, als Schnee die Insel bedeckt, von der Klippe hinab ins Meer. Der treue Kobers rächt sie an dem ehrlosen Moorfield, der den Abschied nehmen und die Insel verlassen muß. — Weniger durch eine bestimmte Handlung in sich abgeschlossen, als trefflich in der Anschaulichkeit der Sittenschilderung sind die dem Fischfang und dem Lotsengewerbe gewidmeten Erzählungen. Die Zeit des Schmuggelhandels ist vorüber; Börse und Theater sind verschwunden, die Gasthäuser leer; das Geld ist aufgezehrt. Der Fischfang muß wieder das Land ernähren; denn auch der Lotsendienst geht zurück. Am Eingang steht eine lebhafte Szene in einem Schuppen bei Kienfackelbeleuchtung. Frauen und Mädchen rüsten das Fischzeug für eine Mannschaft. Schnadder-Maricke erzählt dazu Schauergeschichten vom Meerwüff, vertauschten Kindern, dem Lauffeuer und dem „bisterk Ding mit Tolliarogen", das Seeunglück voraussagt. Am andern Tage fahren die Mädchen zum Sandspierenfang auf die Düne und bei Sonnenuntergang und prächtig erglänzender See unter dem Gesange eines alten Seemannsliedes mit elegischer Melodie in gleichmäßigem

Takte heim, auf die flimmernden Lichter von Helgoland zu. Drei Tage darauf geht's zum großen Fischfang in See, der mit allem Zeremoniell, althergebrachten Sprüchen und Gebeten geschildert wird. Den Beschluß der Erzählung macht eine nach altnationalem Brauche gefeierte Hochzeit; auch einer Helgoländer Taufe wohnen wir später bei. Dann finden wir auf dem Fallm zwei uns schon bekannte Lotsen, die über den Rückgang des Verdienstes und die vielen unnötigen Neuerungen klagen. Nachts erhebt sich ein Sturm, und der Ruf „geloot!" (Losen!) schallt über die Insel. Es gilt eine Bergung, das aufregendste Ereignis im Leben der Helgoländer. Als letzten der Schiffbrüchigen rettet Kobers mit Selbstüberwindung den schwerkranken Moorfield, dem er auch, da es sonst niemand tun will, Obdach bis zur Genesung gewährt. Wenige Tage darauf kommt er selbst auf hoher See um. Moorfields Wiedererscheinen hat seinen Kameraden Cowley, der mit der Besatzung die Insel verlassen will, so erschüttert, daß er die seit sieben Jahren angebetete Dörtje Ölrichs heiratet, seinen Abschied nimmt und bleibt. Ihre Trauung wird unterbrochen durch den Ruf „de Schnipp is kumen", die Ankunft der Wandervögel, zu deren Fang alles, auch der Pastor, hinauseilt. Erst am späten Nachmittag kann man die Trauzeugen wieder zusammenbringen.

Dann wird das Seebad gegründet. (Nr. 7. „Fabel und Geschichte".) Marieliese und Jasper, die Eltern zweier hübscher Kinder, Tütje und Erich, haben einen freundlichen Gast, Professor Schackius, der ihnen seine Abhandlung über Helgoland vorliest, eine Zusammenstellung sämtlicher wahren und falschen Sagen und Berichte. Die Einkleidung ist erzwungen und ungeschickt; der schwere Ballast paßt nicht in die leichte Erzählung. Seine Abhandlung wird ergänzt durch die Geschichte zweier einheimischer Schriftsteller: Hans Frank Heikens', eines alten Schiffskapitäns, dessen Memorabilien 1844 Ad. Stahr herausgegeben hatte, und J. Andreas Siemens, des Begründers der Badeanstalt, der auch bei Wienbarg schon aufgetaucht war, ferner durch einen Besuch beim Helgoländer Buchhändler [17]).

Professor Schackius hat Tütje gebildet und sie dadurch für ein besseres Los geeignet gemacht, als die Insel ihr bietet. Da erscheint ein junger Schriftsteller, Max von Waldegg, als politischer Flüchtling und findet unter den Helgoländern ein dankbares Publikum für seine Freiheitsbegeisterung. Er folgt bald dem Beispiel seines Freundes, eines Malers, der mit einer Helgoländerin, der schönen

Eliza Cowley, der Tochter Dörtje Ölrichs und des englischen Offiziers, die eine sehr unglückliche Ehe führen, verlobt ist. Bei dessen Hochzeit hat er mit Tütje nach Jordans Heiratsantrag auf Helgoland (vgl. Wienbarg!) ein lebendes Bild zu stellen; er macht seinen Antrag schon, ehe der Vorhang aufgeht, den ein mißgünstiger Nebenbuhler aufzieht, als beide sich in den Armen liegen. Ehe er sich verantworten kann, wird W. erklärt, er habe Tütje kompromittiert und müsse sie heiraten. Dadurch wird er zur Opposition gereizt und versucht zu entfliehen; niemand hilft ihm. Sein Boot wird von der Brandung erfaßt; doch wird er noch glücklich gerettet und kommt zur Besinnung. Unter dem Titel „Aus Waldeggs Tagebuch" wird in der uns von Wienbarg her geläufigen Weise das uns bereits bekannte Helgoländer Leben noch einmal entrollt. Etwas eigenartig erscheint es, wenn hier gesagt wird, Novellen brauchten in Helgoland nicht erst erfunden zu werden, mit dem Zusatz, es hätten sich seit 40 Jahren dort genug ereignet, und wenn als typisch Ereignisse aufgeführt werden, wie wir sie in vorausgegangenen Novellen kennen gelernt haben. Unabsichtlich ist das nicht angebracht, vielleicht liegt eine Nachwirkung romantischen Einflusses vor.

Eine neue Familie tritt in „Graf und Gräfin" zu den bisher bekannten. Der Einfluß des Badelebens macht sich bereits schädlich geltend. Die jungen Mädchen kleiden sich jetzt elegant nach städtischer Mode. Ein angeblicher Reichsgraf (in Wahrheit sein Kammerdiener) verheiratet sich mit der schönen Marie Krohn und verschwindet nach einem Jahre unter Mitnahme alles baren Geldes, das auf Helgoland aufzutreiben ist. In der letzten Geschichte „Der Polizist als Friedensstörer" tritt der Dichter (wie es wohl in den romantischen Romanen üblich war) in den Kreis der handelnden Personen und bittet, selbst weiter erzählen zu dürfen. Auf dem Schiffe trifft er mit Erich Rickmers zusammen, der nach zweijährigem Aufenthalt bei seinem Schwager Waldegg, von glühender Heimatsliebe erfüllt, zurückkehrt. Er liebt Gretje Krohn, von der ihn das politische Leben seiner Heimatinsel trennt. Ihr Vater ist als Ratsmann im Besitz einer Würde, die nicht mehr wie früher dem Besten zugesprochen wird, sondern ein Familienvorrecht geworden ist. Koterien und Cliquenwesen stehen in Blüte. Um sich gegen das unwillige Volk zu sichern, haben die Ratsleute einen mürrischen, englischen Polizisten kommen lassen, der gegen ein hohes Gehalt als Friedensstörer auf der Insel tätig ist. Bei einer kleinen Straßen-

revolte findet sich die Mehrzahl der uns bekannt gewordenen Männer noch einmal zusammen; Erich Rickmers tritt kühn für das Volk ein gegen den Vater der Geliebten in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. So gerät Boas allmählich ins politische Fahrwasser. „In Helgolands kleinem Historienbilde liegt die Andeutung eines völkergeschichtlichen Fatums." Es erscheint ihm Deutschlands unwürdig, daß dies Land in fremde Hände kam. Denselben Gedanken sprechen Th. Mügge[18]) und Anastius Grün[19]) in ihren Dichtungen aus. Letzterer hat wie Boas den Versuch gemacht, das Helgoländer Leben in eine Reihe von Bildern zu fassen, die er in einem Sonettzyklus entrollte. Um der knappen Form willen konnte er nur andeuten[20]), was Boas in bisweilen ermüdender Breite ausgeführt hat. Boas will zuviel geben, zugleich Historiker, Sagenforscher und Dichter sein. Er steht noch mit einem Fuße fest auf dem Boden der unterhaltenden und belehrenden Reiseliteratur.

Seine männlichen Gestalten treten sehr zurück hinter den wunderschönen Helgoländerinnen, die alle stark romantisch gefärbt und idealisiert sind. Tatsächlich überraschen manche junge Friesinnen noch heute durch Rassereinheit, besonders ihre feingeschnittenen Gesichter, aber Boas trägt die Farben zu stark auf, die Mädchen sind alle etwas sehr träumerisch, zart, sentimental und blumenhaft. Er geht hier und da zu verschwenderisch um mit verbrauchten konventionellen Vergleichen; z. B. sagt er von Antje: „Woher hatte sie das dunkelblonde Seidenhaar, diese großen, herrlich blauen Augen und diese lilienweiße Haut mit leichtem Rosenatem angeweht? Woher die schmalen Purpurlippen, die zarte Hand und den kleinen Fuß, woher den elfenschlanken Wuchs?" Moorfield ist entzückt über dies „Bukett von Rosen und Cyanen". Bei seiner Anrede überzieht Nelkenglut ihr Gesicht. — Die farbigen Trachten verleihen diesen Gestalten besonderen Reiz. Marielieſe erscheint erst als Neuwerkerin. „Auf ihrem Ebenholzhaar saß ein kleiner Hut, mit Wachstaffet überzogen . . ., ein schwarzes Mieder, mit Silberlahn gestickt, umspannte prall wie ein Harnisch des Mädchens schöne, volle Brust. Dazu trug sie einen faltigen Friesrock von violblauer Farbe, scharlachrote Strümpfe mit Zwickeln und feste Lederschuhe, auf denen blanke Schnallen blitzten . . ." Dann heißt es von ihr: „Wie das Mädchen so dastand, in neuer Helgoländer Tracht, es war zum Malen. Sie trug den Peik, einen breitfaltigen Scharlachrock mit gelbgrüner Bordüre eingefaßt, und um die üppigen schwarzen

Haare hatte sie den Nösduk, einen bunten Schal, turbanähnlich geschlungen." Ähnliche Bilder werden von Tütje Rickmers und Gretje Krohn gezeichnet. Die „Blume von Helgoland" bringt ein reizendes Genrebild, dessen Mittelpunkt Antje bildet am blumengeschmückten Fenster, im sauberen Stübchen mit den Wandbetten, braunen Truhen, dem Ofen mit bunten Kacheln und Schiffsbildern an den Wänden.

Ausgesprochene Landschaftsschilderuugen sind selten. Einzelne schöne Momentbilder hat Boas dem Meere abzugewinnen gewußt. Hier wirkte wohl Heines Einfluß nach. Die flammende Sonne steht am Himmel und streut Goldlichter auf die schimmernden Wogen; wenn ein Windstoß über sie hinfährt, bäumen und überschlagen sich die Wellen wie wildgewordene Rosse. Auch von Kontrastwirkungen macht Boas Gebrauch. Am stahlgrauen Himmel zerreißen plötzlich die düsteren Behänge, hinter ihrem Schleier bricht die Sonne hervor, und „ein diamantner Strahlenschein", „eine blendende Feuergarbe fliegt über die rabenfinstre See". Manche Schilderung läßt trotz ihrer Farbenpracht ganz kalt, weil der Dichter dem Bilde zu kühl und ruhig gegenübersteht, so diese: „Lichtblau schimmert der Himmel und das Meer; im Osten ziehen weiße Gewitterwolken, aus denen Blitze zucken; im Westen lagert violettes Gewölk, dahinter steht die Sonne! . . ." usw. Einmal harmoniert die Natur mit der Stimmung seiner Personen; da erzielt Boas auch einen starken Eindruck, beim Selbstmord Antjes; da wird auch seine Sprache gehobener: „Weithin, unabsehbar dehnte sich die mondbeschienene Eiswüste, nur unten, tief unten bei der Felseninsel hatte die erregte Flut sich nicht bewältigen lassen. Um so wilder kochte und rauschte die Brandung dort an Klippen und Steinblöcke, wie dumpfer Donner schwoll ihr Getöse herauf. Hoch stieg der Mönch, hoch stieg die Nonne empor, zwei dunkle, grauenhafte Riesenleiber, und ihre Schatten reckten sich im Mondlicht lang über's Meer." Um den Helgoländer Volkscharakter recht innerlich zu verstehen, meint Boas, sollte man das Meer ganz genau kennen, und zwar nicht nur das „ruhige, sonnendurchblitzte" Meer im Sommer und bei Tage, sondern „die sturmerregte Nordsee im Winter und bei Nacht, wenn Eisschollen auf ihrer Flut sich drohend schaukeln".

Besondere Sorgfalt hat er der Sprache der Helgoländer zugewandt. Er läßt sie ein mit dialektischen Wörtern und Wendungen vermischtes Hochdeutsch reden, dem man wohl zunächst etwas skeptisch

gegenübersteht, das ja aber bei dem lebhaften Verkehr auf Helgoland nicht so ganz unmöglich gewesen sein mag; nur, ob die Leute untereinander so gesprochen haben? Für Mädchen wird stets Famel, junk für finster, Vaar für Vater, Springhüß für Tanzboden, aalsnig für niemals, dolleng für heute, bütten für draußen, iaarelk für gut gesagt. Hendal? henhoppen! lautet der Treppengruß usw. Auch auf diese Weise suchte Boas das Kolorit zn erhöhen.

Viel weniger sorgsam ging Ernst Willkomm (1810—1886) in seinen schon 1842 erschienenen „Lotsenerzählungen“ [21]) vor, die viel wilder und phantastischer und in ganz anderem Sinne romantisch sind. Schauerromantik wechselt mit plattester Nüchternheit, Mord und Totschlag mit mattem, schleppendem Dialog, mit Reden und Ausrufen, die derb und kernig sein sollen und plump und ungeschickt klingen. Willkomms Lotsen sind wilde Seeräuber, die wie beutegierige Habichte vom Fallm herabstoßen, wenn ein gefährdetes Schiff in Sicht ist, und gleich mit der Axt dreinschlagen, wenn ihnen ein Beuteluſtiger in den Weg kommt. Wenn einer dann im Finstern dem eigenen Bruder die Hand abschlägt, so ist das für diesen zwar sehr traurig, aber der Täter kann doch eigentlich nichts dafür; denn er hatte ihn nicht erkannt, und so vorzugehen, ist Bergerecht [22]). Willkomm zielt auf dramatische Bewegung ab; er will spannend und packend erzählen, aber es mißlingt ihm oft recht kläglich. In das Leben Helgolands ist er viel weniger tief eingedrungen als Boas, wenn er auch schon vor diesem die „Geschichte einer Bergung“ und eine „Jagd nach dem Bräutigam“ erzählte, die die Helgoländer Sitte zum Mittelpunkte hat, den Mann, der eine Helgoländerin kompromittiert hat, zum Dableiben und zur Heirat zu zwingen. Auch von der Ankunft der Wandervögel, die die Predigt unterbricht, hat er erzählt, aber wir vermögen in das übermäßige Lachen der Zuhörer des Leuchtturmwärters, dem die Geschichte in den Mund gelegt ist, unmöglich einzustimmen, denn der aufgewandte Witz ist matt. Am besten ist die Lotsengesellschaft beim Leuchtturmwächter geschildert, und der Gedanke, diesen erzählen zu lassen, war ganz glücklich. Die „Nymphe der Insel“ (eine Nacht auf dem Mönch) erinnert an Heinrich Smidt, dessen Begeisterung für die Teertonnenbeleuchtung der Insel Willkomm teilt. Auch Willkomms Geschichten verraten ihre Verwandtschaft mit der Reiseliteratur in der Unvollkommenheit des Aufbaues, den Abschweifungen zum Zwecke von Sittenschilderungen, die zum Ver-

ständnis der folgenden Handlung nötig sind (aber es eigentlich nicht sein sollten), und dem Mangel an Individualisierung der Vorgänge und Zustände.

IV. Badenovellen.

Aus den Reisetagebüchern und Sittenbildern entwickeln sich im folgenden Jahrzehnt die Badenovellen. Julius Rodenbergs „Düne von Helgoland" ist mit den Jahreszahlen 1852, 1859 versehen und steht in den 1861 erschienenen „Verschollenen Inseln", Franz Dingelstedts „Mädchen von Helgoland"[23]) ist wohl zuerst 1856 im Novellenbuch erschienen. Beide Novellen erinnern durch die von Dingelstedt nur zum Teil beibehaltene Form der Ich-erzählung an die Reisetagebücher; beide setzen z. B. mit der Reise ein; aber den beschwerlichen Ballast von belehrenden Auseinandersetzungen haben sie nach Möglichkeit abgeschüttelt. Helgoland ist jetzt bekannt, zum wenigsten setzt man das beim Leser voraus und erinnert ihn nur an dies oder jenes. Landschaftsschilderungen wandeln sich in Stimmungsbilder oder werden in die Handlung verwebt. Bei Rodenberg tritt das Leben der Helgoländer stark zurück, während es bei Dingelstedt im Mittelpunkte steht und in einem typischen Einzelschicksal zur Darstellung kommt.

Die Einleitung bei Dingelstedt, die den Erzählenden als abfahrenden Badegast einführt, wie er sich in einer Mischung von Selbstironie und Sentimentalität dem Schmerz des Abschiedes von der Insel und der Erinnerung an die genossenen Freuden des Badelebens hingibt, enthält recht viel Entbehrliches, unter anderem die anscheinend unvermeidlich gewordene Schilderung der Seekrankheit. Als das Schiff eben abfahren will, kommt noch eine junge Helgoländerin im roten Rock mit gelben Säumen, im schwarzen Holdskaldook mit einem kleinen Mädchen an Bord. Ihre Schicksale, aber vom Dichter, nicht von ihr selbst mitgeteilt, bilden den Inhalt der Novelle.

In einem furchtbaren Sturm naht sich ein amerikanisches Handelsschiff den Klippen von Helgoland und erbittet durch Notschüsse Hilfe. Die wetterfesten Lotsen haben es lange zuvor vom Fallm erspäht und sind zur Fahrt gerüstet. Als Lebensretter werden die Kühnen von den Versinkenden begrüßt, — da, im letzten Augenblick wendet sich das Blatt. Die Summe, die ihnen vom Kapitän für ihre Hilfe geboten wird, ist ihnen zu gering; was sie verlangen, übersteigt seine Vollmacht. Hohnlachend geben sie das Schiff mit

25 Passagieren dem Verderben preis. Die Beute ist ihnen sicher, der Wind muß das Schiff mit voller Ladung auf die Düne treiben. — Das Unglück geschieht, Trümmer und Leichen bedecken am anderen Morgen den Strand; ganz Helgoland erntet und birgt „Strandgut". Katharina Klassen, die schöne Tochter eines grausamen Lotsen, findet einen schwerverwundeten jungen Amerikaner, den sie trotz heftigen Widerspruchs des Vaters und der Brüder aufnimmt. Durch lange, sorgfältige Pflege rettet sie das fast erloschene Leben. Eine rührende Liebe verbindet bald Katharina und den Fremden, der sich als Sohn eines reichen New-Yorker Handelsherrn entpuppt. Die beiden gelten auf der Insel für verlobt. Ein Brief aus Amerika bringt die gehoffte Einwilligung nicht, sondern macht dem Idyll ein Ende. Als im Sommer die Badegäste herbeiziehen und James Young wegen seines Schicksals Mittelpunkt des Interesses wird, zieht er sich allmählich von der Geliebten zurück und versucht zu fliehen. Ganz Helgoland steht gegen ihn wie ein Mann. Sterben oder heiraten heißt es für ihn. Er wählt das letzte und zieht mit Katharina nach Amerika, wo sie ein sehr unglückliches Leben führt, da James' Eltern in ihr nur die Tochter der Barbaren sehen, die das Strandrecht in so unchristliche Anwendung brachten. Nach vier Jahren erhält sie die Erlaubnis, ihrem quälenden Heimweh zu folgen und mit ihrem Kinde die Heimat aufzusuchen. — Jetzt will sie zurückkehren. — Nach zwei Jahren findet der Erzähler sie in Paris, dem Hungertode nahe. Ihr Mann, der unter den unerquicklichen Verhältnissen litt, war gestorben; die Schwiegereltern hatten sie ohne die erforderlichen Geldmittel in die Heimat zurückgesandt. Ein Brief an ihren inzwischen verstorbenen Vater war uneröffnet zurückgekommen. Mildtätige Menschen ermöglichen ihr die Heimkehr nach dem geliebten Helgoland. Diese letzte Partie der Novelle ist nur skizziert und fällt stark ab gegen die auf Helgoland spielende Geschichte, die von dramatischem Leben erfüllt und spannend erzählt ist. Viel besser als Willkomm ist es Dingelstedt gelungen, die wilden Lotsen, „die Meernomaden", als ein Stück roher, ungebändigter Natur darzustellen [wie Wienbarg sie verlangte]. — Den beiden Hauptmotiven: Ausübung des Strandrechts und dem am ungetreuen Bräutigam ausgeübten Zwang zur Heirat sind wir schon bei Willkomm und Boas begegnet. Die Liebe zwischen zwei Angehörigen verschiedener Lebensverhältnisse, die schließlich beiden zum Unheil ausschlägt, steht schon im Mittelpunkte der 20 Jahre früher erschienenen (hier

an anderer Stelle zu behandelnden) „Hallig" von Joh. Chr. Biernatzki[24]).

Zu den Vorzügen der Novelle gehört das Zurücktreten der direkten Charakteristik (durch Beschreibung) gegenüber der indirekten (durch Handlung), ferner die Kürze und Knappheit der Schilderungen, z. B.: „. . . Der Abend kam, mit ihm der Sturm. Die ganze Insel belebte sich. Wie ein Meeresungeheuer erwacht sie nur mit dem Meere. Die Leuchttürme flammten auf, gleich Sonnen in der Nacht. Die Glocke rief die Lotsen zusammen. Boote wurden auf den Strand gezogen und Boote flott gemacht" . . . „Hast und Getümmel überall. Dazwischen plötzlich ein Notschuß, noch weit weg, gen Westen hin, jenseits der Dünen. Noch einer! ‚Hurra!' — Hinaus brachen sie alle, der Vater voran, die fünf Jungen hinterdrein." — Noch impressionistischer wirkt folgendes: „Da treibt ein Schiff — ist es eins, oder nur ein Kiel noch, ein Wrack? — auf den stürzenden Bergen, auf den steigenden Abgründen der Wellen, jetzt küßt sein Mast den Schaum, jetzt zerreißt der Sturm seine Segel wie Papierblätter, jetzt zerbricht die Welle sein Ruder wie einen Strohhalm. Und dazwischen das Geächze des Holzes, das Geknarr der Taue, das Gerassel des Eisens und dann und wann ein falber Aufblitz, ein dumpfer Knall und ein Geheul in das Sprachrohr." Hier liegt künstlerisch berechnende Absicht vor. — Der Sprache hat Dingelstedt auch Fleiß und Aufmerksamkeit zugewandt. Sie ist häufig gewählt, bilderreich; wenn er die Helgoländerinnen schildert, erinnert er an Boas: „Die feine Durchsichtigkeit der Haut, — des Haares feuchtgoldiger Schimmer — die meerlichte oder himmelblaue Tiefe der Augen — des Halses, der Arme, der Schultern schneeweiße Fülle und die schlanke, gaukelnde Gestalt: sie mahnen in Helgas Töchtern an die Mutter, die See." Ähnlich gehalten ist seine Schilderung des Frühlings. Bisweilen wird Dingelstedt platt und geziert, besonders, wenn er von Katharinas rotem Röcklein, ihrem Dachkämmerlein usw. spricht. Er liebt es auch, die geschaffene Illusion durch Einwürfe oder Reflexionen zu zerstören. Das ist wohl immer noch romantischer, speziell Heinescher Einfluß. So bei dem Dialog zwischen Kapitän und Lotsenführer: „Gerechter Himmel — nur einmal wird er so gehalten in der Welt, trotz aller Rührdramen und Schauerromane." — Oder: „Novellen dichtet die Liebe auf Helgoland nicht, nur Romane mit respektablem Schluß." Störend und manieriert wirken solche Anreden an den

Leser: „Nicht so, meine verwöhnte Dame der Stadt, nicht so, mein junger, parfümierter Stutzer?“ Immer wieder bemüht er sich, eine gewisse Ironie zur Schau zu tragen; Sentimentalität und Frivolität sucht er zu mischen, aber man kann sich des unangenehmen Gefühls nicht erwehren, daß es Pose ist; die Rührung liegt ihm besser.

Wenn schon Dingelstedts Novelle solche Mängel aufweist, so ist die Rodenbergs noch unbedeutender. Dieser erzählt ganz flott und gewandt, bisweilen etwas geziert, nicht ohne — gelegentlich forcierten — Humor eine Liebesgeschichte, die sich nur unter den Badegästen abspielt und sich auf der Hinfahrt nach Helgoland anspinnt. Die Schilderung der seekranken Badereisenden wird uns auch hier nicht erspart. Ganz geschickt ist in die persönlichen Stimmungen und Erlebnisse des Erzählers am Meere und auf der Insel der Fortgang dieser kleinen Liebesgeschichte verflochten, bei der der Erzähler nur als Zuschauer tätig ist. Bei dem geringen Umfange der Insel berührt es weiter nicht unwahrscheinlich, daß dieselben Personen sich immer wieder zusammenfinden. Den Höhepunkt bildet ein starker Sturm, bei dem ein junges Mädchen auf der Badedüne zurückbleibt und „Artur sich mit Lebensgefahr seine Braut aus den Wellen holt“. Dieser Sturm gibt Gelegenheit zu schönen Schilderungen, die den Hauptreiz der Novelle ausmachen. Das allmähliche Verdunkeln des Himmels, das Ausbleiben der kurz zuvor helleuchtenden Sonne, das immer hohlere Rauschen der Wogen, die, zuerst nur von einzelnen Windstößen aufgewühlt, höher und höher werden und, als der Sturm losbricht, sich trübgelb durcheinanderwälzen und wütend aneinandergrollen, ihren Schaum häuserhoch emporspritzen, so daß die Möwen schreiend nach ihren Schlupfwinkeln entweichen. — Das alles ist scharf gesehen und lebendig wiedergegeben. Charakteristisch für Rodenberg ist das Vorwalten eines lyrischen Elementes in den Meeresschilderungen, Heine dürfte auch hier noch nachwirken ... „nur das Rauschen der Brandung, voll und tief in den Felshöhlen unter mir, füllte mir die Seele, und vor meinen Ohren klang eine Musik, die ich mein Lebtag nicht vergessen will. Oft in fremden Ländern und an entlegenen Küsten habe ich sie wieder vernommen — immer so eintönig, so düster, so groß, wie eine Musik der jenseitigen Welten. So saß ich eines Abends zur Zeit der Dämmerung auf der Holzbank an der Nordwestspitze. Rot und glühend lag die Wölbung des Himmels über mir, und das ganze Meer schäumte purpurn bis zum fernen Horizont, wo es sich in düster flammendes Nebel-

gewölk — getränkt vom Licht der Untergangssonne, die unter diesem Gewande zu verbluten schien — verlief . . . ein greller Widerschein färbte die roten Felskanten umher, so daß sie magisch funkelten, und Möwen, gleichfalls in die Glut der Atmosphäre getaucht, flogen kreischend rundum oder verloren sich in der Dämmerung der Klippenschluchten". Gelegentlich bricht Rodenberg unabsichtlich durch eingestreute Reflexion die Stimmung, so wenn er Sätze einschiebt, wie: „Die Großartigkeit dieses Eindruckes hatte zugleich etwas Unheimheimliches und Fürchterliches," statt das Unheimliche und Fürchterliche noch stärker fühlbar zu machen. Auch den bei Sonnenaufgang über Meer und Insel ausgegossenen Farbenreiz weiß er in allen Abtönungen und Nüancen zu malen. In seinen wohl einer viel späteren Zeit entstammenden Helgoländer Liedern schimmert derselbe Farbenzauber[25]), während in den bereits erwähnten Sonetten von Anastasius Grün eine ganz eigenartig düstere Auffassung der Insel vorwaltet[26]).

Dann hatte Helgoland sich in der Dichtung wohl überlebt. Mit dem Aufblühen des Bades war es Mode geworden, über Helgoland zu schreiben. Die Beliebtheit der Insel hatte ihren Höhepunkt erreicht, aber der Reiz der Neuheit hatte sich erschöpft. Das eigentümliche Leben der Helgoländer war geschwunden oder nur zur Dekoration des Badelebens beibehalten worden. Was Helgoland und die Helgoländer den Dichtern an Motiven zu bieten hatten, war ausgebeutet worden. Nur die seichteste Unterhaltungsliteratur fand in den geringen Schwierigkeiten, unter denen zur Zeit der englischen Herrschaft hier ein Heiratskonsens zu erlangen war, einen Vorwand, Helgoland zu einem Gretna-Green für Liebende zu stempeln[27]). — Aber das Meer um Helgoland behielt nach wie vor seinen Reiz für empfängliche Dichter, und noch vor wenigen Jahren hat ihm Wilh. Holzamer in seiner Seenovelle „Die Sturmfrau" für eine nächtliche Segelfahrt eine Anzahl schöner, zum Teil impressionistisch gehaltener Stimmungsbilder abzugewinnen gewußt, über denen aber nicht die farbige Glut des Sonnenauf- oder -unterganges, sondern das sanfte, helle Licht des Mondes liegt. Sie bilden den Hintergrund für die eingelegte Erzählung, die die Erlebnisse eines Steuermanns bei einem heftigen Sturm vor Fanö wiedergibt. Dadurch, daß Holzamer seine Segler bei stürmischem Wetter ausfahren und bei ruhigem heimkehren läßt, hat er sich die Möglichkeit geschaffen, Vielseitigkeit zu entfalten in den Schilderungen,

durch welche die Erzählung gelegentlich unterbrochen wird, um an die gegenwärtige Situation zu erinnern. Bei drohendem Sturm, während dunkle Wolken über den Mond fliegen, ihre Schatten hastig und gespenstisch übers Wasser huschen, die Wellen rauschen, das Segel knattert und das Boot hoch auf den Wellen tanzt, beginnt Klaas Janssen zu erzählen. Ein anderes Bild: „Es war indessen vollständig windstill geworden. Hoch überm Meere stand die runde Scheibe des Mondes. Alles war von seinem Silberlichte übergossen, das noch besonders in dem dünnen, weißen Schaum der kaum merklichen Wellen, den die Bewegung des Wassers hervorrief, aufglitzerte und Silberperlen auf die Wellenkämme streute ... Und hoch und klar die Sterne. Stille Augen, die ins Wasser blickten, tief in seine Tiefe und wieder daraus hervorblickten, wie Fragen und Rätsel." In seiner Kürze besonders wirksam ist dies Bild: „Es war eine wunderbare Fahrt. Die gleichmäßigen Ruderschläge, das tropfende Wasser, glänzend im Mondlicht, die schäumenden Wellen, das geheimnisvolle Rauschen des Meeres — und bei alledem die tiefe Stille in der unendlichen Weite. Bald lag Helgoland weit hinter uns. Die Lichter auf der Klippe schienen uns klein. Nur der Leuchtturm hielt sein Lichtauge weit und hell offen" ... Aber von Helgoland und Helgoländern sehen und hören wir wenig in der Novelle. Daß der Erzähler ein Helgoländer ist, ist ziemlich unwesentlich. Von einem Zusammenhange mit der alten Helgolandliteratur ist nicht die Rede. Deren Blütezeit lag 50 Jahre zurück. Bereits in den fünfziger Jahren machte der Felseninsel eine andere Nordseeinsel den Rang streitig in der Gunst des Publikums und der Dichter, die auch bald ein Seebad erhielt, die Düneninsel Sylt.

Drittes Kapitel.

Die Düneninsel Sylt.

▽

Inzwischen hatte sich die deutsche Novellistik nach verschiedenen Richtungen entwickelt. In letzter Linie wohl auf die Anregungen der großen Weltumsegler und Naturforscher, eines Forster, eines Alexander von Humboldt zurückgehend, hatte sich speziell unter dem Einfluß der Cooperschen Romane, vielleicht auch der Übersetzungen von Bernardin de St. Pierre und Chateaubriands Erzählungen ein exotischer Roman herausgebildet. Die landschaftlichen Reize der überseeischen Gegenden weckten und schärften den Blick für die Schönheiten der europäischen Länder, die auch bald von den Romanschriftstellern zum Schauplatz der Handlung gewählt wurden. So entwickelte sich ein ethnographischer oder Landschaftsroman[1]). Dazu trat die Nachwirkung von Walter Scotts historischen Romanen, die dem Lokalen ebenfalls große Aufmerksamkeit und Sorgfalt zuwandten. —

I. Landschaftsroman, Wanderskizzen und Reisetagebücher.

Theodor Mügges „Vogt von Sylt" (1851) wird gewöhnlich als Landschaftsroman bezeichnet; mit demselben Rechte dürfte man ihn dem historischen, und zwar dem einer politischen Tendenz zuneigenden zuzählen. Mügge schrieb ihn für das Feuilleton der Nationalzeitung, die er als Organ für seine fortschrittliche Partei gegründet hatte, und wie Max Ring berichtet[2]), verschaffte der Roman der Zeitung viele Leser wegen seiner Beziehungen zu den Helden des Tages und den Ereignissen der Zeit. Der Held des Romans ist Uwe Jens Lornsen, dem 1893 als „dem größten Sohne

Sylts" ein Denkmal auf der Insel gesetzt worden ist. Mügge folgte im wesentlichen den historischen Tatsachen; nur den gewaltsamen Tod (Lornsen erschoß sich 1838 am Genfer See) hat er getilgt[3]).

Politische Auseinandersetzungen über Schleswig-Holsteins Verhältnis zu Dänemark — zwischen Lornsen und dem dänischen Staatsrat Hammersteen, Lornsen und dem Kronprinzen, Lornsen und dem König von Dänemark — denen gegenüber er für Erhaltung des Deutschtums in Schleswig-Holstein eintritt —, Lornsens Werben unter den Friesen für die Freiheit Schleswig-Holsteins und den Anschluß dieses Landes an Deutschland nehmen einen breiten Raum ein. Lornsens Lebens- und Liebesglück scheitert an politischen Gegensätzen. Nicht ohne Geschick ist das Volk der Friesen gezeichnet in dem ruhigen, ernsten Kapitän Lornsen, der sich nach wechselvollem Seeleben auf der Insel vor Anker gelegt hat und sich gerne noch seemännischer Ausdrücke und Vergleiche bedient, in dem trefflichen alten Lorenz Leve, einem rechten Friesenpastor, der brav wettern kann und den Frieden der Insel und die alten frommen Sitten gern bewahrt wissen möchte, in Heinrich Hilgen, der Kontrastfigur zu Lornsen, der die breite Masse der schwerfälligen, zäh am Bestehenden haftenden Friesen vertritt, der nichts wagt, wenn er nicht den sicheren Erfolg vor Augen sieht, und dem Politik im letzten Grunde gleichgültig ist, wenn es ihm nicht an Gut und Leben geht. Freiheitsbegeisterte Heißsporne wie U. J. Lornsen haben sich unter den Friesen auch sonst gefunden; ich erinnere an den verschollenen Dichter Harro Harring, der um seiner politischen Gefährlichkeit willen durch 48 verschiedene Gefängnisse Europas gewandert sein soll. Lornsen ist mehr Deutscher als Friese, obgleich seine Stammesangehörigkeit wiederholt betont wird. — Mit besonderer Liebe ist Sylt, die heißgeliebte Heimat des Helden, zu der es ihn immer zurückzieht und die doch seinem hochfliegenden, kühnen Geist keine genügende Wirkungsstätte zu bieten vermag, geschildert. Im Mittelpunkte steht Keitum[4]) mit seinen reichen Feldern und Wiesen, den von Bäumen umgebenen Häusern mit den roten Dächern auf zerstreuten Werften hinter dem hohen Deich. Das saubere friesische Zimmer, das einer Schiffskajüte ähnlich sieht, die freundlichen Gärten mit feurig roten Marschnelken, die stattliche Hannah Petersen mit den friesisch blauen Augen und den dunkelblonden, von roten Bändern durchzogenen Flechten, im roten Rock mit gelben Säumen, die in der Schminkbohnenlaube sitzt und Bohnen aushülst und

nachher das Lied vom treuen Uwe singt, der aufs Meer hinauszog und nicht wieder heimkehrte, das alles schließt sich nach und nach zu einem anziehenden Bilde zusammen. Eine stimmungsvolle Betrachtung wird auch den charakteristischen Wahrzeichen Sylts, den mächtigen Dünen, gewidmet, in denen die Stille des Todes herrscht und keine menschliche Spur zurückbleibt, weil der unaufhörlich rieselnde Sand sie sofort verwischt, die bei ihrer scheinbaren Unbeweglichkeit so gefährlich und beängstigend sind in ihrem langsamen, steten Wandern und in ihrem Grabesschweigen einen so wunderbaren Gegensatz bilden zur grünen, segensvollen Marsch. Dieser Gegensatz wird Jens zum Sinnbilde der Zukunft. Er muß wählen zwischen dem friedlichen Leben der Marsch und dem wüsten Treiben des Sandmeeres, das der Sturm durchwühlt, dem politischen Leben.

Aber nur der kleinere Teil des Romans spielt unter den Sylter Friesen; der größere ist Lornsens Tätigkeit in Kopenhagen und seiner Liebe zu der Tochter des dänischen Staatsrates Hammersteen gewidmet. Die Reisen, die der aus dem Gefängnis entlassene Jens Lornsen zur Kräftigung seiner Gesundheit unternehmen mußte, sein Aufenthalt in Marseille und sein Tod in Du Pressy gaben Mügge Gelegenheit zu farbigen Landschaftsschilderungen. Neben den Nordseebildern stehen Ostseebilder, Bilder vom Mittelmeer und vom Genfer See. Auch Helgoland und den inzwischen durch Biernatzki bekannt gewordenen Halligen zahlt er seinen Tribut, obgleich er anfänglich über die Helgolandliteratur spottet[5]). Beim Sonnenuntergang auf der Klippe von Helgoland macht der in etwas gar zu strahlenden Farben geschilderte Held die Bekanntschaft, die für sein ganzes Leben verhängnisvoll wird. Die britische Flagge, die vom Leuchtturm weht, gibt den Anlaß zum ersten politischen Gespräche. Der Baron und seine Tochter vertrauen sich der Führung des in der Schiffahrt ebenso wie in der Rechtswissenschaft bewanderten jungen Friesen für die Fahrt nach Husum an. Unterwegs werden sie von einem heftigen Sturm überfallen, der dem Dichter Gelegenheit gibt zu einer prächtigen Sturmesschilderung, und der die Reisenden nach der Hallig Südfall verschlägt. An diesen Abend am Meere auf der einsamen Hallig, der Lina Hammersteen und Jens Lornsen die Gewißheit der gegenseitigen Liebe gebracht hatte, erinnern sich die beiden, als sie sich nach langen Jahren der Trennung in Marseille wiederfinden und sie, als das letzte Glühen des Himmels

im Abendschatten untergeht, weiße Segel auf der tiefblauen Bai schimmern und im Nebel vergehen, der Wind leise über das Wasser rauscht, das Meer melancholisch seufzend unter dem Altan hinrollt und glänzende Funken in die Nacht sprüht, ihr verlorenes Leben noch einmal an sich vorüberziehen lassen. Und im Angesichte des glänzenden Genfer Sees, des wunderbaren Farbenspiels, das der scheidende Tag über die savoyischen Berge ergießt, nimmt der seinen Leiden Erlegene Abschied vom Leben und der Geliebten. So sind zwar die für die Liebesgeschichte bedeutsamsten Momente durch stimmungsvolle Landschaftsschilderungen fixiert, trotzdem ist aber „Der Vogt von Sylt" zuerst politischer Roman, politischer Tendenzroman sogar; denn die Leidenschaft, mit der der Dichter seinen Helden für die Freiheit Schleswig-Holsteins kämpfen läßt, erlaubt keinen Zweifel darüber, welche Stellung er selbst zu dieser aktuellen Frage einnahm[6]).

Auf Sylt gab es jedenfalls für den Dichter auch nach Mügge noch mancherlei zu entdecken. Ernst Willkomm, den wir schon als Verfasser von Helgoländer Lotsenerzählungen kennen lernten, hat alle Teile der Insel systematisch durchforscht und alle dichterisch verwertbaren Motive, alles Märchenhafte, Phantastische, Romantische hervorgehoben. 1854 veröffentlichte er eine kleine Sammlung von Reisebildern: „Im Wald und am Gestade", die an dritter Stelle die Wanderskizze „Ein Besuch auf dem Düneneilande Sylt" enthält. Sie gehört zu der Zwitterliteratur, der wir bei Helgoland begegneten, die belehrt, indem sie unterhält, und unterhält, indem sie belehrt. Eine Menge geologischer, botanischer, zoologischer und ethnographischer Beobachtungen ist hineingearbeitet, ohne sich ostentativ belehrend aufzudrängen[7]); geschickt weiß Willkomm das Interesse des Lesers durch Einflechten bodenständiger und eigenartiger Sitten der Sylter Vorzeit zu fesseln. Er erzählt von den altnationalen Festen, die am Petritage auf dem Wijnshoog gefeiert wurden, von der Halfjunkengängerei (dem Nachtfreien) und dem seemännischen Leben der Sylter Friesen. Durch Anspielung auf die Spannung mit Dänemark, die zur Zeit von Willkomms Aufenthalt auf Sylt (1849) herrschte, wird das Interesse erhöht und etwas Zeitgeist hineingetragen. Die frische und fesselnde Darstellung erweckt den Eindruck des Selbstgesehenen. W. hebt den märchenhaften, phantastischen Anblick hervor, den die am Horizont auftauchende schneeige Dünenkette von Sylt dem Beschauer bietet, die „grandiose",

„romantische Wildnis" der Hörnumer Dünen, in denen die wilden seeräuberischen Söhne von Kressenjakobsdäl spuken, den „Zauberduft sagenhafter Romantik", der über der Braderupheide mit ihren Thinghügeln und Königsgräbern liegt. Der Kantor Hansen hat Willkomm von dem Aberglauben und den Sagen der Sylter erzählen müssen, die dieser am Schluß seiner Skizze in ein besonderes Kapitel zusammenfaßt, das vom Dikjendälmann (dem Dünengeist), dem Braderuper Licht, den Talkälbern, dem Dünenweib, dem Gonger, den Onnerersken und anderen Spukgestalten berichtet.

Ausführlicher als Willkomms Wanderskizze oder die Müllenhoffsche Sammlung erzählte von den Sylter Sagen der Kantor Hansen in seinen „Friesischen Sagen und Erzählungen" (1857). Diese haben wohl dazu beigetragen, daß der alte nordische Meergott Ekke, der Ekkepenn der Friesen, und seine Gattin Ran in ihre alten Rechte wiedereingesetzt wurden von den Dichtern und Poseidon, Nereus und seine Töchter aus der Nordsee verdrängt wurden.

Vor allem scheint die Geschichte von Ekke Nekkepenn und Inge von Rantum Anklang gefunden zu haben, die einige Züge mit dem Rumpelstilzchenmärchen gemein hat. Besonders erinnert daran das Lied Ekkes, das Inge belauscht:

Heute soll ich brauen,
Morgen soll ich backen,
Übermorgen will ich Hochzeit machen.
Ich heiße Ekke Nekkepenn,
Meine Braut ist Inge von Rantum,
Und das weiß niemand als ich allein.

Da Inge jetzt seinen Namen weiß, muß er sie freigeben und zu seiner alten zänkischen Ran zurückkehren, die sich an Rantum, Eidum und Hörnum rächt und als Mutter der Wellen, Überschwemmungen und Stürme das Land zernagt[8]). Dem Kantor Hansen hat Julius Rodenberg die Sage nacherzählt in seinem Stilleben auf Sylt (in „Verschollene Inseln" 1861); von ihm hat er auch die Geschichte von Pidder Lüng (dem langen Peter), der uns heute durch Liliencrons Ballade vertraut ist, und das Lied, das die Strandläufer in Doses „Kirchherrn von Westerwohld" (1900), die Likendehler in Doses Roman „Vor der Sündflut" (1905) und die übermütigen Jungen auf der Hallighochzeit in Wilh. Poecks „Sinkendem Land" (1908) singen:

Frei ist der Fischfang,
Und frei ist die Jagd.
Frei ist der Strandgang,
Frei ist die Nacht.
Frei ist die See, frei von Lande zu Land,
Frei ist die See und der Hörnumer Sand.

So lautet es in der Übertragung Rodenbergs [9]), der auch ein Stückchen altfriesischer Hexenballade aus Hansens Schätzen zum Schmuck seines „Stillebens" auswählte.

Dieses „Sand- und Seebild" trägt einen ähnlichen Charakter wie Wienbargs Tagebuch. Es scheint sich aber weit größerer Beliebtheit erfreut zu haben. Und nicht mit Unrecht. Wenn die elegischen Träumereien und lyrischen Ergüsse über die Landschaft in Rodenbergs Romanen stören mögen [10]), hier waren sie am Platze, und gerade darin geht er über Willkomm hinaus, der nur das Wilde, Phantastische, Überraschende heraushob. Besser als dieser weiß er den Leser nachempfinden und nacherleben zu lassen, was er selbst empfunden und erlebt hat. Neben der Fähigkeit, sich einzufühlen in die Natur, bekundet er eine glückliche Beobachtungsgabe.

Wie Heine und Wienbarg überläßt er sich dem Zuge seiner Phantasie, aber sie trägt ihn nicht fort von der Insel. Nur in ihre Vergangenheit steigt er hinab, in die Zeit der Wanderung der Angeln nach Britannien, deren Ausgangspunkt das „Riesgap" am roten Kliff bei Wendingstedt gebildet haben soll. Er sieht die halbnackten Männer mit den flachsgelben Haaren, die breiten Saxe in der Hand, den Sand hinabsteigen und sich einschiffen. Die Glocken der Westerländer Kirche, die aus den Trümmern der versunkenen Kirche von Eidum erbaut sein soll, mahnen ihn an den Untergang von Altrantum und Eidum. Er beklagt das Schicksal der Sylter, von denen die Heimat weicht trotz tapferer Versuche, dem Meere zu trotzen. Das Stademwüffke, die weiße Frau von Sylt, die in den Dünentälern um den Untergang des Landes klagt, und den Jückersmarschmann, der mit der Fackel in der Hand in stürmischer Nacht weithin sichtbar durch die Heiden der Nordspitze wandert, dessen Seufzen der Wind von Dorf zu Dorf weht, läßt er vor dem Leser aufsteigen. — Lebhaft beschäftigt ihn noch eine andere Gefahr, die den Sylten droht: das von Norden vordringende Dänentum; und er knüpft an den Freiheitssinn der Friesen, der ihnen den Wahlspruch: „Lieber tot als Sklav" eingab, seine Hoffnungen für

die Zukunft des Landes. Schwach ist die Schilderung des Seebades und des Badelebens, obwohl das wahrscheinlich die Veranlassung zum Ganzen gegeben hat (1856 war auf Westerland ein Bad gegründet worden); hier verfällt Rodenberg wieder in den gezierten, forcierten Ton, der alle Badenovellen so unvorteilhaft auszeichnet.

Aus elf Tagebuchblättern, deren jedes in eine andere Gegend der Insel führt, ersteht das Bild Sylts in seiner Einsamkeit, mit den bleichen, traurigen, mit wehendem Schilf und Riedgras bewachsenen Dünen, dem Wattenmeer im Osten, dessen Sandbänke zur Ebbezeit wie Silberstaub in der Sonne flimmern, während das blaue Wasser sich wie ein blaues Band darumschlingt, und der im Westen heranrollenden Nordsee, die schaurig auf und ab wogt, leblos, ohne Schiff, ohne Mast, nur Möwen über der weiten, unermeßlichen Ferne, und ihm einen düsteren Gesang singt von Einsamkeit, Entsagung und Trauer um Vergangenes. Demgegenüber stehen als Stätten stillen Friedens die kleinen Friesenhäuser, in denen die weitgereisten Kapitäne von den Irrfahrten des Lebens ausruhen bei ihren Lieben. So wirkt er gerne durch Naturbeseelung und Nebeneinanderstellen von Kontrasten.

Zu der glühenden Farbenpracht seiner Helgoländer Schilderungen bot Sylt ihm keine Gelegenheit, aber die Natur im Aufruhr offenbarte sich hier noch großartiger, und Leben und Bewegung wiederzugeben hat Rodenberg verstanden. Ich stelle eine Sturmesschilderung hierher, die es mit den besten aufnehmen kann: „Die Luft war voll Salzschaum, der Strand bis dicht unter die Hügel voll vom Donner der Brandung. Die Möwen, die sonst ruhig dem Meere zuschwebten, ware alle zurückgejagt; und im ängstlichen Fluge mit Wehgeschrei umflatterten sie die Sandberge. Und Regen und Wogen und Aufruhr erfüllten den Westen, und Himmel und Wasser brauten in unheilvollem Durcheinander. Woge auf Woge — die eine wälzte sich heran, weit und langsam, nun am Lande, hob sie sich und brach und stürzte mit schaurigem Gepolter, weißzischend über die Fläche. Die andere, dicht dahinter, fing das rückkehrende Wasser auf und jagte es mit erneuter Wut gegen den zitternden Strand. Und eine neue Woge kam — hier und dort und überall, soweit das Auge reichte, und die Seele bebte, von der Urgewalt des Zerstörungswerkes berauscht". Rodenberg gehört zu den ersten, die sich diesem Naturphänomen gegenüber rein ästhetisch betrachtend verhalten.

II. Sylter Novellen.

So glücklich Willkomm gewesen war im Auffinden des Poetischen und Romantischen, so ohnmächtig stand er novellistischer Ausgestaltung gegenüber. Die an den Lotsenerzählungen gerügten Mängel weisen zum guten Teil auch seine Sylter Novellen: „Auf und unter der Düne", „Nur ein Knecht" (beide 1859)[11]) und „Der Eierkönig von List" (1863) auf[12]). Alle drei knüpfen an ein wirkliches oder sagenhaftes Ereignis an: die erste an das Wandern der Dünen bei heftigem Sturme, das die Häuser von Alt-Rantum verschüttete und nach Jahren wieder aufdeckte, und an die seltsamen Schicksale friesischer Schiffer bei den Seeräubern der Mittelmeerländer, wie sie friesische Grabsteine aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts noch berichten[13]). Der Zug der Friesen zur See, der sie jung hinaustreibt aufs Meer, bis die Sehnsucht nach der Heimat sie wieder zurückbringt oder das Meer sie verschlingt, die langausharrende Treue der Seemannsfrauen und -bräute bilden die Angelpunkte der Handlung. Die Vorzüge der Wanderskizze Willkomms, die auf eigner Beobachtung beruhenden Schilderungen, finden sich auch hier, ebenso ansprechende Genrebilder, wie das die Mutter in altfriesischer Tracht am Spinnrade darstellende. Aber die Charakteristik durch Handlung ist kärglich und am unzulänglichsten der Dialog, der, schwerfällig und schleppend, viel zu sichtbar die Exposition bringt. Oft reden die bescheidenen Sylter mit einem überflüssigen Aufwand von Pathos, so in folgender Anrede: „Nun aber, meine teure, nach so langer Trübsal in blühender Jugendfrische mir wiedergegebene Rana, wie ist es der ergangen?" Für die als wortkarg bekannten Friesen scheint sie nicht glücklich gewählt.

In der zweiten Novelle „Nur ein Knecht" sind zwei Überlieferungen miteinander verbunden: 1. der in Hansens Chronik der friesischen Uthlande mitgeteilte Brief von Niß de Bombell, holländischem Admiral, gewesenem friesischen Ackerknecht, an seine Braut[14]) und 2. die Erlebnisse Gerson Gruppius', eines Sylter Pastorensohnes, der, für den geistlichen Stand bestimmt, seinen Eltern entlief, Seemann wurde, in die Sklaverei nach Afrika verkauft, entkam, Kapitän eines Grönlandfahrers wurde und schließlich als Leiter einer Navigationsschule auf seiner Heimatinsel starb[15]). Die beiden Geschichten sind so verknüpft, daß Niß Ipsen nach dem Einzug der Steenbockschen Reiter in der Wiedingharde, weil er einen schwedischen Junker, der

seiner Braut nachstellte, erschlagen hat, über die Watten nach Sylt flüchtet, dort Aufnahme im Pastorenhause findet, mit Gerson Gruppius auf dessen Wunsch hin entflieht und Seemann wird. Gerson erleidet nach langen Jahren auf einer Grönlandfahrt dicht bei Sylt Schiffbruch, versöhnt sich mit seinem Vater und bleibt auf der Insel. Eines Tages überbringt ein Bote dem Pastoren den angeführten Brief Niß de Bombells mit der Bitte, ihn weiter zu befördern. Der Mord und die Flucht sind ganz spannend erzählt, aber nachher verläuft die Geschichte im Sande. Alle Schwierigkeiten der Psychologie und Charakteristik umgeht Willkomm. Die Umwandlung Niß Ipsens, des Ackerknechtes, in den Admiral geht hinter den Kulissen vor sich, ein Zeitraum von sechs Jahren wird übersprungen. Die Novelle ist in zwei Bücher geteilt. Die Bezeichnung Roman wäre passender gewesen schon wegen der eingelegten Episoden, die mit Niß Ipsens Schicksal nur lose zusammenhängen, so Margrets Besuch bei der Seherin auf der Hallig im Gotteskoogsee, der nur der Verstärkung des eigenartigen landschaftlichen Kolorits dient. Dies ist Willkomm wieder recht glücklich gelungen. Gleich zu Anfang bringt die Novelle ein anschauliches Bild der großen Diele eines Bauerngehöftes [16]) mit spielenden Kindern am Boden, am Feuer die stattliche Magd, die in dem darüberhängenden Kessel die Grütze rührt, während im anstoßenden Zimmer die Hausfrau bei ihren Leinentruhen beschäftigt ist. Ein ähnliches Bild steht am Schlusse der Erzählung. Die schon etwas gealterte und nach friesischer Sitte daher weißgekleidete Margret sitzt am Spinnrad unweit des Herdes, an dem die nunmehr erwachsene Tochter des Hauses geschäftig ist, während der Bruder Löffel schnitzt. Buchenstäbe springen aus dem Feuer, das bedeutet Glück; die Katze spinnt, das bedeutet Besuch; Margrets kleiner Finger juckt, der Besuch muß also heute noch kommen; der Hund bellt erwartungsvoll, die Tür geht auf, und der Pastor bringt den Brief von Niß Ipsen. — So glücklich Willkomm derartiges gelingt, so wenig weiß er durch die Sprache seine Personen zu charakterisieren und voneinander zu unterscheiden. Alle sprechen auf dieselbe gebildete Art, nur durch Auslassung des Pronomens: was hast?, bist klug?; durch lakonische Kürze oder sprichwörtliche Rede versucht er hier und da der Sprache ein volkstümliches Gepräge zu geben.

Die dritte Novelle zeigt klar das Bestreben, in die Landschaft, die das Primäre ist, eine passende Geschichte hineinzudichten. Die

Sylter Sage kennt zwar auch einen Eierkönig von List, der hat mit dem Willkomms aber nicht mehr als den Namen gemein. Es handelt sich bei Willkomm um die Entdeckung und Sühnung eines an einem berüchtigten Dieb und Strandläufer begangenen Totschlages, also um eine Kriminalgeschichte, für die Willkomm große Vorliebe, aber wenig Geschick hatte. Das Lister Land, die um ihrer Abenteuerlichkeit und Wüstheit von ihm so gern aufgesuchte Dünengegend gibt den Hintergrund ab. Den Höhepunkt bildet eine Sturmnacht in der Vogelkoje. Ich hebe aus dieser Erzählung einige für Willkomm sehr bezeichnende Stellen heraus, die einerseits seine fast krankhaft erregte Phantasie, anderseits einen technischen Mangel, den wir auch bei Rodenberg fanden, den Eindruck auf den Leser durch Einfügung von Reflexionen über den Eindruck zu schwächen oder zu stören, deutlich hervortreten lassen:

„Über die malerisch gegipfelten Dünen flogen zerrissene Wolkenmassen, denen eine lebhafte Phantasie die seltsamsten Gestalten leihen konnte. Bald schienen es riesige Reiter zu sein, die, an den goldglitzernden Mähnen ihrer Rosse sich festklammernd, in wildem Galopp die Dünenkegel umtanzten, auf denen das Mondlicht in wechselnden Farben spielte; bald rollten sie gleich einer Herde wilder Bestien in unabsehbarer Breite über die fahlen Kämme der langgestreckten Längendünen und verschwanden hinter dem grauen Gebüsch, das um die Hütte des Schwachsinnigen sein blätterloses, mit grünlich-weißen Moosbehängen überspanntes Geäst seufzend bewegte. . . . Gleichzeitig zerriß der Wolkenvorhang, und durch das ganze zitternde, seufzende und angstvoll stöhnende Gehege irrte das Licht des Mondes . . ." „Es war ein Anblick von unbeschreiblicher Grauenhaftigkeit. Das graue Moos an den Bäumen ringelte sich wie Gewürm um jeden Stamm und zingelte, im Mondlicht matte Flämmchen bildend, in der Luft nach allen Seiten hin, als trinke es den Atem des Sturmes, der, von Sandschauern umtanzt, sich über die Dünenwüste ins Meer stürzte . . . Der plötzliche grelle Wechsel von Licht und Schatten ließ Bilder entstehen und verschwinden, die kühner, abenteuerlicher, grandioser selbst eine schöpferische Phantasie nicht erzeugen konnte."

Diese furchtbaren Bilder verwirren den Geist der verzweifelt in den Dünen umherirrenden Maren. — Die schlaglichtartige Beleuchtung, von der Willkomm so ausgiebigen Gebrauch macht, um das Grausige des Eindrucks zu erhöhen, begegnet häufig in den Dichtungen der Zeit.

Nicht erwähnt ist bei Willkomm „Die Heimat für Heimatlose" der 1856 angelegte Friedhof für die Gestrandeten, die man früher in den Dünen verscharrt hatte. Dieser Friedhof bildet den Mittelpunkt verschiedener Sylter Geschichten der folgenden Jahre. Er gehörte zu den Bildern der Einsamkeit, Entsagung und Trauer, die Rodenberg auf der Insel entdeckte und mit poetischem Zauber zu umkleiden suchte.

Im Erscheinungsjahre des „Stillebens auf Sylt" (ob auf Anregung Rodenbergs hin, bleibt fraglich) knüpfte der unermüdliche Heinrich Smidt eine seiner „neuen Seegeschichten" (die er unter dem Titel „Meeresstille und hohe See" vereinigte), „Die Heimat der Heimatlosen", eine moralisch und religiös tendenziöse, abenteuerliche Erzählung an diesen Friedhof, der zu Anfang mit etwas billiger Sentimentalität geschildert wird. Wie bei Henrik Steffens, Theodor Mügge und Ernst Willkomm wird durch Reisen zur See der Süden mit dem Norden verbunden. Das Hineinwirken der Fremde in die Heimat wird allmählich zu einem charakteristischen Merkmal der Küstenerzählungen; denn mit solchen, weniger mit ausgesprochenen Seegeschichten haben wir es hier zu tun. Die Veranlassung dazu boten die häufig sehr abenteuerlichen Erlebnisse der friesischen Seeleute. Die genannte Novelle ist eine recht mäßige Variation des Themas „sie haben gehabt weder Glück noch Stern": heimliche Flucht zweier Liebenden (aus Sylt), denen der Fluch der Väter folgt, Trennung, Untreue von seiten der zurückbleibenden leidenschaftlichen Frau, Wiederfinden der beiden ganz Heruntergekommenen in einer Matrosenschenke an der spanischen Küste, Reue und Heimkehr, Schiffbruch vor Sylt. Als Leichen werden sie an den Strand geworfen, vom Pastor erkannt und auf dem Friedhof der Heimatlosen beerdigt. — Um des gleichen Grundgedankens willen führe ich eine andere Novelle derselben Sammlung: „Das Röschen vom Kliff" an. Sehnsucht nach dem farbenprächtigen Orient treibt den jungen Friesen in die Ferne; er gerät in die Hände der Türken, wird nach Tunis verkauft, verleugnet seinen Glauben und heiratet eine Ungläubige. Nach langen Jahren kehrt er, von Sehnsucht verzehrt, noch einmal zurück, um sich die Verzeihung seiner Braut zu holen, die noch immer, mit schon gebleichten Haaren, täglich auf dem roten Kliff sitzt und nach dem Heimkehrenden ausschaut. Er erhält Verzeihung und geht heimlich, wie er gekommen. Am anderen Tage

findet man Röschen entschlafen auf dem roten Kliff. Beiden Novellen gemeinsam ist der Gedanke, den Röschen als Mahnung an den Bräutigam ausspricht: „Wo deine Wiege stand, ist deine Heimat, und wo die Asche deiner Eltern ruht, ist auch dein Grab!" Glück gibt es also nur daheim; wer es draußen in der Welt sucht, übt Verrat an der Heimat. Diesen Gedanken zur Grundlage einer Novelle zu machen, war schon damals nichts Neues mehr, wie ich im folgenden Kapitel zeigen werde; am Ende des 19. Jahrhunderts aber empfand man es als etwas Neues, und das Haften an der Scholle oder das Loslösen von der Scholle bildet einen bedeutsamen Zug der Heimatkunst.

Die bisher angeführte Literatur über Sylt gehört im großen und ganzen zusammen und zeigt ein ähnliches Bild wie die Helgoländer, nur verläuft die Entwicklung nicht so durchsichtig. Es gibt Landschafts- und Sittenbilder schon vor der Gründung des Seebades, und Mügges „Vogt von Sylt" steht außerhalb der eigentlichen Entwicklung. Aber hier wie dort bilden Land und Leute, ihr gegenwärtiges oder vergangenes Leben, ihre historische oder sagenhafte Vergangenheit den Vorwurf der Dichter. Was sie bringen, ist stofflich neu, unbekanntes Land für den Leser. Aber der Reiz der Neuheit verliert sich, und wie die Helgoländer werden die Sylter Geschichten seltener. Wie dort die Badenovellen zuletzt übrig blieben, so bleibt hier das Badeleben der Anknüpfungspunkt für einige Nachzügler. Die Landschaft wird nicht mehr nur um ihrer selbst willen eingeführt, sondern als stimmunggebender Hintergrund gewählt und aus ihr die dazu geeigneten Momente herausgehoben. Damit wird wieder angeknüpft an die Entwicklung, die die Landschaft im Roman und in der Novelle der Romantik genommen hatte, nur daß sie jetzt mehr Wirklichkeitscharakter trägt und nicht in beliebigen Zusammenhängen von landschaftlichen Motiven (wie z. B. bei Eichendorff) besteht. Das Gesagte gilt von den Romanen Wilhelm Jensens im allgemeinen und dem Sylter Roman „Die Namenlosen" (1873) im besonderen.

Aus der Biographie Jensens von Gust. Ad. Erdmann wissen wir, daß sich viel eigenes Erlebnis und Schicksal in diesem Roman birgt. Einen Aufenthalt auf Sylt werden wir für Jensen für das Jahr 1867 annehmen dürfen, in dem der Dichter eine Reise an die Nordsee unternahm[17]). Dabei könnte er einen starken Eindruck von dem Friedhof der Heimatlosen empfangen haben; denn den ist man berechtigt vorauszusetzen nach der bedeutenden Rolle, den er

in dem Gefüge des Romans spielt. Auf seinen heidekrautbewachsenen Hügeln finden sich seit frühester Jugend Maiken und Swen zusammen. Sie ist die illegitime Tochter des Landvogtes von Sylt und einer schönen, bald nach ihrer Geburt verstorbenen Sylterin; ihn hat das Meer als kleines Kind im Arme seines toten Vaters ans Land gespült. In seiner Tasche fand man einen Zettel mit dem Namen „Felicitas". Zum Besten der beiden Namenlosen hat der allgemein geliebte und verehrte Landvogt, ein Sonderling, bei seinem Tode der Insel sein Hab und Gut vermacht. Jetzt sind beide erwachsen. Da kommt aus Sehnsucht, wenigstens das Grab des niegekannten Vaters zu sehen, ein (ebenfalls illegitimer) Sohn des Landvogtes, Swen Taken, der aber den Namen des Vaters führen darf, eigentlich also nicht namenlos ist, nach Sylt, und zwar in der Badesaison nach Westerland. Zuerst findet er in Maiken seine Schwester; dann lernt er auf dem Friedhof der Namenlosen Swen kennen. Auf der Hinreise, die im Stile der Badenovellen gehalten ist, hat er sich in Aglaia Ehrenberg, die Tochter eines reichen Berliners, ein reizendes, aber sehr selbstsüchtiges und verzogenes Geschöpf verliebt, das auf dem Friedhof der Namenlosen, wohin es sich in seinem Schmerze über die eigene Schlechtigkeit und die Nichtigkeit der Welt geflüchtet hat, von Swen zum Besseren bekehrt wird. Da Aglaia die Bewerbung eines einfältigen, überaus karikierten Offiziers nicht annehmen will, gerät sie in heftigen Streit mit ihrem Vater, der ihr im Zorne verrät, daß sie nicht seine Tochter, sondern ein namenloses Findelkind ist, das man auf hoher See in einem Weidenkorbe, mit einem Wimpel der untergegangenen „Felicitas" spielend, aufgefischt hat. Unter dem Drucke dieser Eröffnungen, und weil sie sich von Swen Taken, den sie liebt, verraten glaubt, eilt sie bei furchtbarem Sturm in die Dünen, um sich im Sande verschütten zu lassen. Als man sie vermißt, suchen Ehrenbergs Hilfe bei Swen Taken, der gerade an einem am Strande gefundenen Schiffsbrettchen mit der Aufschrift Felicitas malt. Dies führt die noch ausstehenden Enthüllungen herbei. Swen, das Inselkind (nun der Bruder Aglaias), findet die halb Verschüttete noch lebend. Alle Verwicklungen lösen sich in befriedigender Weise. Aus den vier Namenlosen werden zuerst zwei glückliche Geschwister- und dann zwei glückliche Brautpaare. — Die ans Land geschwemmten Kinder und die Enthüllungen „aus See und Sand" spielen auch in anderen Romanen Jensens eine wichtige Rolle. Er liebt es, seinen Titeln

eine doppelte Bedeutung unterzulegen. Der Tendenz seines Romans zuliebe (er kämpft gegen das Vorurteil, das die Gesellschaft den Namenlosen, die für die Fehler ihrer Eltern büßen, entgegenbringt) hat er die sonst übliche Bezeichnung des Friedhofes umgewandelt.

Bei Jensens Landschaftsschilderungen hat man häufig den Eindruck, daß ihnen zwar meist ein wirkliches Erlebnis zugrunde liegt, daß sie aber aus der Erinnerung heraus geschaffen sind, wobei Züge, die sich dem Dichter tief eingeprägt hatten, von der Phantasie noch verstärkt wurden, während andere verblaßten oder ganz schwanden. Sein hochgradig entwickeltes Naturgefühl verleiht solchen Schilderungen Wirklichkeitsfarbe und Wärme. Was bei Storm Heimatliebe bewirkte, bewirkte bei Jensen die Liebe zur Natur. Aufmerksam studiert er auch die kleinen Lebenserscheinungen, die Vögel, vor allem Schmetterlinge und Blumen. Die Phantasie des Nebeneinander ist bei ihm stark entwickelt, während ein gewisser Mangel an Findungskraft ihn oft zum Zufall seine Zuflucht nehmen läßt. Seine Stärke liegt in der Erfindung der Situationen, nicht der einer spannenden Handlung. Darin steht er Storm nahe, dessen erste Dichtungen, namentlich „Immensee", nach Jensens eigenem Geständnis bedeutsam richtunggebend auf ihn gewirkt haben. Wie Storm ist er vorwiegend lyrisch begabt, Naturschilderungen treten daher vorzugsweise als Stimmungsbilder auf. Die „Namenlosen" enthalten weniger Meeres- als Heidepoesie, doch wird das Wirken der drei großen Mächte: Wind, Meer und Sand ins Auge gefaßt. Wie ein Leitmotiv klingt es durch den ganzen Roman „Über die Insel unabläßig geht der Wind" [18]). Zu Anfang weht er nur leise; gegen das Ende geht er in einen Sandsturm über; die Stimmungsmalerei wird zur Schilderung eines Naturphänomens; hier kehren refrainartig die Worte wieder: „Und Korn um Korn rann der Sand." Gern bringt Jensen die verschiedene Wirkung zur Anschauung, die dieselbe Natur auf verschiedene Menschen auszuüben vermag. Swen Taken empfindet die Öde und Einsamkeit der Insel als lähmend und drückend; sie ist seiner lebensprühenden Natur zu wenig verwandt. Swen und Maiken aber, die hier aufgewachsen sind, vermögen auch nur hier glücklich zu sein. Swen fühlt sich selbst als ein Stück der mächtigen, großen, guten Natur; er fühlt sich eins mit dem Winde und den Blumen, aber die Natur offenbart sich ihm doch auch im Sturme als mächtige, grausame Feindin.

In den „Namenlosen" wie in allen Jensenschen Romanen finden sich rein deskriptive, orientierende Landschaftsschilderungen, die den Leser mit dem Schauplatz der Handlung vertraut machen sollen. Wechselt dieser im Laufe der Erzählung, so werden wohl auch längere derartige Partien eingeschoben. Diese Technik hat Jensen bis heute, wo sie fast ganz abgekommen ist, beibehalten. Vielleicht ist das ein Faden, der ihn noch mit der besprochenen Reise- und Zwitterliteratur verbindet. In den „Namenlosen" wird zu Anfang ein Bild der ganzen Insel gegeben, während sich die Handlung nur auf Westerland und die Landvogtei erstreckt. In seinem Bestreben, witzig zu sein, das leicht ins Forcierte und Banale umschlägt, erinnert Jensen an die Verfasser der Badenovellen. Vielleicht ist auch die Freude an häßlichen, illusionszerstörenden Vergleichen, die einen ungünstig wirkenden Realismus in die sonst idealisierende Darstellung tragen, auf eine ihm selbst unbewußte Nachwirkung Heines zurückzuführen. Beim ersten Anblick des Meeres kommen auch Swen Taken antike Reminiszenzen. Die Schiffer, die die Damen einbooten, scheinen ihm Najaden entführende Zyklopen. Als er vom „schön umbordeten Meerschiff" in die Flut blickt, taucht Leukothea ihm aus den Wellen, und leise für sich spricht er „Verse des urältesten Meerfahrerliedes, des ewigen Gesanges der Heimatsehnsucht zu den murmelnden Wassern hinab". Vergleiche aus der Odyssee oder Anspielungen darauf kehren in vielen Meeres- und Inseldichtungen Jensens wieder, z. B. im Roman „Heimkunft". In der Novelle „Vor der Elbmündung" nimmt der Held die Vossische Odysseeübersetzung mit auf die Insel Neuwerk und fühlt sich dort selbst als Odysseus; seine Gefährtin erscheint ihm als Nausikaa. Dies sowie die glühende, stark durch Kontraste wirkende Beleuchtung des Meeres, die zufällig in anderen Romanen, z. B. im „Mettengespinst", im „Schleier der Maja" und schon in den „Versunkenen Welten" (1882) besser zur Geltung kommt als in den „Namenlosen", lassen an eine Anregung durch Heine denken, ohne daß dadurch Jensens Selbständigkeit beeinträchtigt würde. Übrigens steht er in den „Namenlosen" keineswegs auf dem Höhepunkte seiner Entwicklung; er hat weit bessere Romane geschrieben als diesen. Ganz allmählich erst hat er sich auch von Zeus Aïdes, Poseidon gelöst und sich zu Ekke, Ran und Wotan bekehrt. Im folgenden Kapitel komme ich noch darauf zurück.

Für das Volkstümliche, speziell die Volksseele hat Jensen hier

noch sehr wenig Interesse. Die „Namenlosen" bringen zwar einige drastische Verkörperungen der Langsamkeit, Bedächtigkeit und Schwerfälligkeit der Friesen aber besondere Liebe oder Sympathie verrät sich in ihrer Zeichnung nicht. Die gilt den märchenhaften, träumerischen Gestalten, wie sie sich in allen seinen Romanen und Novellen finden. Swen und Maiken gehören schon dazu; sie wurzeln aber noch fester auf der Erde als die späteren Geburten der Phantasie Jensens, die sich in ideale Höhen verflüchtigen[19]). Sie reden schon in der seltsamen Bildersprache, die ihrem Leben mit und in der Natur entstammt. Maiken steht, wie die Mehrzahl der Jensenschen Mädchengestalten, diesseits von Gut und Böse. Man fühlt bei ihm immer den Protest gegen die Kultur oder besser die Gesellschaft heraus, die den Menschen verdirbt, während der Umgang mit der Natur ihn rein erhält. Einfache friesische Bauern- und Fischermädchen begegnen höchst selten in seinen zahlreichen Meeres- und Inselnovellen; nach Möglichkeit verleiht er ihnen fremdartige Blutmischung oder höhere Abkunft von Vatersseite her. So stellen sie dann wie Maiken einen veredelten Typus dar und lassen dem Dichter dabei die Möglichkeit, das farbenprächtige, malerische Kostüm der Landschaft beizubehalten.

Mit keinem Worte (auch das ist später anders geworden bei ihm)[20]) gedenkt Jensen in den „Namenlosen" der friesischen Sagen, die der Volksglaube an die verschiedenen Örtlichkeiten der Insel geheftet hat, während Bernhardine Schulze-Smidts zwar nicht bedeutende, stellenweise sogar recht schwache, aber sehr beliebte Sylter Novelle „Inge von Rantum" (1881 | 1895[5]) unmittelbar daran anknüpft.

Ein junger Dichter hat von den Schönheiten der Insel gehört, einen Band alter friesischer Sagen gelesen und kommt nach Westerland, um hier das geplante Epos „Inge von Rantum" unter dem unmittelbaren Eindruck der Dünen und des Meeres zu gestalten. Die Gesänge des entstehenden Epos sind in die Handlung verschlungen, da sie die Ausbeute der Erlebnisse des jungen Dichters auf der Insel darstellen; die dem Epos zugrunde liegende Sage wird ebenfalls, im Chronikstil, angeführt, doch gleich mit den Modifikationen, die sie durch die Erlebnisse des Dichters erhält. An die Geschichte Inges ist lose die ihres Verlobten Hans Ringholt gefügt, die entweder der Phantasie der Dichterin oder einer, vielleicht dänischen

Version der Sage, auf die der Name Ekke von Hlesey für Ekke Nekkepenn hinzudeuten scheint, entstammt.

Seit fünf Jahren ist Hans Ringholt zur See gewesen; am Abend, wo Inge Ekke belauscht, ist er in Wendingstedt gelandet und hat zu Fuß den Weg nach Rantum angetreten. Am Eidumer Kliff gesellt sich, als er rastet, eine schöne blauäugige Meermaid zu ihm; sie läßt ihn die braunen Augen seiner Inge vergessen, und er folgt ihr in die Tiefe. — Schon auf der Fahrt nach Sylt hat den jungen Dichter eine stolze dunkeläugige Russin lebhaft gefesselt, die er der Gestalt seiner Inge (der Friesin!) zugrunde legt. Auf Sylt aber nimmt ihn die junge blauäugige Kapitänswitwe Inge Lornsen in Rantum durch ihre vornehme, zarte Schönheit und herbe Anmut völlig gefangen. Sie besingt er als Meermaid. Haltlos schwankt er zwischen beiden; doch wirbt er um Inge, die indes darauf besteht, ihrem verschollenen Gatten treu zu bleiben. Das sowie eine Äußerung Inges, sie könne sich keinen als ihren Mann vorstellen, der in die Kajüte ginge, wenn die Sturzseen kommen, treibt ihn zu einer waghalsigen Fahrt bei stürmischer Flut und Regen. Sein Boot schlägt um, und das Meer wirft in der Nacht seine Leiche bei Rantum an den Strand. Auf seinen Wunsch, den er in einem an Inge gerichteten Gedicht ausgesprochen, das er für sie auf dem Friedhof der Heimatlosen verfaßt hatte, wo sie stets die Gräber mit frischen Blumen versorgte, wird er unter den Heimatlosen begraben. Sein Epos hatte er zuvor vollendet und „ahnungsvoll" Hans Ringholts Leben wie das seine in den Fluten enden lassen. — Es scheint, daß aus der Meeres- und Dünenlandschaft von Sylt, der alten Sage und dem Friedhof der Heimatlosen (der auch ein mit Namen versehenes Kreuz trägt), die Idee zu der Novelle herausgewachsen ist. Doch nehmen das Badeleben, ganz überflüssige Staffagefiguren, Briefe von und an Personen, denen keinerlei bedeutende Rolle zufällt in der Handlung, witz- und zwecklose banale Unterhaltungen einen viel zu breiten Raum ein. Störend wirkt natürlich für den Leser, daß Inge Lornsen nicht Inge von Rantum, sondern der Meermaid entspricht. Sicherlich dürfte ein Dichter auch manchen Ort auf Sylt finden, wo er sich ungestörter den Eindrücken der Landschaft hingeben könnte, als gerade das Bad Westerland. Die nicht ohne Glück gezeichneten schlichten, braven Sylter, einige Schiffer, der Strandvogt, ein Strandläufer, Inge und ihre alte Mutter treten stark gegen die gute Gesellschaft zurück. Die Liebe des

weichlichen, entschlußunfähigen Dichters beherrscht alles. Die Landschaftsschilderungen sind weder gewaltig und packend, noch weisen sie bedeutenden Stimmungsgehalt auf, treten überhaupt nicht nennenswert hervor, wennschon das Epos einige glückliche Meeres- und Dünenbilder bringt.

Heute liegt die „Heimat der Heimatlosen" inmitten großstädtischer Villen, dicht neben einem eleganten Lawn-Tennisplatz, schräg gegenüber dem Inselbahnhof. Die Strandleichen werden auf dem allgemeinen Friedhof beerdigt. Kaum ein Dorf findet sich mehr auf der Insel, das nicht ein Hotel oder wenigstens Sommerwohnungen für Badegäste aufzuweisen hätte. Die alten Sitten sind mit der alten Tracht fast ganz geschwunden. Hat die Gründung der Seebäder den Anstoß zu mancher Schrift gegeben, so hat andererseits das Badeleben die Poesie der Inseln zum guten Teil zerstört[21]).

Meer und Dünen behielten wie das Meer um Helgoland ihre Schönheit und ihren Reiz für die Dichter, so für Gustav Falke, der sich auch in seinen Romanen, zum wenigsten im „Mann im Nebel", als vorwiegend lyrischer Dichter offenbart, so sehr sogar, daß von einer Komposition des Romans gar nicht die Rede ist, weil sich alles nur aus Stimmungsbildern zusammensetzt. Viele derselben gelten dem Meere bei Sylt. Nur eins gibt es für Randers, den Helden des Romans (der aber ganz das Gegenteil eines Helden ist), das ihn befreit und reinigt: die See. Er träumt von einem Blockhaus in den Dünen von Sylt, wo er in verborgenster Einsamkeit mit dem Weibe seiner Sehnsucht hausen möchte. Sein Traum wird Wahrheit, aber er ist zu schwach und kraftlos, sein Glück festzuhalten; die Geliebte verläßt ihn, und er macht durch einen Schuß im Nebel in den Dünen seinem verfehlten Leben ein Ende. — Das folgende Kapitel wird Gelegenheit geben, auf Falkes Meeresschilderungen zurückzukommen.

Viertes Kapitel.

Hallig- und Seedeichgeschichten.

Bei Helgoland und Sylt findet sich keine Brücke zur neuen Heimatkunst. Keiner der angeführten Erzähler hatte seine Heimat auf einer der beiden Inseln, auch Jensen nicht[1]). Immer hat eine Reise, ein vorübergehender Aufenthalt den Anstoß gegeben. Anders bei den Hallig- und Seedeichgeschichten. Zur Anlage von Seebädern lockten weder die Halligen noch die Marschküste. Sie zogen die Augen des großen Publikums nicht plötzlich auf sich, kamen nicht in die Mode und konnten daher auch nicht aus der Mode kommen. Der affektierte, frivole Ton der Badenovellen ist den Hallig- und Seedeichgeschichten fremd; schlichte, ernste Töne erklingen von Anfang an. Romantische Wildnis war weder in der Marsch noch auf den Halligen zu ergründen. Frei schweift der Blick über die Ebene, in der Marsch bis an den Deich, der den Horizont abschließt, auf der Hallig nach allen Seiten ungehindert über die weite See.

Rings vom Wattenmeer umschlossen, liegen die zum Teil winzigen Halligen, die kleinste 16, die größte 589 ha umfassend, zwischen der nordfriesischen Marsch, den Düneninseln (Sylt, Föhr, Amrum) und den wieder eingedeichten Resten der großen Insel Nordstrand, Pelworm und Nordstrand. $^1/_2$—$1^1/_2$ m steigen sie senkrecht vom Wattengrund empor, der zur Ebbezeit trocken liegt. Ungeschützt durch Dünen oder Deiche waren sie bis vor kurzem den Angriffen des beständig nagenden Meeres preisgegeben, bis in den neunziger Jahren die preußische Regierung an der Kante der größeren und fruchtbareren Halligen Sicherungsbauten vornehmen ließ[2]). Verschiedene sind seitdem auf Verbindungsdämmen vom Festlande aus

zu erreichen[3]) und sind so ihrer Weltvergessenheit entrückt worden. Häufiger als früher fahren jetzt in der Saison Dampfer mit Badegästen von den Seebädern der Düneninseln dorthin, und auf den besuchteren fängt allmählich der verderbliche Einfluß des Anstaunens, Ausfragens und Bewunderns durch die Neugier der Fremden an, sich geltend zu machen.

Einen besonders lieblichen Anblick bieten die Halligen Ende Mai oder Anfang Juni, wenn das feine, kurze Gras auf den Fennen noch nicht gemäht ist. Von der Kante bis zu den auf sanft und allmählich ansteigenden Werften erbauten schmucken Häusern sind die Wiesen mit rosenroten und gelben Blüten und weißem, wie Akazien duftendem Klee übersät. Darin weiden, sich selbst überlassen, Schafe und Kühe. Die Luft klingt und schwirrt vom Trillern zahlloser Lerchen, das hie und da der eigenartige Schrei der Möwen durchdringt. Die roten Häuser mit den grünen, messingbeschlagenen Türen, den weißen, stets mit Blumen geschmückten Fenstern und den braunen, tief herabhängenden Strohdächern heben sich bei hellem Sonnenschein in scharfen Umrissen vom blauen Himmel ab. In ihrem Schutze gedeihen (nur nicht im Norden und Westen) Eschen und Hollunder bis zu stattlicher Höhe, und die im Süden vor den Häusern angelegten, von weißen Staketen umgebenen Gärten bilden den Stolz der Halligbewohner und die Zierde der Werften. Zahlreiche Gräben und Meeresarme, auf den größeren Halligen auch Windmühlen bringen etwas Abwechselung in die Landschaft. Fehlte nicht der hohe Deich, der das Meer den Blicken entzieht, man könnte (auf Hooge z. B.) glauben, in der friesischen Marsch zu sein, wo wir allerdings Pferde, namentlich Füllen, finden würden an Stelle der Schafe. Diese geben dafür wieder dem (auch Hallig genannten) Deichvorland sein eigenartiges Gepräge. Das Wattenmeer verleiht der Hallig- oder Küstenlandschaft ein ganz anderes Aussehen als die offene See Helgoland oder der Westküste Sylts.

Ich gebe zunächst einen Überblick über die Handlung der in Frage kommenden Novellen und Romane in den Hauptzügen. Er soll die Grundlage bilden für die Zusammenstellung der von den Dichtern im Rahmen der Handlung verwerteten Motive und für die Erörterungen über die Milieuschilderungen und die Charakteristik des Volkstums. Ich gehe dabei chronologisch vor, durchbreche aber die Reihe, um die Erzählungen, so weit es möglich ist, zu Gruppen aneinanderzuschließen.

I. Überblick über die Hallig- und Seedeichgeschichten.

Halliggeschichten.

Als ersten Vertreter nordfriesischer Heimatkunst wird man nicht umhin können, den vielgeschmähten Harro Harring[4]) um seiner als Roman gefaßten Selbstbiographie, des „Rhonghar Jarr" (1828), willen zu nennen, obwohl nur seine darin geschilderte Jugendzeit sich an der nordfriesischen Küste abspielt und er die lange seinen Augen entschwundene Heimat nur in allgemeinen Umrissen aus der Erinnerung zeichnet. „Ela fria Fresena" klingt es uns hier schon entgegen. So interessant aber diese „Fahrten eines Friesen" sind, durch Wiederspiegelung namentlich des politischen Lebens zu Anfang des 19. Jahrhunderts und viele ansprechende Bilder aus den bedeutendsten Städten Europas, nicht zum wenigsten durch die abenteuerlichen Schicksale des Verfassers, — die überaus willkürliche und zerfahrene Komposition, die große Anforderungen an die Aufmerksamkeit und Geduld des Lesers stellt, hat sicher manchen abgeschreckt, der sich trotz der vier starken Bände daran gewagt hat. Damit ist auch die hübsche Kindheitsgeschichte Rhonghars, des Deichgrafensohnes auf Thorshof vergessen worden[5]). Aus dem Tagebuche eines Freundes ist im Rhonghar Jarr eine kleine Halliggeschichte eingelegt[6]). Von zwei Matrosen begleitet, landet der Erzähler nach einem heftigen Herbststurm auf einer winzigen Hallig mit nur zwei Häusern, deren Bewohner, zurzeit nur eine ältere Frau und einen jungen Schiffer, sie in Verzweiflung finden. Die Sturmflut hat das Boot und die Scheune mit allen Schafen fortgerissen und die Wohnhäuser arg verwüstet. Seit dieser Nacht ist Volly, die Tochter der Frau, und Braut Nommens, des jungen Schiffers, spurlos verschwunden. Frerk, der Mann Wybkes, ist seit 15 Jahren verschollen; Obbe, Vollys Zwillingsbruder, ist nach Newcastle gefahren, um Steinkohlen zu holen. Volly ist, als sie während des Sturmes einen Schuß hörte, hinausgeeilt und seitdem nicht wieder erschienen. Die Matrosen erspähen jenseits der Insel am Strande eine englische Brigg mit der Quarantäneflagge. Die dadurch geweckte Hoffnung wird nicht getäuscht. Auf dem Schiff ist nicht nur Volly, die den Bruder dort geahnt hat, sondern auch der lang verschollene Frerk, der zehn Jahre in Tunis als Sklave gelebt hat, freigekommen und, um nicht nackt und bloß heimzukehren, seit einigen Jahren für eine englische Brigg als Schiffskapitän gefahren ist.

Da „Rhonghar Jarr" nicht in die breiteren Schichten des Lesepublikums eindrang, blieb auch diese kleine und ziemlich unbedeutende Halliggeschichte unbekannt, und Joh. Chr. Biernatzki (1797—1840) galt und gilt noch heute für den ersten, der die Hallig in die Literatur einführte. 1825 erlebte er auf der durch Deiche geschützten Insel Nordstrand, wo er als Prediger der Hallig Nordstrandischmoor wohnte, die verheerende Sturmflut, die die Wohnhäuser seiner Gemeinde zerstörte[7]). Diese Flut bildet den Höhepunkt seiner 1836 erschienenen Novelle „Die Hallig oder die Schiffbrüchigen auf dem Eiland in der Nordsee".

Mander, ein reicher Hamburger Kaufmann, macht mit seinen beiden Kindern, Oswald und Idalia, eine Fahrt nach Husum auf einem Schiff mit eigener Ladung. Dicht vor der Hallig erleiden sie Schiffbruch. Der Steuermann Godber, ein Halligkind, rettet sie ans Land, während der pflichtgetreue Kapitän mit seinem Schiffe untergeht. Godber ist entzückt, Idalia in der heimischen friesischen Tracht zu sehen, und vergißt über ihr seine Braut Maria, die seit neun Jahren treu auf ihn gewartet hat. Die Bergung der Ladung des am Strande angeschwemmten Wracks veranlaßt einen längeren Aufenthalt der Fremden; dadurch wird die Liebe Idalias und Godbers begünstigt, der junge Steuermann seiner Braut aber ganz entfremdet. Erst als das Meer die Leichen des Kapitäns und der Matrosen, die er um Idalias willen ihrem Schicksal überlassen hat, ans Land geworfen hat, kommt er zum Bewußtsein seiner doppelten Pflichtverletzung. Die Erregung zieht ihm ein heftiges Fieber zu; doch unter Idalias Pflege erholt er sich bald. Als die Abreise der Fremden bevorsteht, spitzt der Konflikt sich zu. Godber, als Sohn der Hallig, vermag trotz der Öde und Trostlosigkeit dieses Fleckchens Erde nur hier glücklich zu werden, Idalia, das kokette Weltkind, nur in der Großstadt. Sie verschmerzt die Trennung leichter als er, in dessen Leben der Zusammenstoß mit einer ihm fremden Welt einen unheilvollen Bruch vollzogen hat. Zu Maria kann und will er nicht zurück; er glaubt ihr Vertrauen auf immer verscherzt zu haben. Die Sturmflut führt ihn noch einmal mit der immer noch liebenden und geliebten Braut zusammen; beide finden den Tod in den Wellen. — War für die beiden der Aufenthalt der Fremden auf der Hallig verderblich gewesen, so war er für Mander und Oswald zum Segen geworden. Im Pastorenhause hat der stark religiös veranlagte Mander im Verkehr mit Pastor Hold den

wahren Glauben gefunden, den die innererer Einkehr günstige Halligeinsamkeit befestigte. Zum Teil unter dem Einfluß Holds, vor allem unter der Nachwirkung der beim Schlicklaufen ausgestandenen Todesgefahr wird aus dem frivolen Spötter Oswald ein frommer, gläubiger Christ. — Doppelt schwer empfindet der geistig nach jeder Richtung hin stark interessierte Hold nach dem Fortgange der Fremden die schon lange nur mit Entsagung getragene Öde und Einsamkeit der Hallig. Die Sturmflut bringt auch ihn mit Weib und Kind in Todesgefahr, aus der eine göttliche Fügung ihn befreit. Ein von Mander als Gastgeschenk zurückgelassenes Weinfaß wird von einer Woge vor die Bodenluke getragen und ermöglicht an Stelle der fortgeschwemmten Treppe das Hinaufsteigen und damit die Rettung. Neben Marias Leiche findet Hold am anderen Morgen auf der zerstörten Kirchwerft den 400 Jahre alten goldenen Abendmahlskelch der Gemeinde. „Wie der Regenbogen nach der Sündflut" erscheint er ihm als ein Zeichen aus der Höhe. Mit einer Predigt Holds, die in den Worten gipfelt:

„Das Zeitliche vergeht der Zeit zum Raube
Doch ewig bleibt die Liebe und der Glaube",

und einem scharf gezeichneten, ausdrucksvollen Gruppenbilde, das den Pastor inmitten der Gemeinde auf der zerstörten Kirchwerft zeigt, die Hand mit dem Kelch zum Himmel emporgehoben, schließt die Novelle.

In der ersten Auflage trug sie den Titel: „Wanderungen auf dem Gebiete der Theologie im Modekleide der Novelle", der die Erbauung anstrebende Tendenz verrät. Durch „anlockende Einfassung" und „freundliche Abwechslung" sollten die Leser zur Beschäftigung mit den in eingelegten religiösen Gesprächen erörterten Glaubensfragen angeregt werden. Biernatzki hoffte so „dem Herrn die Wege zu ebenen". Als literarisches Vorbild dienten ihm unter anderem Henrik Steffens' schon erwähnte Novellen[8]), aus denen er lernen konnte, wie mit Natur- und Sittenschilderung starkes religiöses Gefühl ohne aufdringliche Tendenz zu verbinden sei[9]). Biernatzkis „Katechismen im höheren Stil" bringen zwar vor allem das „Für und Wider des Glaubens" zur Darstellung, doch offenbart sich auch an den Gestalten seiner Novelle die beseligende Wirkung des Glaubens. Für die vorliegende Arbeit kommt in der Hauptsache „die anlockende Einfassung", der romantische Teil, wie Biernatzki ihn im Gegensatz zum didaktischen nannte, in Betracht[10]).

Trotz manchen Widerspruchs und absoluter Freiheit von religiöser Tendenz kann die kleine Halligepisode in Th. Mügges „Vogt von Sylt" ihre Anregung durch Biernatzki nicht verleugnen. Wie Idalia Godber wird Lina Jens Lornsen nach dem Schiffbruch durch Anlegen der kleidsamen friesischen Tracht zum ersten Male näher gerückt.

Biernatzkis „Hallig" nahe steht die kleine Verserzählung „Heimatlos" von Reinhold Fuchs (im „Strandgut" 1902[5]). Wie Godber auf fernen Meeren nachts am Steuer seiner Braut Maria gedenkt, wird hier ein greiser Steuermann nachts heimgesucht von alten Erinnerungen an die verlorene Heimat, die weltverlassene Hallig. Frisch und kräftig, als kühner, junger Matrose ist er in die Welt hinausgezogen, bei der Heimkehr hoffte er den alten Eltern ihre Hütte neu aufzubauen, seine blonde Marie erscheint im schon im Brautkranz. Reich an Geld und Gut kehrt er heim, umsegelt Nordstrand und wähnt schon im Abendrot seine Hallig zu sehen; doch weit und breit ist nichts als freie, offene, glatte See. Die Sturmflut hat ihm die Heimat geraubt. Heimatlos durchirrt er seitdem die Welt. Biernatzki auch durch die Tendenz verwandt ist eine der schwächsten Erzählungen von Johannes Dose: „Kampf um die Heimat" (1902), deren Grundgedanke seinen Ausdruck findet in den Worten: „Wer den Himmel lieb hat, dem ist auch die Heimat teuer." Sie handelt von den Schicksalen eines jungen Paares, das nach mancherlei Irrungen und Wirrungen in der Welt draußen auf die einsame kleine Hallig zurückkehrt.

Wennschon die Hallig ihren Einzug in die Literatur gleich in einer Dichtung hielt, so fehlte sie doch auch in der Reiseliteratur nicht. In der im vorigen Kapitel erwähnten Sammlung von Ernst Willkomm: „Im Wald und am Gestade" (1854) steht an zweiter Stelle „Der Halligmann, ein Strandbild". In den „Erzählungen eines Wattenschiffers" (1860)[12] hat Willkomm seiner Freude am Abenteuerlichen freien Lauf gelassen. Der Wattenschiffer Brork macht bei pechfinstrer Nacht und starkem Seegang die von sachkundigen Leuten sehr beanstandete Fahrt im Seegelboot über die überflutete Hallig (Hooge). Die „Vorgesichte" (1862) berichten von den Abenteuern eines alten Seemanns und seiner Kinder auf Hallig Hooge[13]).

Während Willkomm durch das Neue und Charakteristische der Halligen angezogen wurde und dies wiederzugeben bemüht war, entdeckte Storm an ihr romantische, märchenhafte Seiten in seiner

„Halligfahrt" (1870), der ersten seiner Novellen, die dem Meere breiteren Raum gönnt, der einzigen, in der er uns auf die Nordseeinseln führt, die er doch täglich vom Deiche aus sehen konnte. In der Fremde hat er das Meer recht schätzen gelernt, und nach der Heimkehr erst gingen ihm die Augen recht auf für seine Schönheit. Immer klarer lernte er sehen, was wirklich vor ihm lag. Die „Halligfahrt" vereinigt noch einmal alle Nachteile und Vorzüge der älteren Kunst Storms. Man könnte glauben, er habe hier eine alte Schuld an das Meer abtragen, ihm doch noch sein Recht in der Reihe der Sommergeschichten und Situationsstücke schaffen wollen, in denen es gegen Wald, Heide und Garten zu kurz gekommen war. Eine träumerische, märchenhafte Stimmung (auf die ich später näher eingehe) hält zwei mehr aneinander gereihte als ineinander verschlungene Liebesgeschichten zusammen, die beide mit Resignation enden. Der junge Advokat, der mit der lieblichen Susanne und der humoristisch gezeichneten alten Geheimrätin die Halligfahrt macht, resigniert, als das Glück ihm lächelt; weshalb, weiß man nicht. Der alte Vetter, dem der Besuch gilt, hat resignieren müssen und hat sich mit einer tiefen Herzenswunde auf die Hallig geflüchtet. In angefügten Tagebuchblättern wird die Geschichte seiner unglücklichen Liebe mitgeteilt. Eine dritte ganz kurze Liebesgeschichte, auch mit Resignationsschluß, erfindet der alte Vetter im Anschluß an ein als Strandgut angeschwemmtes Exemplar von Jean Pauls Hesperus. Resignationspoesie also überall, trotz des ansprechenden, lieblichen Bildes der Hallig. Etwas seltsam nimmt sich diese Halliggeschichte, die die Halligbewohner knapp erwähnt und von ihrem eigenartigen Leben nichts erzählt, in der Reihe der übrigen aus. Für Storm ist sie überaus charakteristisch. In einzelnen kleinen Zügen verrät sich hier schon der Dichter des „Schimmelreiters", so in der Zeichnung des Schiffers, „der schweigsamen alten Teerjacke", dem Ausspruch der alten Halligfrau, die zum ersten Male ans Festland kommt, dem Einflechten der Erzählung von Martje Flors Trinkspruch und der Geschichte Rungholts.

In der Farbengebung der Hallig steht Storm am nächsten D. v. Liliencron, der in der Skizze „Auf der Seehundsjagd"[14]) auch einen resignierten älteren Herrn auf der Hallig vorführt, aber in „Frerk Frerksens Werft" im „Poggfred"[15]) Romantik mit krassestem Naturalismus verbindet. In den „Königen von Norderoog und Süderoog[16]) führt Liliencron uns zurück

in die Rokokozeit, zuerst in der Rahmenerzählung auf die von ihm Schmerhörn genannte Insel Pelworm, dann auf die von den beiden kühnen Seeräubern Heio Broderſen und Bandick Taddeſen bewohnten Halligen ihr gegenüber im Weſten. Der rotgelockte Heio Broderſen hat eine blonde Frieſin, der von Mutters Seite her von Spaniern ſtammende Bandick Taddeſen die Tochter einer Mulattin geheiratet, eine lebhafte, leichtſinnige, geiſtvolle Frau, die das Leben auf der einſamen Hallig nicht ertragen kann. Sie entflammt bald den ſchwermütigen Heio zu heißer Glut und läßt ſich von ihm nach einem Gaſtmahl, als Bandick und ſeine Genoſſen mit der Plünderung eines brennenden ſpaniſchen Schiffes beſchäftigt ſind, auf ſeinem Pferde über den Schlick entführen. Als Bandick es erfährt, nimmt er furchtbare Rache. Als es wieder ebbt, ſtürmt er auf Heios Burg, die er mit Weib und Kind des Entflohenen verbrennt. Inzwiſchen iſt Flut eingetreten, ſein Pferd kann ihn nicht retten. Die Flut hat die Soldaten des däniſchen Kriegsſchiffes, der „Dronning-Maria", gebracht; Bandick fällt im Kampfe. — Liliencron geht hier wie in ſeinen Marſchinſelgeſchichten, „Greggert Meinſtorff" u. a., ganz ſeine eigenen Wege, die ihm auch niemand nachzugehen verſucht hat.

Eine Zwiſchenſtellung zwiſchen Storm und den älteren Geſchichten nimmt Wilhelm Jenſens „Poſthuma" (1872) ein. In Stimmunggebung und Technik ſteht ſie unverkennbar unter Storms Einfluß[17]); aber nur zum Teil hat Jenſen Konflikte, Perſonen und Motive in das Milieu hereingetragen, zum Teil wachſen ſie ihm daraus entgegen. Ein vornehmer, alter, grämlicher Baron an der Nordſeeküſte hat ein fein erzogenes, doch bürgerliches Mädchen aus einem alten frieſiſchen Schiffer- und Halliggeſchlecht geheiratet. Er ſtirbt, ehe der erſehnte Erbe geboren iſt, und ſetzt für den Fall, daß das in Ausſicht ſtehende Kind ein Mädchen iſt, feſt, daß ihr in ihrem zwanzigſten Jahre ſein Vermögen nur zufällt, wenn ſie ſeinen Neffen heiratet. In Poſthumas Adern aber fließt das Blut des alten Wikingergeſchlechtes, dem ſie auch äußerlich gleicht. Sie liebt den Schiffersſohn Paul Steen von Steenshallig, mit dem ſie zuſammen iſt, und auf deſſen Heimathallig ſie alle Jahre lange Wochen zugebracht hat, der ſie als Kind beim Schlicklaufen vor dem Ertrinken gerettet hat. Kurz vor der Hochzeit mit dem verhaßten Vetter erſt kommen beide zur Erkenntnis ihrer Liebe. Poſthuma wird von widerſtreitenden Empfindungen zerriſſen. Sie überragt den kühnen, kraftvollen Paul, den ſie mit aller Glut der Sinne liebt, an Bildung

und Geist; denn sie ist auch eine Torwisch. Fürchtete sie früher, daß sie auf dem Festlande vor Sehnsucht nach der Hallig vergehen müßte, so weiß sie jetzt, daß sie es in den drückenden Stuben bei den einfachen Halligleuten auf die Dauer nicht wird aushalten können. So schwebt sie halt- und entschlußlos in der Erwartung, daß irgendein Ereignis für sie entscheide; sie hofft auf eine Sturmflut, die am Vorabend der Hochzeit auch eintritt und sie mit allen Steens und dem ungeliebten Bräutigam verschlingt.

Eine sehr ausgedehnte Halligepisode brachte Jensens Roman „Heimkunft" (1894). Ein vor zwanzig Jahren aus Holstein ausgewanderter australischer Farmer findet nach vergeblichen Versuchen, in den Verhältnissen seiner Vaterstadt wieder heimisch zu werden, eine neue Heimat auf einer Hallig. In dem Halligpastor und seiner Pflegetochter trifft er hier Menschen an, die er dort vergebens gesucht hat.

Anton von Perfall hat sich in seinen zahllosen Romanen zweimal den Halligen zugewandt, in „Stevens Werft" (1896) und der „Hexe von Norderroog" (1902). Die erste Geschichte führt nach Hallig Hooge. Harold, ein junger Steuermann, und sein Bruder Jürgen, der Inhaber von Stevens Werft, lieben das schöne mittellose Fischermädchen Jette Holm von Föhr. Sie ist die Braut Harolds, dessen Eifersucht die Mutter, die für ihren schönen Liebling eine reiche Frau wünscht, rege zu machen versucht. Er überzeugt sich von der Nichtigkeit des Verdachtes, als er sie an einem sturmdrohenden Abend nach Föhr segelt, rät ihr aber im Scherz, nach seinem Tode Jürgen zu heiraten. Seit dem Tage ist er verschwunden. Durch Anlegen der Tracht des ihm sehr ähnlichen Bruders gelingt es Jürgen, die heißblütige Jette schon nach wenigen Monaten zu seiner Frau zu machen, zum großen Ärgernis der Inselbewohner, unter denen die Treue jahrelang gehalten wird, und die in der Fremden einen Eindringling auf der Hallig sehen. Jürgen unterschlägt Jette einen Brief von Harold, der von einem Indienfahrer übersegelt und zur Mitfahrt gezwungen worden ist. Nach der Geburt eines Sohnes scheint Jette Harold vergessen zu haben; doch als dieser plötzlich heimkehrt, kommt sie zu der Erkenntnis, daß sie in Jürgen nur Harolds Ebenbild geliebt hat. Jürgen hat ihre Unterredung belauscht und folgt sinnlos vor Wut dem Bruder in sein Boot. Beide ringen; Harold schlägt mit dem Kopfe auf einen Anker und ist sofort tot. Jürgen wirft seine Leiche ins Wasser

und entflieht. Harold wird für Jürgen gehalten und auf der Hallig beerdigt. Als Jettes Sohn Hans erwachsen ist, wird er Seemann und findet draußen seinen Vater. Beide landen auf der Hallig, als eine Sturmflut darübergeht; sie retten Jette aus Todesgefahr; die Gatten erkennen sich; das Boot schlägt um; nur Hans bleibt am Leben. Die Halligleute, die das Unglück mit angesehen haben, sind fest überzeugt, daß der Geist Harolds die ungetreue Braut geholt habe.

Ein ähnliches psychologisches Hauptmotiv liegt der „Hexe von Norderoog" zugrunde. Nizam, die Tochter eines Schiffers von Norderoog und einer Indierin, die von den neidischen, mißgünstigen Halligbewohnern um ihrer dunklen funkelnden Augen und Haare und ihrer Gewalt über die Männer willen die „Hexe von Norderoog" genannt wird, entfacht zwischen zwei kalten, besonnenen Nebel- und Nordmännern, den Brüdern Knut und Lars Götrek, einen heißen Streit. Sie entflieht mit Lars und ihrem Vater nach Norwegen. Der Kapitän des Schiffes, der nach ihrem Besitze strebt, entfernt heimlich Gatten und Vater, gibt sie aber, als er nichts bei ihr erreicht, dem Elend preis. Nach Jahren kehrt sie krank und elend in Lars' Heimat zurück, wo Knut sie freundlich aufnimmt. Vor ihrem Tode versöhnt sie ihn mit dem heimkehrenden Lars, dem sie trotz aller Bitten Knuts treugeblieben war. So bildet die „Hexe von Norderoog" im gewissen Sinne ein Gegenstück zu „Stevens Werft" [18]).

Zeitlich sind wir mit der „Hexe von Norderoog" (1902) in der Blütezeit der Heimatkunst, der Verfall noch sehr fern steht.

Nach seinem eigenen Zeugnis hat sich Wilhelm Lobsien aus seinen schleswig-holsteinischen Landsleuten gerade die Halligbewohner für seine Heimaterzählungen erlesen. Er gab 1907 einen ersten Band Halliggeschichten unter dem für die kleinere Zahl derselben passenden Titel: „Hinter dem Seedeich" heraus und 1908 einen zweiten Band „Wellen und Winde", die gelegentlich auch auf die Düneninsel Röm und zu den Kleiarbeitern in Hoyerschleuse führen. Es sind kleine Momentbilder, oft ganz kurze Skizzen, in der Art wie Holger Drachmanns See- und Strandgeschichten, nur viel weniger naturalistisch. Lobsien legt das Schwergewicht nicht auf eine ausgebaute Handlung, sondern auf Stimmung, Naturschilderung, Charakterisierung des Volkstums. Ein näheres Eingehen darauf verschiebe ich deshalb auf später.

Ein Halligroman war bereits 1903 aufgetaucht.

Schon in Frenssens „Drei Getreuen" (1898) war das Weichen

aus der Heimat, um das Glück draußen zu suchen, als Verrat an der Heimat dargestellt worden. Immer wieder hieß es hier: Land, Land müssen wir haben, mehr Land für unsere Kinder; unsere Väter haben mit dem Meere gerungen, wir müssen den Kampf wieder aufnehmen. Die Strandingers deichen Flackelholm, den wiederaufgetauchten Rest der cimbrischen Marsch ein, der allmählich der Küste entgegenwachsen soll. Flackelholm gehört zwar nicht zu den Halligen im engeren Sinne, aber „das Kulturproblem der Halligen" war hier schon berührt.

Stark unter dem Einflusse der „Drei Getreuen" und der Schriften von Eugen Träger, speziell der 1900 erschienenen „Die Rettung der Halligen und die Zukunft der schleswig-holsteinischen Nordseewatten" steht der in Italien entstandene[19]) Halligroman von Max Geißler aus Großenhain „Jochen Klähn", der 1907 völlig umgearbeitet als „Inseln im Winde" aufs neue erschien. Wenn Biernatzki in der „Hallig" gesagt hatte, daß die den Halligbewohnern vom Meere drohende Gefahr des einzigen Reizes entbehre, den die Gefahr haben könne, des Gegenkampfes[20]), so wird der Kampf hier aufgenommen. Die Liebe zur vergehenden Heimat treibt die Klähns, „Buhnen ins Watt" zu legen, um dem beständig gierig an der Uferkante nagenden Meere „die Zähne einzuschlagen". Allein vermögen sie ihre Pläne nicht durchzuführen, da es ihnen an den Mitteln fehlt. Eine Eingabe an die preußische Regierung hat nach langem Warten den gehofften Erfolg, und die Sicherungsbauten beginnen. Eine ganze Reihe kleiner Liebesgeschichten, besonders Jochen Klähns Liebe zur Braut seines Bruders, drängen sich nach dem Schluß zu immer stärker in den Vordergrund und verdecken das Grundmotiv, so daß es nicht zu kraftvoller Ausgestaltung kommt.

Ähnliches gilt von Wilhelm Poecks „Sinkendem Land" 1908. Träger wird hier sogar zitiert, und seine Bemühungen haben wohl manchen Zug für den Helden Dr. Knut Landsberg geliefert. Dieser, ursprünglich Arzt, jetzt Halligforscher, bringt den ganzen Sommer auf Groothallig zu, um Studien zu machen, Vermessungen vorzunehmen und Pläne für ihre Erhaltung zu schmieden. Hier ist Land zu gewinnen für die Nachwelt, das sicherer ist als Kolonialbesitz. Sein Verstand, sein Mut und seine Kühnheit begeistern Liane Lessing, eine schöne, reiche, unabhängige junge Berlinerin, die eines Tages von Amrum aus auf die Hallig kommt und um Landsbergs willen bleibt. Diesen ergreift bald lebhaftes Interesse für sie,

obgleich er seine rührend gute, aufopfernde Frau, Edith, zärtlich liebt. Liane geht vorsichtig zu Werke, um ihn für sich zu gewinnen. Sie vertieft sich mit Zähigkeit und Ausdauer in Fachschriften und durchstöbert in seiner Abwesenheit seine Tagebücher und Papiere. Ferner baut sie auf ihr Geld. Sie weiß, daß nur das größtenteils in „Silvana" angelegte Vermögen seiner Frau Landsberg erlaubt seiner Halligliebhaberei zu frönen. Sie hört, wie das Papier ungeheuer schnell sinkt, verrät aber absichtlich nichts davon. Seiner Liebe ist sie schon sicher, doch siegt noch in ihm das Pflichtgefühl. Das Meer durchkreuzt ihre Pläne. Als er eines Tages auf der stark gesunkenen Melfswerft Vermessungen vornehmen will, trifft er in dem halbzerstörten Hause Liane, die ihn durch ihre Sachkenntnis überrascht. Dort findet Edith die beiden. Erregte Auseinandersetzungen lassen die drei übersehen, daß eine ungewöhnlich hohe Flut mit starkem Winde an das Haus schlägt. Der Rückzug zur Haupthallig ist ihnen abgeschnitten, weil der Steg über den Piel weggeschwemmt ist. Das Haus hat weder Türen noch Fenster, noch einen Tisch, noch eine Bodentreppe mehr. Da wirft eine starke Woge ein Faß hinein, auf dem Edith und Landsberg sich auf den Boden retten; als Liane ihnen nach will, treibt eine neue Woge sie mit dem Faß heraus, und sie bezahlt die größte Sensation ihres Lebens mit dem Tode. Um diese Hauptgeschichte ranken sich eine Menge kleiner Episoden; die Erlebnisse eines Pastors und seiner Kinder, eines Volksschullehrers, des Küsters, eines Halligmalers spielen hinein. — Landsbergs Vermögen ist durch den Zusammenbruch der Silvana verloren, er muß seine Pläne aufgeben und wieder Arzt werden; die Geschichte gipfelt also schließlich in den Intrigen Liane Lessings, die sich auf dem breiten Hintergrunde des Halliglebens abspielen.

Geschichten aus der nordfriesischen Strandmarsch.

Das Problem der Landgewinnung war lange, ehe es in die Halliggeschichten eindrang, in Th. Storms „Schimmelreiter", der ersten bedeutenden Küstennovelle, zur Darstellung gekommen (1888)[21]).

Hauke Haien, der Sohn eines Kleinbauern, arbeitet sich durch Scharfsinn, Fleiß und zähe Energie, unterstützt von der Deichgrafentochter Elke Volkerts, allmählich zum Deichgrafen empor, hat aber wegen seines unerhörten Glückes und seines schroffen Vorgehens gegen alle Mißstände viel Neid, Haß und Mißgunst zu überwinden und bei der Durchführung seiner Pläne über Abschrägung der Deich-

profile und Neueindeichung eines großen Kooges mit heftigem Widerstande zu kämpfen. Müde vom ewigen Streit läßt er es einmal geschehen, daß an einer schadhaften Stelle des Deiches nur eine oberflächliche Reparatur vorgenommen wird. Da kommt eine gewaltige Sturmflut. Ohne seinen Befehl wollen die Bauern, um den alten Koog zu retten, den neuen Deich durchstechen. Hauke verhindert es, sei es aus Trotz, sei es nur um sein Lebenswerk nicht preisgeben zu müssen, obwohl er es sich selbst viel früher gesagt hat, daß es der einzige Rettungsweg ist. Der alte Deich bricht, der alte Koog geht unter, aber der Hauke-Haienkoog wird gerettet. Da stürzt in den schäumenden Abgrund vor des Deichgrafen Augen der Wagen mit seinem Weib und seinem Kind, die ihm gefolgt waren. Mit dem Rufe „Herr Gott, nimm mich, verschon die anderen," sprengt er ihnen nach in die Tiefe. Als „Schimmelreiter" erscheint er seitdem auf dem Deiche, wenn Gefahr durch Wassersnot droht.

An den in der technischen Anlage der Novelle begründeten Mängeln, den durch die zu weit getriebene Einschachtelung hervorgerufenen Widersprüchen und Unklarheiten in der Zeichnung Hauke Haiens gehe ich jetzt vorüber, es wird sich Gelegenheit finden, darauf zurückzukommen.

Würdig trat neben den Schimmelreiter 1903 Friedrich Jakobsens „Niflheim", ein „Roman aus der nordfriesischen Marsch", der schon durch den — leicht falsche Vorstellungen erweckenden — Titel verrät, daß er uns in das Nebelland an der Nordsee führt. „Seinen Landsleuten," den Nordfriesen, ist es gewidmet.

In dem kleinen Marschdorfe Tobüll stehen sich zwei Parteien gegenüber: Peter Lorenzen, der Müller, der den Chausseebau durchsetzen möchte, der seine Mühle in die Höhe bringen soll, und Ludolf Nissen, der Deichvogt, der den neuen Koog eindeichen lassen will. Beide Lasten vermag die Gemeinde nicht zu tragen; so entstehen im Dorfe Haß und Zwietracht, die der Pastor Sörensen vergeblich zu beseitigen strebt. Der besonnene Deichvogt siegt über den leichtsinnigen Müller, der in der Hoffnung auf künftige Einnahmen sein Hab und Gut vertrinkt. Olaf und Elke, beider Kinder, haben in der Stadt eine bessere Erziehung genossen, als sonst im Dorfe üblich ist. Beide sind fortschrittlich gesinnt und möchten das Alte nur, soweit es nützlich ist, bestehen lassen. Als die einzig Ebenbürtigen

finden sie sich bald trotz des Zwistes der Väter zusammen. Da wacht das Gerede über eine vor zehn Jahren begangene Brandstiftung wieder auf; der Müller wird verdächtigt, kommt zwar auf Betreiben des Pastors frei, ist aber inzwischen mittellos geworden und haßt den Deichvogt als Todfeind. Eine entscheidende Wendung bringt der Johannistag, an dem der neue Ludolf-Nissen-Deich geschlossen werden soll. Ein Gewitter mit verheerender Sommerflut vernichtet in letzter Stunde des Deichvogts Lebenswerk zur großen Schadenfreude des Müllers. Mit Elke sieht dieser dann aber den Blitz in des Deichvogts Hauberg einschlagen, den Olaf allein bewacht. Sie retten den Betäubten aus den Flammen. Am selben Tage ist Lorenz Lenzmann, der Jüte, der um des alten Stammesgegensatzes willen von allen gehaßt wird, beim Deichbau schwer verletzt worden, hat indessen um Elkes milder Pflege willen kurz vor seinem Tode gestanden, daß er den Brand verursacht und aus Haß den Verdacht auf den Müller gelenkt habe, und damit die Ehre des Müllers wiederhergestellt. Versöhnung und Glück auf allen Seiten, trotz des großen Unglücks macht den Schluß, nur der Pastor, der Elke auch geliebt hatte, geht leer aus. Aus dem überschwemmten Annemarienkoog wird unter der Leitung des neuen Deichvogts Olaf Nissen ein Olaf-Elkekoog erstehn.

Thusnelda Kühls noch sehr unfertigen und hie und da ihr Vorbild, den „Schimmelreiter", zu stark verratenden Roman „Rum Hart Klar Kimming", übergehe ich, schon weil das Meer außer Sicht bleibt, hebe dagegen den „Lehnsmann von Brösum" 1904 hervor. Im Mittelpunkte steht der stolze, eiserne Lehnsmann Hauke Rievers, der alle seine Leute an Verstand und Umsicht weit überragt, dafür aber stets mit hartnäckigem Widerstand bei seinen Untergebenen und mit Leichtsinn und vornehmer Lässigkeit bei seinen Vorgesetzten zu kämpfen hat. Die Brösumer zu einem wohlhabenden zufriedenen Menschenschlag zu machen, betrachtet er als seine Lebensaufgabe. Er vertritt die konservative Gesinnung, die Sympathie für das alte freie Bauerntum, den Stolz der Friesen, gegenüber den Fortschrittlern, die Hab und Gut verkaufen und in die Stadt ziehen. Der beständige Kampf gegen widerstrebende Elemente reibt ihn auf. Eine letzte furchtbare Anstrengung in einer Sturmflutnacht, als es gilt, 500 Demath kostbares Marschland vor den durch die zerbrochene Sielschleuse eindringenden Wassern zu schützen, gibt ihm den Rest. Er stirbt in dem Bewußtsein, daß sein Wirken nicht umsonst

gewesen ist. Eine zu große Anzahl von Liebesgeschichten ist hier wie in den genannten Halligromanen mit der Haupthandlung verflochten.

Auf Dietrich Thedens berühmten Kriminalroman „Der Friesenpastor" 1898 komme ich bei der Charakteristik des Volkstums zurück, ebenso auf sein sehr mäßiges Buch „Um deutsche Art" 1906, dessen Hauptwert in dem darin zum Ausdruck gebrachten lobenswerten Patriotismus besteht.

Erzählungen vom Untergange Rungholts und des Nordstrands.

Schon Storm legte im „Schimmelreiter" seiner Darstellung nicht die gegenwärtigen Verhältnisse zugrunde, sondern griff zurück in die Zeit einer großen Flut. In noch bedeutend frühere Zeiten führt eine Gruppe von Erzählungen, darunter umfangreiche Romane, die sich als „Versunkene Welten" zusammenfassen lassen. Sie behandeln den Untergang Rungholts im Jahre 1300 und die größte Flut von 1634, die von der großen Insel Nordstrand Pelworm, Nordstrandischmoor und die Hamburger Hallig losriß. Ganz allmählich hat die Geschichte dieser Fluten, seltener aus dem Volksmunde, meist wohl aus Chroniken, auch aus der Müllenhoffschen Sammlung, ihren Weg in die Romanliteratur gefunden; dabei scheint, was von der einen, was von der anderen erzählt wurde, ziemlich durcheinander gegangen zu sein. Anton Heimreichs Nordfriesische Chronik[22]), der Müllenhoff fast wörtlich folgt, erzählt u. a. von Rungholt[23]):

„Unter allen diesen ertrunkenen Örtern ist insonderheit benamet der Flecken Rungholt, von dessen Verwüstung und Untergang, wie auch künftigem Wohlstande der gemeine Mann beides in vorigen Jahren und noch jetzigen Jahren viel Wunderdinges erzählt" . . . und „Sonsten stehen die alten, abergläubischen Leute im Wahn, daß dieses Rungholt noch einmal wieder werde aufleben . . . melden auch, daß diese Stadt mit allen Türmen ganz in der Erde stehe und dessen Turm und Mühlen . . . sich öftermals bei hellem Wetter hervortun und klar sehen lasse; und daß auch von den Vorüberfahrenden der Glockenklang u. dgl. noch jetzunder gehöret werden" . . . und zum Schluß: „Es ist aber die Hauptursache dieses Elends gewesen die übermachte Sünde und Bosheit der Einwohner, die Gottes heiliges Wort und die hochwürdigen Sakramente verachtet und die ihnen hiebevor von Gott verliehenen Güter zur Hoffart, Üppigkeit und andern

Sünden mißbraucht." Dann allerdings setzt er doch noch hinzu: „Dazu denn auch gekommen, daß die Deiche zu der Zeit gar niedrig und gering gewesen und die Leute sich nicht so wohl wie jetzt auf dem Deichwesen verstanden." Von der 1634 ergangenen länderverderblichen Sündflut aber erzählt er, wie man dazumal am sichersten gewesen und die Deiche so wohl gestanden, daß einer gemeint, man habe nun einen eisernen Deich und ein anderer, man könne sicher hinter den Deichen schlafen und „der Deichgraf in Risummohr nach verfertigtem Deiche den Spaten auf den Deich gesetzet und vermessentlich gesaget: Trotz nun blanke Hans!"

Ernst Willkomm scheint der erste gewesen zu sein, der das von der Sage Dargebotene in Erzählungen ausmünzte. Der Schiffer, der ihn im Bote durch die Westsee segelt, erklärt die Schwärme von Seevögeln, die am Rungholtsand in seltsamen Gestalten, sich verschlingend und sich wieder lösend, schweben, für die Seelen der verstorbenen Rungholter, die, weil sie ihre Priester verhöhnten und verspotteten, von Gott durch die Sündflut gestraft wurden und berichtet ihm dann von dem seltsamen Abenteuer des Wattenschiffers Brork auf dem Rungholtsand. (Erzählungen eines Wattenschiffers 1860.) An einem heißen, sonnigen Mittag war er zur Ebbezeit vor dem Rungholtsand liegen geblieben und hatte von seiner Koje aus die schwärmenden Seevögel dort beobachtet. Da vernahm er schwere Tritte und leises Flüstern über seinem Kopfe und sah zwei prächtig, aber altväterisch gekleidete Männer mit aschgrauen Gesichtern angstvoll an der Kette des Ankers zerren, der tief unten auf einer köstlich besetzten Tafel in einem fetten Spanferkel stak, aus dem ihn Männer und Frauen, wie Vögel schreiend und die Hände wie Flügel bewegend, zu befreien suchten. Hinter der Tafel sah er den Eingang zur Hölle. Er reißt auf das Geheiß der Männer an der Kette, da hört er es plätschern, grün wogt um ihn die See, und alles ist verschwunden, nur am Anker hängt noch ein goldener Becher und ein Stück gebratenes Schweinefleisch. — So konnte sich ja wohl allenfalls in der Phantasie eines Wattenschiffers die Rungholter Sage gestalten[24]). —

Dann ließ Storm in der „Halligfahrt" 1870 den jungen Advokaten erzählen von der reichen, prächtigen Stadt, die dort unten unsichtbar und verschollen steht auf dem Grunde des Meeres, deren Schiffe einst auf allen Meeren schwammen und die Schätze aller Weltteile in die Heimat trugen, von ihren blonden Frauen

und den trotzigen Männern, die hohnlachend von ihren festen Deichen dem Meere ihr „Trotz nu! blanke Hans!“ zuriefen, die in ihrem Heidenübermut das Sakrament schändeten und den Christengott verspotteten, bis die Wasser stiegen wie zu Noähs Zeiten. Hier bei Storm findet sich also schon vereint, was bei Heimreich von den Fluten von 1300 und 1634 erzählt ist, so stand es auch schon bei Müllenhoff. Vor der nach Heimreich zitierten Stelle steht gleichsam als Einleitung der Satz: „In Rungholt wohnten weiland reiche Leute; sie bauten große Deiche, und wenn sie darauf standen, sprachen sie Trotz nu, blanke Hans!“ Das verträgt sich natürlich schlecht mit dem Umstand, daß die Deiche zu Rungholts Zeiten noch „sehr niedrig und gering gewesen“. Er fehlt bei Müllenhoff. Da die „Halligfahrt“ zu Wilhelm Jensens Lieblingen zählte unter den Stormschen Novellen, halte ich es nicht für unwahrscheinlich, daß er dadurch die Anregung erhielt, sich intensiver mit den Flutsagen und -berichten zu beschäftigen. In seinem historischen Roman „Versunkene Welten“ 1882 spielt „das rotwangige Heidentum, das sich auflehnte gegen den bleichen Christengott“, eine sehr bedeutsame Rolle, hat aber den robusten Charakter der alten Sage vollkommen abgestreift und ist in echt Jensenscher Weise umgewandelt in die schweren Gewissenskämpfe, die ein an den alten Göttern hängender Priester auszukämpfen hat. Hemmo Hemmen aus Rungholt erzählt von den weiten Reisen, die er auf den Kauffschiffen bis nach Griechenland gemacht hat, und alle Schätze, die er aus fernen Ländern mitgebracht, trägt er für die blonde Geliebte zusammen. Aber Rungholt allein gab ihm wohl keinen genügenden Stoff für einen Roman. So verband er mit seinem Untergang den von Wendingstedt, das wahrscheinlich 1362 an der Westküste von Sylt versunken ist, und verflocht beide mit dem Kriege zwischen Erich Menwed von Dänemark und Herzog Waldemar IV. von Schleswig. Hemmo Hemmen, der Sohn des Ratsmannes von Rungholt, wird nach Wendingstedt verschlagen und tanzt am Petritage mit Edouv Holding, der Tochter des Ratsmannes, um die Biikenfeuer auf dem Wijnshoog. Er wirbt um sie beim Thing, doch wird sie ihm versagt wegen des alteingewurzelten Hasses zwischen Rungholt und Wendingstedt. In den Dünen, in den verfallenen Ruinen eines alten Templum Veneris finden sich die Liebenden alltäglich zusammen und schließen ohne Priestersegen ihren Bund. Als aber die Leiche von Edouvs Bruder, der auf der See verunglückt ist, ans Land

geworfen wird, glaubt sie ein Verdammungsurteil der Götter zu erkennen und stellt sich dem Gericht des Things. Hemmo und Edouv wären dem Tode verfallen, wenn nicht der Ausbruch des Krieges, das Herannahen der Feinde und das Eintreten Erich Menweds für sie sie gerettet hätte. Rungholt versagt seine brüderliche Hilfe und tritt auf die Seite des Feindes. Verzweifelt kämpfen die Wendingstedter. Doch ihr Bundesgenosse, die Flut, bleibt überlang aus; und als sie kommt, verschlingt sie Freund und Feind, tilgt Wendingstedt und Rungholt vom Erdboden. Unter den wenigen Geretteten sind Erich Menwed, Hemmo Hemmen und Edouv. Sie landen in Helgoland, von wo die beiden Heimatlosgewordenen hinausziehen in die Welt, um (ein ganz Jensenscher Gedanke) dahin zurückzukehren, von wo der Sage nach ihre Vorväter gekommen waren, in den sonnigen Osten[25]). Nach Griechenland, wo die schönen Tempel stehen, zieht es die schönheitsdurstigen Seelen.

In denkbar größtem Gegensatz zu diesem märchenhaften, romantischen Gemälde, in dem das Hauptgewicht auf den seelischen Konflikten liegt, und in dem die Phantasie des Dichters sich sehr frei ergeht, stehen J. Doses kulturgeschichtliche Romane „Der Kirchherr von Westerwohld" 1900 und „Vor der Sündflut" 1905, „eine Erzählung von Rungholts Ende." Für die letztere wählte er eine glückliche, an Willkomm und Storm erinnernde Einkleidung. Auf einer Segelfahrt nach Pelworm bleibt er auf dem Sande sitzen, und während er träumend im Boote liegt und die Wasser glucksend an den Bug des Schiffes schlagen, klingt es „lind und lieblich", „voll Klang und Klage wie aus unendlicher Tiefe zu ihm empor." Vom Schiffer hört er, daß sie auf dem Rungholtsand liegen, wo einst die reiche und üppige Stadt stand, die manches Sonntagskind schon bei klarem Wetter im blanken Wasser hat stehen sehn. Mondelang klingen die Wattenglocken ihm noch in den Ohren, und Rungholt ersteht in seiner Phantasie in alter Pracht und Herrlichkeit.

Dose hatte von dem, was die Chroniken von Rungholt erzählen, wohl schon zu viel im Kirchherrn von Westerwohld gebracht, daß er hier Sylter und andere Sagen aus viel späterer Zeit plünderte. Kort Wiederich oder Wittrich, dem eine Hauptrolle zufällt, war ein Dithmarscher Seeräuber, der 1452 den Pelwormer Turm einnahm und dort hauste[26]); was hier von ihm erzählt wird, sind (abgesehen von der erfundenen Liebesgeschichte) in der Hauptsache die Schicksale

Pidder Lüngs von Hörnum auf Sylt aus dem 15. Jahrhundert, der alle freien Friesen vereinen wollte, der auch das Kohlabenteuer mit Henning Pogwisch erlebte[27]). Hansens Sagen und Märchen der Sylter Friesen haben noch einen dritten Seeräuber geliefert, der auch einige Züge herleihen mußte für Kurt Wiederich. Das Abenteuer bei kommender Flut im Wattenmeer, das er erlebt, erzählt Hansen von dem berüchtigten Amrumer Stranddieb Tade Boh Rink[28]), der sich aber ebensowenig wie Kort Wittrich oder Pidder Lüng zum Besseren bekehrte, sondern bei der Flucht im Schlick erstickte, während die beiden anderen der irdischen Gerechtigkeit verfielen. Dieses Zusammenschweißen der drei Gestalten in eine hat keineswegs zum Vorteil dieser Hauptfigur der Erzählung gereicht, es geht vielmehr ein Bruch hindurch. Müllenhoff würde sich baß entsetzt haben über diese pietätlose Mißhandlung der alten Sagen[29]).

Einheitlicher ist der „Kirchherr von Westerwohld", der es 1906 bereits zu einer fünften Auflage gebracht hat. Im Mittelpunkte steht ein bei Heimreich öfter genannter Pastor Boëthius, der die »commentarios de Cataclysmo Nordstrandico«[30]) geschrieben hat. Die stolze Herausforderung des Deichgrafen an das Meer „Trutz nu, blanke Hans!", die sonst von Rungholt erzählte, hier etwas gemilderte Sakramentsschändung[31]), zahlreiche kleine, der Chronik zur Belebung des Bildes entnommene Züge, nicht zum wenigsten die (einer um 200 Jahre zurückliegenden Zeit angehörigen) Prophezeiungen der Sibylle Hertje[32]), die einem jungen Mädchen in den Mund gelegt werden, die brausende Sturmflut zum Schluß, in der des Kirchherrn Tochter Etta, die den Sohn seines Todfeindes, den Deichgrafen Edleff Wessel liebt, mit dem Geliebten zusammen den Tod findet; das alles bildet den Hintergrund für die Schicksale des fanatischen, trotzigen, aber tapferen, ehrenwerten und ernstfrommen Kirchherrn, der vergebens durch seine Wetterpredigten die Westerwohlder von ihrer abschüssigen Bahn zurückzuhalten trachtet.

Fast noch mehr als Dose hält der Däne Holger Drachmann in der ersten seiner „See- und Strandgeschichten" — „Sündflutsage" nennt er sie — die Auffassung der Flut als einer Sündflut fest, aber nicht aus religiöser Tendenz, sondern um Boden für seinen Naturalismus zu gewinnen und ein recht krasses Bild von der Üppigkeit, Schwelgerei und Entsittlichung der Marschbauern geben zu können.

Unmittelbar an den Roman Doses, der in einem kurzen Schluß-

kapitel „des kleinen Häufleins der Geretteten" gedenkt, das zum genügsamen Halliggeschlecht wird, bis ein Teil des Landes wiedereingedeicht ist, schließt Albert Johansens Roman „Nach der Flut" (1905) an. Die bei Heimreich ausführlich dargelegten Verhältnisse der Zeit nach 1634[33]) werden hier indessen nicht recht lebendig, das Historische ist zu stofflich unverarbeitet herübergenommen, besonders wo durch Häufung von Zahlen das Schreckliche der Ereignisse zum Ausdruck gebracht werden soll. Die Komposition wird dadurch etwas verwickelt, daß zur Erklärung der gegenwärtigen Zustände die Ereignisse während und vor der Flut nachholend von Beteiligten erzählt werden. Die Gewalt der Flut wird auf diese Weise doch nicht recht anschaulich. — Hinrich Oldenburg kehrt nach fünfjähriger Abwesenheit mit einem Freunde in die Heimat zurück und findet sein väterliches Gut, Röhrbeckhof auf Nordstrand, vom Erdboden verschwunden. Beide unterstützen das trotz der Aufwendung großer Mittel aussichtslose Werk Arnold Amsincks[34]), das überschwemmte Gebiet wiedereinzudeichen; als aber der Deich fast vollendet ist, reißt eine neue Flut ihn wieder ein. Friedrich III. von Holstein-Gottorp gibt das Land an reiche holländische Ansiedler, und Anton Heimreich, der Prediger von Nordstrandischmoor, muß zu seinem größten Schmerze den Nordstrandern den Befehl des Landesherrn verkünden, ihr rechtlich ererbtes Land, auf Befehl selbst ihre Häuser, den Fremden zu überlassen[35]) [36]).

Andere nordfriesische Inselgeschichten.

Neben den Halligen, der Küste und dem versunkenen Land sind die anderen nordfriesischen Marschinseln nur wenig in der Literatur der letzten Zeit vertreten, doch fehlen sie keineswegs vollständig. Ich erwähne hier noch kurz eine Anzahl von Geschichten, die sich zu keiner der drei Gruppen stellen ließen. Mit Vorliebe hat Detlev von Liliencron die Schwesterinsel Nordstrands, Pelworm, in seinen Marschinselgeschichten, so „Greggert Meinstorff", aufgesucht[37]). „Der Chronik nacherzählt" ist Hermann Heibergs „Landvogt von Pelworm", doch tritt die Empörung der Friesen wegen eigenmächtiger Verkürzung ihrer Strandrechte gegen ihren tyrannischen, feigen, hinterlistigen Vorgesetzten stark zurück hinter einer Liebesintrige. Der alte begehrliche Graf von Fanö stellt einer schönen Friesin nach und kommt elend ums Leben dabei, während sein lange verschollener, unvermutet aus der neuen

Welt heimgekehrter Bruder, der schiffbrüchig ans Ufer geworfen und mit aufopfernder Hingebung von ihr gepflegt worden ist, sie schließlich heiratet.

In die gegenwärtigen Verhältnisse auf Nordstrand führt, außer den unbedeutenden und farblosen Geschichten von Ingeborg Andresen „Hinter Deich und Dünen" 1907, Th. Kühls „Inseldoktor" 1908, der das immer noch segensreiche Wirken eines Arztes entrollt, der sich durch Neigung zum Trunk eine glänzende Karriere draußen verscherzt hat und in dem Nebelklima der Insel erst recht daran zugrunde geht. Seine Liebe zu einer jungen Malerin und seine stille Neigung zu der zarten, schwermütigen Frau des Pastors auf Hallig Hooge, die in dem nebelfeuchten Klima ihre vier Kinder nacheinander hat begraben müssen, bilden den Hauptinhalt des Romans. In der Mehrzahl der Kühlschen Romane finden sich Halligepisoden oder Ausflüge aufs Wattenmeer, so in „Am grauen Strand, am grauen Meer" 1899, „Um Ellwurth" 1904, den „Leuten von Effkebüll" 1905; die beiden letzten Romane führen tiefer ins Land, in die Eiderstedter Marsch hinein und bringen das Meer seltener in Sicht.

Zuletzt sind auch die nördlichsten von Friesen bewohnten Nordseeinseln — Röm von Wilh. Lobsien in seinen Hallignovellen und das (bereits dänische) Fanö von Wilh. Jensen in „Auf Fanö und Manö" (Nordsee und Hochland 1907) — in die Novellistik eingeführt worden, nachdem auch dorthin seit einigen Jahren die Badegäste ihren Weg genommen hatten.

Mithin gibt es keine nordfriesische Insel oder Hallig mehr (denn nach Amrum[38]) und Föhr[39]) spielt die Handlung in verschiedenen Romanen gelegentlich hinüber), die nicht für eine Novelle oder einen Roman den landschaftlichen Hintergrund hätte hergeben müssen[40]).

Betrachten wir die Zeit, in der die angeführten Geschichten entstanden sind. Eine sehr geringe Zahl fällt vor die Meeres- und Inselnovellen Storms und Jensens in die Blütezeit der Helgoländer und Sylter Geschichten. Seit 1870 herrschen Storm und Jensen ziemlich allein bis ins letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Einen neuen Anstoß hat „der Ruf nach Heimatkunst" doch wohl gegeben; denn auch Joh. Dose, Hermann Heiberg, Friedrich Jakobsen, Albert

Johannsen, Th. Kühl, Detlev von Liliencron, Wilh. Lobsien und Dietr. Theden sind, wenn auch mit Ausnahme von Fr. Jakobsen, keine Nordfriesen, so doch Schleswig-Holsteiner[41]). Nicht unschuldig an diesem Eifer sind wohl auch Gustav Frenssens Erfolge. Eine Anregung für Küsten- und Inselgeschichten konnte natürlich von Storm und Jensen in viel stärkerem Maße ausgehen; denn im „Jörn Uhl" 1901 kommt das Meer kaum in Sicht; „Hilligenlei" 1905 brachte eigentlich, von dem religiösen Problem abgesehen, an Motiven nichts Neues, aber der Erfolg des „Jörn Uhl" machte auf die „Drei Getreuen" von 1898 wieder aufmerksam.

II. In den Hallig- und Seedeichgeschichten häufig wiederkehrende Motive.

Wie haben nun die Dichter die ihnen von der Landschaft und dem Leben ihrer Bewohner gebotenen Motive für den Verlauf ihrer Erzählungen verwertet? Auch hier empfiehlt sich eine gesonderte Betrachtung der beiden Gruppen von Erzählungen, einmal wegen der landschaftlichen Lage und dann, weil die Halligleute in der Mehrzahl Schiffer, die Marschbewohner meist Bauern sind. Die Halliggeschichten stehen dem Seeroman, die Seedeichgeschichten zum Teil wenigstens den Dorfgeschichten näher.

Halliggeschichten.

In das einförmige Halligleben bringt die Heimkehr der Seeleute Leben und Bewegung. Die jungen Schiffer haben gewöhnlich eine Braut daheim gelassen. So Godber in der „Hallig"; der aber lernt auf der Heimfahrt ein Mädchen kennen, das ihn seiner Braut entfremdet. Der Bräutigam Bienas in der „Heimkunft" hat sich sogar draußen verheiratet, während sie ihn tot glaubt. Harold („Stevens Werft") findet Jette als Frau seines Bruders; Binne Bonken (Inseln im Winde) bleibt Jens Klähn treu. Nur in Doses „Kampf um die Heimat" genügt dem Heimgekehrten die Hallig nicht mehr[42]). Ebenso wird der gleichmäßige Gang des Lebens unterbrochen durch die Ankunft Fremder[43]), so in Biernatzkis „Hallig", in Jensens „Heimkunft", in der „Hexe von Norderoog", in Poecks „Sinkendem Land". Biernatzki hat sie mit einem Schiffbruch verbunden[44]).

Die Weltferne und Einsamkeit ist dem, der auf der Hallig geboren und aufgewachsen ist, etwas Gewohntes, Selbstverständliches

und Liebes (Godber und Maria in der „Hallig", ferner Biena bei Jensen, Gesa bei Dose, allen Personen in Geißlers Halligroman. Auf dem ohne Neigung auf die Hallig Verbannten lastet sie schwer (Hold, Idalia, Oswald in der „Hallig", Posthuma bei Jensen, auf der Pastorin in Th. Kühls „Inseldoktor"). Der vom Getriebe der großen Welt Übersättigte empfindet den Frieden der Hallig als etwas Wohltuendes (Mander in der „Hallig", Lina im „Vogt von Sylt", der alte Junggeselle bei Storm, Harring in Jensens „Heimkunft" und trotz der Langeweile Liane Lessing in Poecks „Sinkendem Land"). Verbunden mit der stark ausgeprägten Heimatliebe der Halligbewohner ergibt diese Weltabgeschiedenheit unter Umständen den Konflikt, so scheitert daran bei Biernatzki die Liebe Godbers und Idalias, bei Jensen Posthumas und Pauls Glück. In Liliencrons „Königen von Norderoog und Süderoog" ist sie der Grund für die Entführung der lebenslustigen Anna durch Heio Brodersen (die Heimatliebe spielt allerdings nicht mit hinein). Bei Dose im „Kampf um die Heimat" kommt es noch zu einer glücklichen Lösung, in Jensens „Heimkunft" finden sich ein Halligkind und ein Weltflüchtiger zusammen[45]).

Um eine Wendung in der Gesinnung einer ihrer Gestalten hervorzubringen, lassen die Dichter sie gern beim Schlicklaufen im Wattenmeer Todesgefahr ausstehen. Zuerst Biernatzki in der „Hallig" Oswald[46]). Das Motiv ist nicht an die Hallig gebunden, drum konnte Mügge es im „Vogt von Sylt" gebrauchen, um Heinrich Hilgen zur Besinnung zu bringen und mit Jens Lornsen zu versöhnen. Andrees Strandinger in Frenssens „Drei Getreuen" und Randers in Gustav Falkes „Mann im Nebel" kommen im Anschluß an die beim Schlicklaufen ausgestandene Todesgefahr zu innerer Einkehr. Bei Kurt Wiederich in Doses „Vor der Sündflut" kommt eine ebenso radikale Besserung zustande wie bei Oswald. W. Jensen[47]) läßt mit Vorliebe Kinder oder ein Liebespaar sich beim Schlicklaufen verspäten. Paul rettet Posthuma das Leben, Biena Fredden und Harring in der „Heimkunft" überdauern eine Flut auf einer Möwenhallig. Ohne Harring wäre Biena verloren gewesen[48]). Jensen schließt sich Poeck an im „Sinkenden Land", der Liane mit dem Volksschullehrer, mit dem sie stark kokettiert, zum Büttpricken ins Wattenmeer ziehen läßt. An Jensens Kinderszenen erinnern Lobsiens Erzählungen; in zweien seiner kleinen Skizzen kommen Kinder im Wattenmeer in Todesgefahr; in „Ekke

Nekkepenn" hat er die tragische Konsequenz gezogen, in „Im Nebel" wird ein kleiner Junge noch glücklich gerettet. Max Geißler läßt in den „Inseln im Winde" Ipke Tamen die Eingabe an die Regierung über das Watteneis nach dem Festlande tragen. Auf dem Rückweg überrascht ihn der Nebel. Für ihn selbst verbindet sich damit kein besonderes inneres Erlebnis, das von weittragender Bedeutung für seine Zukunft wäre, die Schilderung ist wohl in der Hauptsache Selbstzweck, allerdings gelangt ja dadurch die Eingabe einige Wochen früher an die Regierung. Auf etwas andere Weise als gewöhnlich hat Wilh. Lobsien dies Motiv in seiner Hallignovelle „Binne Hayens" verwertet. Binne Hayens, die Frau des Küsters, hat sich von Gott und ihrem Pastor abgewandt, weil sie nicht verstehen kann, warum ein so trefflicher Mann wie der ihre einen so grausigen Tod im Schlick hat finden müssen. Die Versuche des Seelsorgers, sie zur Besinnung zu bringen, scheitern. Da unternimmt er, als ihre Tochter schwer krank liegt, die gefährliche Watteneiswanderung, um einen Arzt vom Festlande zu holen. Der Nebel überrascht ihn, und Binne Hayens steht am Bette ihrer Tochter die furchtbarste Angst für diese und den Pastor aus, und als alle glücklich gerettet sind, hat sie den Weg zu Gott zurückgefunden.

Eine entscheidende Wendung, unter Umständen die Schlußkatastrophe bringt die Sturmflut. Biernatzki (und nicht erst Spielhagen) hat die Bedeutung erkannt, die dieses Motiv im Gefüge der Handlung gewinnen kann. Die Kunst des Dichters zeigt sich hier nicht nur in der Gewalt der Meeresschilderung, sondern auch in der Verkettung dieses Naturphänomens mit dem Leben der Menschen. Für den zu erreichenden tragischen Eindruck ist es sehr wesentlich, ob der Dichter es vermag, der Sturmflut „das Gepräge des Schicksalsmäßigen" zu geben, durch den Zufall schicksalsmäßiges Walten ahnungsvoll hindurchscheinen zu lassen[49]." Biernatzki hat es versucht. Die göttliche Vorsehung sendet die Sturmflut zwar nicht nur um Godbers und Marias willen, aber sie wählt unter den Menschen, die ihr zum Opfer fallen, die aus, die im Leben nicht mehr glücklich werden können, und vereint sie im Tode. Daß Godber Vergebung gefunden hat, erkennt Hold aus dem Umstande, daß seine Leiche in den wiederaufgewühlten Gräbern des Kapitäns und der Matrosen mit diesen vereint gefunden wird. Daß Gott trotz dieser Sündflut die Hand nicht abgezogen hat von seinem Volke, bestätigt der goldene Abendmahlskelch, den Hold mit dem Regen-

bogen, dem Zeichen der Versöhnung nach der Flut, vergleicht. An göttlichen Fügungen fehlt es auch im Verlaufe der Sturmflut nicht. Die Geschichte mit dem Weinfaß hat sich tatsächlich bei der Sturmflut 1825, wenn auch nicht in Biernatzkis Hause zugetragen[50]; das aus der Heudieme fallende vermißte Kind entstammt zweifellos einer der Chroniken, die noch von viel wunderbareren Errettungen berichten.

Ein klein wenig zu sehr nach Wunsch erscheint die Sturmflut in „Posthuma" von Jensen, aber Posthuma hat die Möglichkeit ihres Eintretens vorausgesehen und deshalb den Aufenthalt auf der Hallig immer weiter hinausgezögert. Die Sturmflut bewahrt sie vor der Ehe mit dem verhaßten Vetter und vereint sie im Tode mit Paul, mit dem sie im Leben nicht hätte glücklich werden können. Sie erliegt der Gewalt der Verhältnisse, und ein gütiges Schicksal übernimmt für sie die Lösung der Verwicklung.

Liane Lessing in Poecks „Sinkendem Land" sühnt zwar ihr Vergehen mit dem Tode, aber dem Zufall ist ein sehr breiter Spielraum gegeben. Daß die drei sich gerade an dem Nachmittag, an dem Sturmflut eintritt, auf der eingesunkenen Werft zusammenfinden, daß das Haus weder Türen noch Fenster, noch einen Tisch, noch eine Bodentreppe mehr hat, daß sich unter dem Ballast, den die gestrandete Brigg ausgeworfen hat, gerade ein Faß befand und dieses Faß gerade in dieses Haus getrieben wird, daß Edith und Landsberg sich mit seiner Hilfe auf den Boden retten und Liane mit dem Fasse heraustreibt und ertrinkt —, es kommen viel, zu viel Zufälle hier zusammen. Immerhin erhält der Roman dadurch einen effektvollen Schluß.

In Jensens „Heimkunft" ist es die Sturmflut, welche die beiden Fremden auf die Hallig führt, die von der Treulosigkeit des Bräutigams Bienas berichten. Durch diesen Umstand wird die Friesin für Harring frei und die Verwicklung ist gelöst.

Ebenso bedeutungsvoll ist sie für den Gang der Ereignisse in Perfalls „Stevens Werft". Für wen wollte der heimkehrende Jürgen sich ausgeben, er galt doch für tot? Und hätte Jette mit ihm wieder glücklich werden können, selbst wenn sie erfuhr, daß er Harold nicht absichtlich ums Leben gebracht hatte, sondern der Zufall ihm zu Hilfe gekommen war?

Bei Dose im „Kampf um die Heimat" veranlaßt andererseits

die Sturmflut die Auswanderung Gesas und Heikes und führt dadurch erst die Verwicklungen herbei.

Max Geißler setzt sich in einem Vorwort zu den „Inseln im Winde" in energische Opposition gegen die „pessimistischen, längst veralteten Schilderungen Biernatzkis" (einer Dichtung gegenüber ein merkwürdiger Standpunkt!) und verweist die Gerüchte von den Nöten der Halligbewohner bei Sturmfluten in das Gebiet des Märchens. Um konsequent zu sein, konnte er nun nur eine ziemlich harmlose Sturmflut bringen, die für das Gefüge des Romans ganz belanglos ist.

Trotz aller Veränderungen in den tatsächlichen Verhältnissen, die ich bei Gelegenheit der Landschaftsschilderungen eingehend bespreche, wird Biernatzki das Verdienst bleiben, das Gerüst für die Halliggeschichten geschaffen zu haben, das andere Dichter dann erweiterten und ausbauten. Jedes der angeführten Motive erfüllt einen ganz bestimmten Zweck in seiner Novelle „Die Hallig", deren sorgfältiger Aufbau und geschickte Gliederung nur durch das viele theologische Beiwerk verdeckt und durch das uns heute so ungewohnte persönliche Hervortreten des Dichters gestört wird. — Auch einige Nebenmotive, die spätere Dichter breiter ausgeführt haben, hat er hineingeflochten. Marias Mutter verfällt dem Tode, weil ihre Mittel nicht ausreichen, einen Arzt vom Festlande kommen zu lassen. Dies Motiv hat Liliencron dem in seiner Kürze so ergreifenden plattdeutschen Gedicht „Up de eensame Hallig"[51]) zugrundegelegt; Lobsien hat es seiner Hallignovelle „Binne Hayens" eingefügt. Mit der Sturmflut verbunden hat Biernatzki das Aufwühlen der Gräber durch die Flut[52]). Grausig oder schauerlich ist das aber keineswegs erzählt[53]); nach den Berichten über solche Vorkommnisse zu schließen, mag es den Halligbewohnern etwas Gewohntes sein. Weigelt a. a. O. schreibt, daß 1756 auf Gröde eine Sturmflut die Särge aus den Gräbern riß, daß diese von den Wogen getragen, die Wände des Pastorats einstießen und ins Zimmer drangen. „So kamen im Geheul des Sturmes die Toten, um die Lebenden zu rufen"[54]). Davon hat wohl Jensen gehört. Biena in der „Heimkunft" hat Harring ihre Hand versprochen, wenn die Toten zu den Lebenden kommen. Da nahen sich bei der Sturmflut dem Dache des Bodens, auf den sie geflüchtet sind, zwei Särge; sie stoßen krachend aneinander, die Deckel springen auf, im Mondlicht sieht man für einen Augenblick die fahlen Leichen, die gleich darauf

in den wirbelnden Wassern verschwinden. — Max Geißler läßt den tauben Kapitän Frerksen aus Brotnot die aus dem Friedhof herausgewaschenen Gebeine seiner eigenen Mutter an den Lumpensammler verkaufen; Lobsien den trunksüchtigen Kapitän Holmer Ponsen die Knochen des eigenen Vaters zu diesem Zweck aus dem Schlick graben[55]). Von Grauen und Entsetzen gepackt über seine Entdeckung schleicht Holmer Ponsen nachts aufs Watt, um sie wieder zu begraben, geht aber fehl und ertrinkt.

Das vom Meere angeschwemmte Strandgut spielt in den Halliggeschichten eine geringere Rolle als in den Sylter Erzählungen. Das Gebet um einen gesegneten Strand erwähnt Biernatzki nicht, wohl aber Liliencron, dessen Phantasie in etwas grausiger Weise durch die angeschwemmten Leichen in Bewegung gesetzt wird. (Vgl. „Auf der Marschinsel".) Strandgut ist der rote Sessel, in dem der Staller Greggert Meinstorff der schönen Silk gegenübersitzt; Strandgut sind der Hund und ein Teil der Bibliothek des alten Vetters in Storms „Halligfahrt", auch der edle Alicante.

Daß Max Geißlers „Inseln im Winde" und Poecks „Sinkendes Land" durch Einführung des „Kulturproblems der Halligen" über Biernatzki hinausgehen, habe ich bereits bei den Inhaltsangaben angeführt[56]). Damit verbunden ist der Übergang aus der Novelle in den Roman und das Zurücktreten des Halligpastors, des Trösters der Halligleute auch in leiblichen Nöten. Eine kraftvolle zwingende Persönlichkeit kann nun in den Mittelpunkt treten, die es wie Hauke Haien im „Schimmelreiter" übernimmt, die Gemeinde vor „des Herrgotts Meer zu schützen". Hier berühren sich Hallig- und Seedeichgeschichten.

Seedeichgeschichten.

Wie für die Halliggeschichten die Sturmflut, so bildet für die Seedeichgeschichten der Deichbruch das charakteristische Merkmal. Wie jene durch Biernatzki, hat dieser durch Storm seine erste Darstellung gefunden. Ich werde bei der Charakterisierung des Volkstums hervorzuheben haben, daß Storm die Geschichte Hauke Haiens mit der Entstehung der Schimmelreitersage verbindet. Fr. Jakobsen in „Niflheim" und Thusn. Kühl im „Lehnsmann von Brösum" sind Storm nur in der Lebensarbeit des Deichgrafen, bzw. des Deichvogtes oder Lehnsmannes gefolgt und haben diesem statt Ehrgeiz die Heimatliebe als Motiv untergelegt. Jakobsen läßt das tragische

Ende eintreten, mit einem gewissen Recht; denn Ludolf Nissen hat leichtsinnig darauf gebaut, daß keine Sommerflut sein Werk gefährden werde, und nicht erst die Mole anlegen lassen, die es gesichert hätte. Der Lehnsmann von Brösum hat dagegen vergebens mit dem Leichtsinn seiner Vorgesetzten gekämpft; wir empfinden es deshalb als waltende Gerechtigkeit, wenn seine Anstrengungen zur Rettung mit Erfolg gekrönt sind. Storms Spuren lassen sich auch in Doses Romanen verfolgen. Der Deichschreiber Folkert in „Vor der Sündflut" hat zwar zuerst die Rungholter vergebens an ihre Deichpflichten gemahnt, dann aber aus eigennützigem Interesse geschwiegen. Nicht nur als Sündflut, als Strafe für die Üppigkeit der Rungholter kommt die große Flut, sondern sie ist auch eine Folge des Leichtsinns und der Pflichtvergessenheit. Im „Kirchherrn von Westerwohld" dagegen waltet die Auffassung der Chronik, daß Trotzen auf Menschenkraft sündhaft ist. Der Deich, den der Deichgraf stolz einen eisernen genannt hat, bricht wie Spielzeug unter der Gewalt der Wellen. In beiden Romanen Doses vereint der Tod in der Flut zwei Liebende, die im Leben der Spruch der Väter getrennt hatte. Nur zu mäßiger tragischer Wirkung bringt es Johansen in seinem Roman „Nach der Flut"; den Nordstrandern gebricht es völlig an Mut und Entschlossenheit; die Mehrzahl ist zu träge und unfähig für den Kampf mit dem Meere[57]).

In der Mehrzahl der angeführten Romane erscheint, wie im „Schimmelreiter", als Hauptmotiv der Deichbau mit den sich dabei abspielenden Ereignissen. Daneben tritt der Dänenhaß stark hervor in Thedens „Um deutsche Art" und Jakobsens „Niflheim", die durch das neblige Klima hervorgerufene Trunksucht in Jakobsens „Niflheim" und zahlreichen Novellen von Lobsien: „Holmer Ponsen", „Ein Schrei durch die Nacht", „Zwischen den Strömen" (nur die erstere ist eine Halliggeschichte). Bei Thusn. Kühl spielen die Guttemplervereine eine besondere Rolle; Vereine zur Erhaltung des Friesentums und sozialdemokratische Vereine werden gegründet; denn sie ist bemüht, „die Brechung der Zeitbewegungen" an dem friesischen Volkstum zur Darstellung zu bringen. Der Lehnsmann Hauke Rievers vermag aber den Lauf der unaufhörlich fortschreitenden Zeit nicht zu hemmen. Widerwillig erkennt er, „daß er an der Schwelle einer neuen Zeit steht, in der nicht eines einzelnen überlegener Geist und Wille die Herrschaft führt, sondern eine Handvoll über das Volk ausgestreuter Ideen". Den Zug vom

Landbau zur Industrie vermag er nicht zum hemmen. In „Niflheim" trägt zwar Ludolf Nissen noch einmal den Sieg über den fortschrittlichen Müller davon, aber die neue Zeit steht doch auch in Olaf und Elke schon da und verlangt ihr Recht. Die zuletzt genannten Motive sind natürlich ebensowenig speziell auf die Küste wie auf Nordfriesland beschränkt, entsprechen aber den Forderungen der Heimatkunst.

Für die Seedeichgeschichten ist Storm als Vorbild ebensowenig ganz überwunden wie Biernatzki für die Halliggeschichten. Beide Gruppen sind aber den technischen und anderen Fortschritten der Zeit entsprechend ausgestaltet.

III. Landschaftsschilderungen.

Art der Einführung in die Landschaft.

Zwei Wege gehen die Dichter, um die Leser mit dem landschaftlichen Milieu vertraut zu machen. Entweder geben sie zu Anfang der ganzen Erzählung oder einzelner Kapitel oder eingeschoben in die Erzählung einfache deskriptive Bilder der Landschaft, oder sie verweben die Einführung in dieselbe eng mit der Handlung, ein Verfahren, das häufig zu Stimmungs- und Genrebildern führt und sicher den Vorzug hat, weil es nur die Seiten der Landschaft berührt, die für die Handlung von Bedeutung sind. Kommt durch die Stimmungsbilder ein lyrisches Element in die Romane, so bringen die Schilderungen von Naturphänomenen, wie mehr oder weniger alle Meeres- und Inselgeschichten sie aufweisen, dramatisches Leben und Bewegung mit sich.

Biernatzki, der in seiner Jugend viel und gern Reisebeschreibungen gelesen hatte, hat sich von ihrem Einfluß anscheinend nicht ganz frei gehalten. Seiner Novelle schickte er ein einleitendes Kapitel mit ausführlichen Schilderungen der Hallig, des Wattenmeeres und des elenden Lebens der Bewohner voraus, das vollkommen überflüssig ist, da alles darin Gesagte im Verlauf der Novelle wiederkehrt. In einem Reiseführer oder einem Geographiebuch würden sie besser angebracht sein. Diese Technik findet sich in der Folgezeit immer seltener. Th. Mügge in den von Biernatzki übernommenen Partien schließt sich noch an ihn an, legt aber die Schilderungen Jens Lornsen in den Mund[58]). Selbstverständlich erscheint sie in Willkomms Strandbild „Der Halligmann", das in drei Bilder: Die Fahrt durch die Westsee, Im Hause eines

Halligmannes, Eine Szene aus dem Leben eines Halligmannes, zerfällt. Aber Willkomm bemüht sich nach Kräften, das Ermüdende der bloßen Beschreibung durch Einflechtung von Handlung zu mildern. Jensen hat, wie schon erwähnt, eine merkwürdige Vorliebe für ausführliche, rein deskriptive Landschaftsschilderungen. In der „Heimkunft" zählt er alle Arten der Vögel im Wattenmeer auf, alle Pflanzen, die auf der Insel Amrum wachsen, und noch in „Auf Fanö und Manö" schickt er eine einleitende Partie über Land und Leute, vollkommen in der Art Biernatzkis, voraus.

Was die anderen Dichter über das Milieu bringen, ist, soweit es nicht als Stimmungs- oder Genrebild auftritt, in die Handlung verwebt. Auch daran fehlt es nicht bei Biernatzki. Die Sicherungsvorkehrungen, die Maria und ihre Mutter wegen des nahenden Unwetters treffen, machen uns mit den eigenartigen Verhältnissen der Hallig bekannt. Durch Godbers Fahrt im Rettungsboot über die Hallig wird das Bild erweitert. Die über die Gräben und Priele führenden schmalen Stege treten zweimal bedeutsam hervor. Idalia fürchtet sich auf der schmalen Kante zu fallen, deshalb nimmt Godber sie in seine Arme und trägt sie hinüber. Maria hat es mit angesehen und weiß jetzt, daß Godber ihr verloren ist. Nach Godbers Krankheit begegnet Maria ihm am Stege, ein Ausweichen ist unmöglich. Idalia hat die Begegnung mit angesehen und wird von jetzt ab kühler gegen Godber. Über den Bau der Hallighäuser erfahren wir näheres bei der Sturmflut, die ein Stück nach dem anderen fortreißt. Mit dem eigenartigen Brunnen werden wir bekannt gemacht, als Idalia seinen Rand mit Muscheln bekränzt usw.

Storm läßt uns in der „Halligfahrt" beim Aussteigen der Gäste einen Blick auf das hohe Hallighaus mit dem tief herabhängenden Strohdache werfen und auf die grüne Inselfläche, auf der die Schafe weiden. Dann sehen wir durch die nach Süden liegenden Fenster die Brandung fern am Strande in der Sonne schimmern und den Mast eines Wracks emporstarren. Eine Wanderung durch Haus, Garten und Scheune macht uns mit der Bauart des Hauses, den eigentümlichen Gartenanlagen, den Gräben und Prielen der Hallig vertraut. Dies Verfahren hält Storm stets fest; immer setzt sich bei ihm aus kleinen Bildern das große Bild zusammen; nie findet sich ein überflüssiger Strich. Mit Hauke Haien machen wir Studien über die Deichprofile und das Wattenmeer, mit ihm steigen wir

zum Hause des Deichgrafen hinauf, mit seinem Vater treten wir in des Deichgrafen Stube hinein.

Trefflich handhabt Fr. Jakobsen diese Art der Einführung. „Niflheim" beginnt beim Pastor, der Gedichte liest, und ganz unter der Hand ist von dem Kirchdorfe Tobüll und von der friesischen Marsch die Rede. Der tägliche Spaziergang des Pastors, den er auch an diesem Tage unternimmt, führt die Teile der Ortschaft genauer vor, die später eine bedeutsame Rolle spielen. Ludolf Nissen, der Deichvogt, schreitet auf sein Haus auf der hohen Werft zu und geht dann durch die Ställe. Der Deichvogt und der Pastor sind zusammen am Wattenmeer und gedenken der alten Zeiten, wo die ganzen Watten Land waren, und entwerfen ihre Zukunftspläne.

Ähnlich verfährt Theden im „Friesenpastor". Dierk Skagen steigt zu Beginn der Erzählung auf den Deich und hält Umschau. Das Wetter über der Nordsee wird geschildert und eine ungefähre Bestimmung der Lage gegeben. Dann schreitet Dierk auf Holby zu, wo in einem Kranz von Wohnstätten das Gotteshaus liegt, dicht dabei das Pfarrhaus. Im Gespräch mit dem Pastoren wird das benachbarte Emmelsbüll genannt usw.

Einen eigenartigen Einfall hatte Dose in „Vor der Sündflut". Er macht mit einer Schulvisitation in der Rungholter Domschule den Anfang. Da wird nach Belegenheit und Beschaffenheit des alten Friesenlandes gefragt, und die kleinen Domschüler wissen trefflich ihre mit lateinischen Wendungen geschmückte Weisheit herzusagen von den friesischen Uthlanden, die durch den Heverstrom von dem festen Wall geschieden, vom goldenen Ring der Dünen und eisernen der Deiche umgeben, mitten in der salzen See liegen, von dem, was die lateinischen Schriftsteller zu erzählen wußten von der großen cimbrischen Flut, die England vom Festlande trennte und von den in den letzten Jahrhunderten ergangenen Fluten. Dann macht der Domvikar Paulinus mit seinen Schülern einen Ausflug aufs Wattenmeer und unterrichtet sie in dem, was wir heute Heimatkunde nennen. So umständlich und anfechtbar dies Verfahren ist, zeugt es doch von technischem Geschick.

Das gilt auch von Max Geißler, der alle ermüdenden Auseinandersetzungen zu vermeiden weiß, ebenso von Th. Kühl, die im „Inseldoktor", der auf Hallig Hooge beginnt, alle einschlägigen Ausdrücke mit ruhiger Selbstverständlichkeit gebraucht, so daß man sich gleich heimisch fühlt. Bei Wilh. Lobsien endlich tritt alles,

das Wattenmeer, das Helgoländer Feuer, das Amrumer Feuer, Hooge, Röm, Hoyer-Schleuse, die Deiche, Dämme und Dünen scheinbar so alt und wohlbekannt an den Leser heran, daß er in dem Milieu gleich zu Hause ist. Poecks „Sinkendes Land" dagegen verrät eine gewisse Vorliebe für die veraltete Methode der langatmigen Auseinandersetzungen.

Die Halliglandschaft.

Das Bild der Hallig, das uns von Biernatzki bis zu Poeck und Lobsien also von 1836—1908 in Roman und Novelle entgegentritt, hat außerordentliche Wandlungen durchgemacht. Biernatzkis Schilderungen sind heute als unwahr, düster, pessimistisch ad acta gelegt. Nur zum Teil mit Recht. Die Werften auf den Halligen sind heute höher und darum sicherer. Fast überall finden sich Gärten, die früher auf mancher Hallig fehlten. Nicht alle Halligen haben gleich fruchtbaren Boden. Nordstrandischmoor ist die unfruchtbarste. Sie ist das in den Chroniken als unwirtlich geschilderte Moor der alten Insel Nordstrand[59]). Sie liegt ferner besonders ungünstig inmitten verschiedener Strömungen, die häufigere Überschwemmungen veranlassen[60]). Biernatzkis Fehler lag darin, daß er die geschilderten Verhältnisse auf alle Halligen übertrug und sein Bild absichtlich düster färbte, weil er Mitleid erwecken wollte für die armen Halligbewohner, speziell die Halligpastoren[61]) (er selbst war es schon seit 1825 nicht mehr). Endlich hängt die wirtschaftliche Lage der Halligbewohner nicht nur von der Beschaffenheit des Bodens ab, der ja doch nur Gras trägt, sondern auch von dem Erwerb der Männer, die meist Seeleute sind. Für den Eindruck, den man von einer Hallig erhält, kommt auch die Jahreszeit sehr stark in Betracht; Biernatzkis Novelle spielt sich aber im Winter ab.

Bei ihm ist die Hallig wüst, öde, neblig, unfreundlich, tot, ein flaches, fahlgrünes Grasland, das an vielen Stellen von schmutziggrauem Schlick überzogen ist. Es trägt kein fröhliches Gewächs, keine nährende Frucht. Auf fast allen Halligen trifft man „keinen Flecken Gartenland für ein wenig Gemüse," „keinen Strauch mit erquickenden Beeren, keinen Baum, der Schatten spendet". Eine sehr negative und melancholische Schilderung! Und diese düstere Färbung trägt die ganze Novelle. Wo die Sonne „strahlend herablacht" oder „blendender Mondschein sich ergießt" oder „klare Sterne" funkeln, beleuchten sie gewöhnlich ein Bild der Zerstörung oder des

Grausens, so am Morgen nach dem Schiffbruch, in der Sturmflutnacht, und als Oswald und Hold in Todesgefahr schweben. Nur zu Anfang spiegelt sich „ein freundlicher Himmel in der lichtblauen Flut", doch dann bricht gleich das Unwetter los, dessen Schatten über der ganzen Erzählung liegen[62]). Diese düstere Färbung der Landschaft harmoniert übrigens trefflich mit der ernsten, fast schwermütigen Grundstimmung der ganzen Novelle. Malerische Reize, die freundliche Stimmungen im Leser auslösen könnten, konnte oder wollte Biernatzki der Hallig nicht abgewinnen. Daß er aber für ausgeprägte Situationen Blick und Geschick hatte, das beweist das Gruppenbild am Schluß der Novelle und das Genrebild zu Anfang derselben. Maria und ihre Mutter sitzen am schnurrenden Spinnrade in dem sauberen Stübchen mit blau und rot gemalten Wänden, mit den Wandbetten, deren Türen mit vielfarbiger Malerei geschmückt sind und der messingbeschlagenen Lade. Still sitzt der weiße Schäferhund auf der Fensterbank und schaut aufs Meer, auf das auch Mutter und Tochter ab und zu einen Blick werfen. So schlicht und anspruchslos das Bild ist, so anziehend ist es. Ein hübsches buntfarbiges Bild bietet auch Idalia in der kleidsamen friesischen Tracht. Im ganzen aber überwiegt die düstere Farbengebung stark.

Einen fast noch düstereren Charakter als Biernatzkis Bild der Hallig trägt die (ihr zeitlich vorausliegende) Fahrt nach einer Hallig im Rhonghar Jarr. „Der Himmel gönnte uns keinen freundlichen Blick, das ganze Seestück schien grau in grau gemalt, die Wolken verloren sich ineinander und webten einen dichten, nächtlichen Schleier über den stillen Sonntag . . . und näher und näher rückte das öde Ufer des einsamen Eilandes, auf dem die Trauer zu weilen schien . . . Bald unterschied ich die Hütten deutlicher, jedoch kein Rauch stieg aus den zerfallenen Schornsteinen empor . . . Das ganze Bild vor mir hatte etwas höchst Unheimliches . . . Wir traten ein und sahen nun ein Bild der Armut und Verwüstung" . . . Eine Überschwemmung ist hier gerade vorausgegangen[63]).

Schon Th. Mügge erkannte, daß die Hallig auch ein idyllisches Bild zu bieten vermag: „Die Sonne lag mit ihrer roten Kugel auf den Wellen und schickte ihren letzten blendenden Glanz herüber, die Winde schwiegen, es fächelte mild in den langen Schilfhalmen. Das Haus auf der Höhe lag in rötlichem Lichte wie im Frieden Gottes, und die frischen, blondhaarigen Buben, im Grase spielend und die nackten Arme um die geduldig wartenden Tiere geschlungen, konnten

einem Maler für das gelungenste Bild eines idyllischen Stillebens dienen." Auch im Monden- und Sternenschein zeigt er uns die von weißem Schaum überspritzte Hallig, deren Haus auf den Wogen zu schwimmen scheint[64]).

Die von Mügge entworfene Schilderung des Halligidylls wiederholt sich bei Willkomm, doch ohne den von Mügge hineingelegten Stimmungsgehalt. Willkomm sieht überaus plastisch und farbig und hat zuerst den Blick aus weiter Ferne auf die eigentümlichen Gestalten der Halligwerften gerichtet. „Wie gewaltige Felstrümmer, Zacken und Kegel oder „wie Zuckerhüte" schauen „die höchsten Spitzen und Giebel" der Kirchen und Häuser aus der spiegelglatten Flut." Ähnlich schildert sie Jensen in der Heimkunft „spitze oder oben abgeplattete Bergkegel, hier vereinzelt, dort zur Zackenreihe eines Gebirges noch zusammengedrängt", ein andermal erscheinen sie ihm wie „Reststücke eines zerbrochenen Tonnenreifens", die im Meere treiben. Liliencron vergleicht sie, seiner kriegerischen Vergangenheit entsprechend, mit kleinen Festungen oder kleinen Forts, die einem dahinterliegenden Kriegshafen als Stachel dienen sollen. Mit Willkomm geht bei Gelegenheit einer solchen Fernsicht wieder einmal seine Phantasie durch. Die sinkende Sonne färbt die hohen, spitzen Dächer der Hallighäuser immer röter, „und als sie nur noch als kolossaler Ball auf dem Meere sich zu schaukeln schien, erglühten sie in solcher Purpurpracht, daß man sie für ungeheure, aus der Tiefe der grünen Meerflut aufschlagende Flammen halten konnte"!

Durchweg Stimmungsbild ist Storms „Halligfahrt". Eine träumerische Stimmung wird schon durch die Morgenfahrt auf dem stillen Meer im blendenden Sommersonnenschein erzeugt und durch die Erzählung der Rungholtsage verstärkt. Eine leichte „Stimmungsbrechung" wird durch den feinen Humor hervorgebracht, mit dem die würdevolle Geheimrätin gezeichnet ist. Vor den Augen der Segler steigt dann wie eine Zauberinsel eine Hallig empor, umgeben von einem ungeheueren schwebenden Gürtel von großen, weißen Vögeln, deren Flügel sich wie „durchsichtiger Marmor von dem sonnigen Mittagshimmel abheben," und noch eine romantische, märchenhafte Reminiszenz wird eingefügt, ein Freund, der in einer Sommernacht vorüberfuhr, als der Mond über der stillen Insel stand, vernahm von dorther „eine entzückende Musik, geisterhaft, allmählich hinter ihm verhallende Töne". Eine humoristische Szene bei dem alten Vetter hebt dann für eine Weile den Zauberbann,

der sich aber wieder über die Sinne der jungen Leute legt, als sie in dem überraschend schönen Halliggarten sitzen, wo der Sonnenschein „wie eingefangen auf dem grünen Laube schläft". Die lautlose Stille in der dämmerigen Scheune, in der man nur die Luftmusik hört, die der um das Haus streichende Wind ertönen läßt, das „Anrauschen des Meeres, das sanfte Wehen des Windes" unten am Strande, wo das Wasser wie „fließendes Silber vor den schräg einfallenden Strahlen der Nachmittagssonne liegt," sind auch nicht geeignet, die traumhafte Stimmung zu verscheuchen, die auch über der Heimfahrt liegt, wo ihr aber die Mondscheinbeleuchtung und die Erinnerung an das Vorangegangene einen leichten Hauch von Resignation verleihen. Der Mond steigt aus dem Wasser und erhellt mit seinem „sanften Lichte" das Meer, „eine sanfte Brise" weht. Aus der Ferne klingt einmal das Winseln eines jungen Seehundes; dann hört man nur die Wellen am Bug des Schiffes rauschen, „vielleicht war auch der Klabautermann an Bord". Was Storm selbst von der lyrischen Poesie verlangte, daß sie zu gleicher Zeit hören, schauen und empfinden lasse, hat er in dieser kleinen, ganz in lyrische Stimmung aufgelösten Novelle geleistet. An Heine erinnernde Märchenromantik hat er hineingewebt. Heine erzählt in Norderney vom Fischerknaben, der den Meernixen ihre Melodien ablauschte und mit der Geige die Welt durchzog und alle Menschen entzückte. — Die von der Hallig herklingenden Töne entstammen der Geige des alten Junggesellen, dessen unglücklich Geliebte den Namen Evelina führt, den Heine aus dem Gemurmel der Wellen hört. Wie dieser die versunkene Stadt mit leuchtenden Türmen aufsteigen läßt aus dem Meere, so Storm Rungholt. Dabei handelt es sich, wie wir gesehen haben, keineswegs um eine einfache Übertragung der Sage, doch könnte recht wohl die Verwertung dieses Motivs für die Stimmung ein letzter Nachklang der Nordseebilder Heines gewesen sein[65]). Jedenfalls sieht Storm die Hallig mit den Augen des Romantikers. Biernatzki hatte sich seinerzeit auf die Hallig verbannt gefühlt und konnte wohl deshalb schon ihr gegenüber keine ganz freie ästhetische Stellung gewinnen; denn daß er Stimmungsbilder nicht etwa vermied, um seiner Novelle keinen allzu lyrischen Charakter zu verleihen, dagegen liefern die zahlreichen eingestreuten Lieder und Verse den besten Beweis.

Die Märcheninsel taucht in Jensens „Posthuma" noch einmal auf. Paul und Posthuma sind über den Schlick nach der

Nachbarhallig gelaufen und sehen nun das grüne Eiland „mit einsam goldigem Schimmer von der Sonne übergossen": „Die Insel sieht aus, wie die Insel aus dem Märchen, das deine Mutter uns erzählte, auf der gar keine Menschen, sondern Nixen und Meerfrauen wohnen," flüstert Paul geheimnisvoll.

Was Liliencron in seinen Skizzen an Halligschilderungen liefert, ist weder neu noch besonders stimmungsvoll. Er sieht das idyllische Bild mit Halligblumen und Lämmern, verschweigt aber auch die tiefen Furchen und Löcher, die Spuren der letzten Flut, nicht[66]). Momentbilder der Hallig im Winter, Frühling und Sommer läßt er in „Frerk Frerksens Werft" vorüberziehen. Er schildert die Hallig in Schnee und Eis, wenn die Werft wie ein grauer, mit Hermelin bedeckter Sarkophag daliegt, mitunter im weiten dunkeln Meere ein Robbenkopf auftaucht, wilde Schwäne über die Hallig ziehen, und das aufgetaute Bröckeleis den Verkehr mit dem Lande unmöglich macht, und im Frühling, wenn die Halligblumen blühen und die Ohren der Lämmer rosenrot schimmern. Fremde Vögel mit goldenen Krallen in grellen Farben landen und singen seltsame Weisen, und ziehen wieder fort. Najaden huschen um die Hallig. An einem heißen Julitag zieht ein schweres Gewitter herauf, ein Blitzschlag fährt ins Haus, niemand kann helfen, denn ein Schiff würde stranden. Im Fluge huschen diese knappen, impressionistischen Bilder vorüber und wirken trotzdem oder vielleicht gerade deshalb viel anschaulicher als Max Geißlers Schilderungen, die an Anschaulichkeit stark verlieren durch die ständige Personifizierung aller Naturerscheinungen, auf die ich noch an anderer Stelle zurückkomme: „Unter den trillernden Lerchen zitterte die Luft. Die See schickte ihre Wellen schmeichelnd herüber. Und ganz draußen, am Ende der Hallig, stand der Frühling mit goldenen Flügeln und streute Blumen in das Gras. Auf den Weidefennen gingen die roten Kühe, schritten die Schafe mit den hüpfenden Lämmern" usw. Aber die Lerchen über der Halligfenne hat er seltsamerweise zuerst erwähnt, während bei Storm und Jensen „die von Lerchensang tönende Luft" zufällig auf die Inseln und die Küste beschränkt blieb. Es scheint, daß sich jetzt auch die rosenrot blühende Hallig mit der Lämmerfenne überlebt hat, denn sie wird letzthin von der blaublühenden Hallig verdrängt. Vielleicht ist hier von den viel gerühmten Halliglandschaften von Jakob Alberts[67]) eine Anregung auf die Dichtung ausgegangen, vielleicht auch von dem Bilde von Karl Arp „Blühende

Statizien am Wattenmeer bei Sylt[68]), dessen Wirkung in der Überfülle und Farbenpracht der im Vordergrunde stehenden blauen Statizien beruht. Storm spricht in der „Halligfahrt" vorübergehend von den violetten Strandnelken, bei Th. Kühl heißt es in „Um Ellwurth": „unter seinen Füßen raschelten die blauen Blumen", aber eingehend verweilt erst 1908 Poeck bei ihr. „Die Statice hatte sich zu ihrer vollen Blütenpracht entfaltet und brannte an den Stellen der Fenne, die die Sichel der Pelwormer Mäher verschont hatte, wie eine magische blaue Flamme gen Himmel." Ein impressionistisches Bild, das Liane Lessing von der Hallig zeichnet, und das wohl bestimmt ist, ihre Auffassung derselben zu zeigen, vergleicht die Farbe der Statice mit der von Klingers blauer Stunde und schließt mit den Worten „und in den Himmel lodert die Statice". Durch das „Lodern" und „Brennen" sucht P. die Intensität der blauen Farbe wiederzugeben. Der hier eingeführte Halligmaler hat ein Stück der Halligkante gemalt im Frühjahr in „Rosabluft" und ein Stück der Halligkante im Sommer „im vornehm violetten Kleide"[69]). Im „Inseldoktor" 1908 hat auch Th. Kühl der blaublühenden Hallig mehr Aufmerksamkeit geschenkt: „Die blaublühende Hallig ohne Baum und Hütte tauchte auf und verblaßte wieder," und: „es blühte selbst die kahle Hallig, Rosen und Holunder in den Gärten und die blauen Staticen, nun ihre Zeit gekommen war, in Märchenfülle am niedrigen Strand". Ob Lobsien dieselbe Blume im Sinne hat und ihr vielleicht nur den heimischen Namen gibt in folgendem Stimmungsbilde, ist mir nicht klar, jedenfalls zielt er auf ähnliche Wirkung ab: „Auf den Sonnenbänken vor den Häusern saßen die Halligleute, und während der Rauch aus ihren kurzen Schifferpfeifen in das Abendrot hinaufwirbelte, folgten ihm die Augen in den wunderbaren Glanz hinauf oder blickten fast zärtlich über die rotviolette Hallig, die blutübergossenen Bondestabe, die groß und froh die Felder schmückten oder auf eine Möwenschar, um deren Schwingen sich ein roter Schein legte."

Vielleicht haben Maler wie Hans von Bartels und Max Liebermann oder die Worpsweder mit dazu beigetragen, daß die Genrebilder, die in der Landschaft die dazu gehörigen Menschen vorführen, in den Heimaterzählungen jetzt soviel häufiger sind als früher. Schon Max Geißler hatte die Heuernte zu manchem Bilde Gelegenheit gegeben, auch Th. Kühl in „Um Ellwurth"; am besten gelungen ist sie Poeck. „Lautlos trabten die Pferde und rollten die Wagen

übers Feld, die die letzten Diemen des lakritzenartig duftenden Heus auf die Werften schafften. Wie Geisterschiffe glitten die kleinen gedrungenen Halligboote und Ewer auf den leise bruddelnden Prielströmen hin und her. Immer noch schwangen die Pelwormer Mäher ihre Sensen und glitten die Halligmädchen, die Bündel mit dem zusammengeschwählten Heu auf den Köpfen gleich schweigenden, anmutigen Karyatidenfiguren hin und her." — Im „Inseldoktor" kommt eine junge Malerin auf die Hallig, die überall malerische Motive entdeckt, unter denen natürlich der (von Jakob Alberts gemalte) Königspesel nicht fehlt. Aber sie werden alle nur angedeutet, nicht ausgeführt, das Beste, was Th. Kühl in dieser Richtung zu geben hatte, hat sie wohl in die kleine Halligepisode in „Um Ellwurth" hineingelegt. Ich führe hier noch zwei Stellen daraus an, die im denkbar schärfsten Kontrast stehen zu dem Bilde Biernatzkis . . . „ringsumher blaute die See um das schöne grüne Land . . . Nun stieg er die hölzernen Stufen hinauf zur Hanswarf und blickte hinüber nach dem stattlichen Hause, vor dem der blühende Garten voller Provencerrosen und prangender Sommerblumen lag. Die grüne Tür war nur angelehnt" . . . Am Abend gehen Dietrich und Nantiana über die Hallig, während die schönste Mondnacht heraufsteigt und sich im glitzernden Wattenmeer und in den Prielen spiegelt. Die weißen Fahrzeuge der Inselleute erglänzen geisterhaft durch die Nacht, „leise, leise weht der Wind und verwischt die halblauten Worte, die die beiden sprechen". Das scheint ein Nachklang von Storms „Halligfahrt".

Es sind vorherrschend ernste, fast elegische Töne, die Wilh. Lobsien anschlägt, aber sie passen zu dem etwas schwermütigen Milieu; denn, vergessen wir es nicht, die Blüte der rosenroten Strandnelke und „das Lodern der blauen Statice" sind die nur kurz währenden Festtage der Hallig; ihr „Naturwappen" [70]) sind und bleiben Regen, Wind und Nebel, Einsamkeit und Stille, und indem er diese Seite der Halliglandschaft betont, nähert sich Lobsien wieder Biernatzki. Den Regen zu schildern, hat er wohl von J. P. Jakobsen (Mogens) gelernt, aber glücklich auf das ganz andere Milieu übertragen. Still, ununterbrochen, fast lautlos rieselt er nieder, durchnäßt aber alles und liegt wie ein grauer Schimmer auf dem kurzen, feuchten Halliggras. Er schlägt in die qualmenden Schornsteine, „daß der Rauch wie eine durchnäßte Fahne auf die Strohdächer" niedersinkt; von den Steinplatten vor den Häusern

klingt „das einförmige und doch melodische Klingen der vom moosüberdeckten Strohdach niederfallenden Tropfen“ [71]). Vor allem schildert Lobsien gern die Stille. Die schreckhafte Stille, in der der Nebel jeden Ton dämpft und die nicht einmal der Klang der Kirchenglocke zu durchdringen vermag, die Stille, die nur ab und zu der langgezogene Klageruf der Seevögel oder in gleichmäßigen Abständen das Brüllen des Nebelhorns durchbricht. Die Stille, durch die nur das gleichmäßige Rauschen der See und die eintönige Melodie des Windes klingt, die Stille, durch die nur leise ein Glockenton hindurchzittert [72]). Selten ruht sein Blick auf der Hallig selbst aus, meist ist er hinausgerichtet aufs Wattenmeer. Er rechnet fast stärker mit dem Ohr des Lesers als mit dem Auge, so in folgendem Stimmungsbild: „Der Himmel war heller geworden. Weit in der Ferne glühten die Feuer. Ein leiser Wind lief über die Hallig und sang im Duft, der aus dem würzigen Heu aufstieg. Von der See her kam der klagende Ruf der Strandläufer, und hoch in der Luft schrie ein Wanderschwan . . . Die beiden gingen langsam und schweigend über das weiche Gras“ [78]).

So ist das Bild der kleinen Hallig seit Biernatzki durch die Phantasie manches Dichters gegangen, hat sich zeitgemäß verändert und ist ausgebaut worden nach verschiedenen Richtungen. Als alles Neue erschöpft war, ließ man die ersten Grundstriche wieder stärker hervortreten. Aber das Naturgefühl hatte inzwischen eine starke Wandlung durchgemacht. Noch für Biernatzki gehörten zur schönen Landschaft Berge und Täler, Wälder und Ströme, sein Ideal kommt in dem Liede zur Geltung, das er Hold in den Mund legt, als die Fremden die Hallig verlassen haben, doch mehr negativ, da er klagt:

Alle Lust und alles Schöne
Blieb zurück im Vaterland.

Zum positiven Ausdruck kommt es in der von Eichendorff beeinflußten Novelle „Der braune Knabe“.

Die Marschlandschaft.

Joh. Chr. Biernatzki hat auch zu den ersten gehört, die der Marschlandschaft Reize abzugewinnen wußten. In den „Wegen zum Glauben“ 1835 spricht er der fruchtbaren Marschebene mit ihren reichen Saatfeldern und zahllosen Herden die Fähigkeit zu, ebensowohl dichterische Begeisterung zu wecken wie die Berg- und Tallandschaften Süddeutschlands [74]), eine für seine Zeit kühne Behauptung; aber er

steht dabei mehr auf einem Nützlichkeits- als auf einem ästhetischen Standpunkt; in der Marsch war Lebensfülle, auf der Hallig Lebensarmut; dieser Gegensatz muß ihm jedesmal, wenn er von Nordstrand nach Nordstrandischmoor kam, zum Bewußtsein gekommen sein.

Die poetischen Schönheiten der Marschlandschaft, den Zauber, den ihr der Wechsel der Jahreszeiten und der Beleuchtung oder die kommende und gehende Flut des Wattenmeeres verleiht, hat erst Storms „Schimmelreiter" 1888 offenbart. Die feine, eng mit Stimmung verwobene Beobachtung und Wiedergabe der Natur, die einen Hauptvorzug der Dichtungen Storms ausmacht, zeigt sich hier noch einmal in vollem Glanze. Ich gebe einige Beispiele, die zeigen sollen, wie sorgfältig er den Wechsel der Jahreszeiten auch in der Wirkung auf das Leben in der Marsch und am Meere verfolgt (S. 240): „Der glänzendste Himmel breitete sich wieder über Meer und Marsch, und der Koog wurde wieder bunt von starken Rindern, deren Gebrüll von Zeit zu Zeit die weite Stille unterbrach; unablässig sangen in hoher Himmelsluft die Lerchen." (S. 255) „Allmählich verfloß der Sommer, und die Luft wurde wieder leer vom Gesange der Lerchen." (S. 245) „Der Wind hatte sich gelegt, in anmutigem Fluge schwebten Möwen und Avosetten über Land und Wasser hin und wieder, von Jevershallig tönte das tausendstimmige Geknorr der Rotgänse, und aus den weißen Morgennebeln, welche die weite Marsch bedeckten, stieg ein goldener Herbsttag." Dieselbe sorgfältige Verfolgung der Jahreszeiten, als Mittel der Stimmung verwendet, zeigt Fr. Jakobsens „Niflheim". In wenigen Strichen weiß er oft Bilder von überraschender Klarheit zu geben. (S. 7) „Das Kirchdorf Tobüll lag in der Nähe des Deiches. Wenn der Sturm die Nordsee aufwühlte, dann konnte man das Brausen der Wellen in den Häusern vernehmen; wenn im Sommer die Sonne auf dem angespülten Tang brütete, dann atmeten die Lungen den Salzduft. Heute, an diesem stillen Herbsttage verwischte der Eindruck des Landes die Erinnerung an das Meer" . . . (S. 143) „Die Wolken, die über Tondern nur wenige Flocken verstreut hatten, luden auf das Marschland ihre ganze Last; es war ein Treiben und Wirbeln in der Luft, daß der müde Schimmer des Tages noch früher als sonst erlosch" . . . Dann das Tauwetter im Wattenmeer und in der Marsch: (S. 161) „Zuletzt verschwand der Schnee von den Fennen, und das schwarze Erdreich trat auf Brache und Wiesen ans Licht. Zuerst waren es Streifen,

dann war es eine breite Moorfläche mit blinkenden Wassertümpeln. Grau in Grau" . . . An Elkes und Olafs Hochzeitstag (S. 325): „Das Marschland schmückte sich mit Sonnenlicht und tiefem Grün. Es war Hochsommer, und das Heu duftete auf den Fennen. Das Korn stand schwer und reif zur Mahd, und über dem roten Mohn gaukelten blaue Libellen." Bei anderen Dichtern fehlt diese Beobachtung auch nicht, doch ist sie meist nicht so stark ausgeprägt. Schon bei Jakobsen fehlt das von Storm so sorgfältig beobachtete Leben in der Luft.

Die wechselnde Beleuchtung, die sich aus dem Lauf von Sonne und Mond ergibt, hat Storm im „Schimmelreiter" ebenfalls ausgenutzt, am meisten für die Schilderung des Eisbosselns. Als Hauke bei der Beratung draußen wartet, steht über dem Haf ein glühendes Abendrot (S. 180), als Hauke mit Elke zusammentrifft, schimmert das Mondlicht über die unermeßliche, weiß bereifte Weidefläche (S. 182). Am anderen Tage fliegen die hölzernen Kugeln über den durch die Tagessonne vom Reif befreiten Boden; aus den gefrorenen Gräben, die allmählich überschritten werden, funkelt durch die scharfen Schilfspitzen der bleiche Schein der Nachmittagssonne. Dann naht sich die Entscheidung. (S. 185) „Die Sonne war endlich schon hinter den Deich hinabgesunken, statt ihrer glimmte ein rotvioletter Schimmer empor; mitunter flogen schwarze Krähen vorüber und waren auf Augenblicke wie vergoldet, es wurde Abend" . . . Als Hauke und Elke Hand in Hand nach Hause gehen, „funkeln die Sterne über der schweigenden Marsch". Immer wieder kehren Abendrot und Sonnenuntergang, vielleicht, weil Storm selbst sich so stark auf der absteigenden Bahn des Lebens befand. Als Hauke Elke zuerst sieht, sinkt die Sonne ins Meer, als beide über ihre Zukunft beraten, versinkt das Abendrot hinter dem Deich. Es ist schon erloschen, als der Knecht und der Junge über das Teufelspferd verhandeln. — Unheimlich wirkt die lautlose Stille mit der hellen Mondbeleuchtung in der Nacht, wo Karsten und Iven das Pferd auf der Hallig sehen. (S. 216) „Kühe und Rinder waren alle noch in den Ställen, nur, was sie für ein Pferd, einen Schimmel hielten, schien dort auf Jevershallig noch beweglich." Diese Szene könnte Fr. Jakobsen angeregt haben zur Schilderung der Nacht vor dem verhängnisvollen Johannistage Niflheim. (S. 290): „Der Mond stand in voller Pracht über dem gesegneten Marschlande, und die Schatten aller Gegenstände hoben sich haarscharf aus der Glanzfülle . . .

Die Ställe waren leer, die Rinder, die Schafe, die Pferde, alles weidete nach friesischer Sitte draußen auf den Fennen." (S. 292): „Ludolf Nissen ging an den Strand; es war nach Mitternacht. Als er bei Katzhörn über den Kamm des Deiches stieg, lag das Vorland von einem feinen Nebel bedeckt, in dessen schwebende Streifen der Mond sein Licht einwob. Die auf der Grasnarbe angetüderten Schafe erschienen in der Spiegelung größer als sonst; wenn eins der Tiere sich regte, dann war es, als ob Spukgestalten aus der Tiefe stiegen" . . . Solche nächtliche Nebel- und Spukstimmung kehrt auch in Fr. Jakobsens „Hans im Glück" 1908 wieder: „Da kamen Sommernächte heraufgezogen, in denen der Nebel auf den Fennen braute und der Vollmond sein Licht in die feuchten Schwaden wob, daß es aussah, als ob das Wattenmeer die Deiche durchbrochen hätte." Mit freudigem Grausen waten die beiden übermütigen Jungen hinein in den Nebel, in dem sie Seeungeheuer zu sehen glauben, aber es sind nur Schafe, Kälber und Rinder . . . Solche Stimmungen sind erlebt. —

Auch die anderen Dichter lassen es an Sonnenuntergängen in der Marsch nicht fehlen. Diese tragen jedoch leicht einen konventionellen Anstrich. Fr. Jakobsen gibt auch hier eigenes. Ich hebe eine Abendstimmung am Meere heraus, die selbst außerhalb des Zusammenhanges ihre Wirkung nicht einbüßt. Pastor Sörensen, der vierzigjährige, der die junge Elke liebt, steht am Meere. „Mit dem Rücken gegen das Land gewendet, sah er nur den flammenden Horizont, in dessen lichtes Gewölk die letzten Strahlen der untergegangenen Sonne hinaufschossen, und er sah zwischen sich und der Feste des Himmels keine Spur menschlicher Vergänglichkeit. — Das Herz konnte in dieser Sekunde an den Frühling glauben . . . Pastor Sörensen fühlte sich jung." Da hört er die Musik aus dem „Trichter", wo das Erntefest gefeiert wird:

„Töf man en beten, — Töf man en beten,
Steh man en beten still — Und dreih di mal üm".

Er folgt der Mahnung — und es ist Herbst im Lande und nicht Frühling. Und dann schauert die Abendkühle herauf, und bald fegt auch der Wattennebel, „Das graue Gespenst" heran. Es ist Resignationsstimmung, wie so oft bei Storm, aber nicht so weich und lässig. Der starke Einfluß, den Werden und Vergehen in der Natur auf den empfänglichen Menschen ausübt, tritt hier besonders hervor und im Gegensatze dazu das zeitlos, ewig sich gleichbleibende Meer.

Das Meer. — Meeresstimmungsbilder.

Die Mehrzahl der angeführten Hallig- und Marschbilder hat schon das Meer in Sicht gebracht; um der großen Bedeutung willen, die ihm in allen genannten Erzählungen gegeben wird, widme ich ihm eine gesonderte Betrachtung und knüpfe damit an das im ersten Kapitel über Heine Gesagte zum Teil wieder an. Daß das bei ihm so stark überwiegende erotische Element sich in Biernatzkis Meeresstimmungen nicht findet, erklärt sich aus dessen ernstem, frommem, gehaltenem Wesen; bei einem geistlichen Schriftsteller würde es auch leicht etwas befremdend gewirkt haben. Verwunderlich erscheint das Fehlen romantischer, märchenhafter Stimmungen, die sich an die „versunkenen Welten" knüpfen. Ansätze dazu hatte Harro Harrings „Rhonghar Jarr" schon gebracht (I. B, 13. Kap.): „An jenem Ufer, wo die zerstörende Natur in einer einz'gen Nacht 18 Kirchen in den Abgrund versinken ließ, wo statt Acker und Wiesen die stürmische Welle ihr Haupt erhob und murmelnd rauscht bis auf den heutigen Tag, lustwandelten die jugendlichen Genossen von Thorshof" . . . „Die Sage, daß jene versunkenen Kirchen um Mitternacht gleich nebligen Schatten über dem Meere hervorragen, hatte sie zu dieser Wanderung veranlaßt" . . . Gelegenheit zu solchen Reminiszenzen hätte sich in der „Hallig" im fünfzehnten Kapitel geboten, als Oswald und Hold die verhängnisvolle Fahrt unternehmen. „Ein günstiger Wind" trägt in der „mondhellen Nacht" das Schiff „mit dem ruhigen Gleiten eines Schwans" dem Ziele der Reise entgegen, das noch dazu anscheinend Nordstrand ist. Aber nur der Kontrast zwischen dem stillen, ruhigen Meer dieser Nacht und dem stürmischen der Schiffbruchsnacht wird hervorgehoben, dann wendet sich das Gespräch moralischen und literarischen Dingen zu. Von Ossian wird gesprochen, der selbst dem Nebel Kraft und Anmut einzuhauchen verstand und über die Ossianfrage gestritten, aber der alten Sagen wird mit keinem Worte gedacht. — In Biernatzkis „Wegen zum Glauben" gibt Sorendi dem Entzücken Ausdruck, das ihn durchrieselt, wenn er kühn den Kampf aufnimmt mit dem tosenden Element; das stille Meer dagegen in seinem ruhigen Auf- und Niederwogen flößt ihm Grauen ein. Diese trotzige Stimmung, die in der „Halligfahrt" von Storm ihren Ausdruck findet in den Worten des alten Junggesellen, der sich viel lieber in der Gewalt des Meeres fühlen will als in der der Menschen, die dann in Liliencrons Gedichten, auch in „Greggert

Meinstorff", bei Falke und anderen immer wieder hervortritt, fehlt ganz in der „Hallig". Es überwiegt der niederdrückende Gedanke an die vom Meere drohende Gefahr, „den Riesen, der mit den Tiefen, Schlangenarmen gleich, seine Beute selbst zur Ebbezeit umklammert" hält. Eine elegische Stimmung bemächtigt sich Holds, als die Fremden die Insel verlassen; er geht hinab an den Strand der „öden" Insel, an das „wüste Meer" und schaut sehnsüchtig in den Nebel, der ihm wie das Meer eine Schranke ist, die ihn von dem Lande seiner Sehnsucht scheidet. Godber sieht an einem heiteren Novembertage dem Spiel der Wellen zu, „und eine wehmütige Rührung breitet ihren weichen Schleier" über „seine Gedanken und Gefühle", „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft fließen ihm wie in eine Träne zusammen, ihm grauft vor dem Treiben der fernen großen Welt; nur auf der Hallig können die Wunden seiner Brust Heilung finden". Ernst ist auch die Stimmung, die Mander in dieser Umgebung ergreift. „Ich merke wohl," sagt er zu Hold, „hier auf dieser flachen Scholle, den Himmel so weit über sich, das Meer so weit um sich, fast ohne einen Gegenstand, der an kleinliche Menschenarbeit erinnert, weitet sich das Herz, und die Gedanken wollen sich nicht mehr zügeln und gängeln lassen in Begriffen und Schlüssen, sondern schweifen frei in die Unendlichkeit hinaus, als wären sie einem Kerker entflohen." Ähnliches empfand Harro Harring (Rhonghar Jarr). Er schildert das erhabene Element, das gleich einem leuchtenden Sternenschleier in seiner wundersamen Pracht vor dem nächtlichen Wanderer ausgebreitet liegt, „das stille Gemüt zur Andacht stimmend, wölbte sich über diese ernste Welt der lichtfunkelnde Azur, an dessen Rand der scheidende Mond seinen ausgebreiteten Glanz ins Meer herabsandte" . . .

Wattenmeerstimmungen.

Für den eigenartigen Stimmungsreiz des Wattenmeeres hatte Biernatzki keinen Sinn. „Ein widrig trübes Gelbingrau ist die Farbe des umgebenden Meeres, das auch die Fische fliehen und dem Seehund oder dem häßlichen Rochen überlassen." „Des gärenden Schlammes geheimnisvollen Ton", „die Stimmen, die über der Tiefe sind", hat wohl Th. Storm zuerst vernommen.

Ans Haf nun fliegt die Möwe,
Und Dämmerung bricht herein;
Über die feuchten Watten
Spiegelt der Abendschein.

Graues Geflügel huschet
Neben dem Wasser her.
Wie Träume liegen die Inseln
Im Nebel auf dem Meer.

So erstand in der Fremde die Heimat vor seinem inneren Blick in diesem Gedicht, das er in einen Brief in die Heimat hineinschrieb bis zu den Versen:

Einsames Vogelrufen —
So war es immer schon, —

mit dem Zusatz, „und so ist es noch jetzt und nirgends sonst in der Welt, es ist eben das Geheimnis der Heimat“ [75]). Und dies Geheimnis der Heimat erstand 1888 noch einmal im „Schimmelreiter“, den Storm, wie er selbst meinte, hätte früher schreiben sollen [76]). Langsam und allmählich hielt das Meer seinen Einzug in seine Novellen; wie wir an der Halligfahrt sahen, nicht frei von fremden Einflüssen. So in die so recht aus heimseliger Erinnerung erwachsene Novelle „Auf dem Staatshofe“. „Vom Deiche tönt der gellende Ruf des Seevogels, und aus der Ferne hört man das Branden der Wellen, die in der hellen Nacht sich draußen über die geheimnisvolle Tiefe wälzen und von der kommenden Flut dem Strande zugeworfen werden.“ Und immer näher rückt das Meer. In „Auf der Universität“ (1863), „In St. Jürgen (1868), „Im Nachbarhause links“ (1877). In „Bötjer Basch“ (1887) liefert bald die Ostsee, bald die Nordsee kleine Striche zur Vervollständigung des landschaftlichen Hintergrundes und ergibt fröhliche, traurige, ernste und andächtige Stimmungen. Bedeutsam tritt das Meer hervor in „Psyche“ (1877), verderbenbringend in „Karsten Kurator“ (1878). Das Seemannsleben bildet den Gegenstand der Novellen „Hans und Heinz Kirch“ (1883) und „John Riew“ (1887).

Es ist eine sehr richtige Beobachtung, daß sich gerade in der Schilderung des Meeres bei Storm ein allmählicher Fortschritt vom romantischen Naturgefühl zum künstlerischen Realismus beobachten läßt [77]). Dieser Realismus findet sich aber in seinen Gedichten „Meeresstrand“, „Ostern“ viel früher als in den Novellen. In „Psyche“ tönt „die Luft von Sturmeshauch und Meeresrauschen“; zuweilen schrillt dazwischen der Schrei eines vorüberschießenden Wasservogels. „Rastlos und unablässig rollen die Wellen über die Tiefe“, werden „flüchtig vom Sonnenstrahl durchleuchtet, verschäumen dann, und andere rollen nach“. Viel realistischer ist Storm im

„Schimmelreiter". Ohne Scheu beschreibt er die vom Meere angetriebenen Toten, die „gnidderschwarz und blank sind wie frischgebacken Brot" und den „schmutzigen Schaum und die gelbgrauen Wellen", die am Deiche „heraufklatschen". Das Wutgebrüll und Toben von Wind und Wasser, das Krächzen und Gackern der Krähen und Raben in der wüsten Dämmerung, die vom Sturm ans Land geworfen werden bei steigender Hochflut, eröffnen die Erzählung.

Im weglosen Watt mit seiner gewaltigen Einsamkeit und übermenschlichen Größe, seinen Wattgeistern und Meerweibern, seinen glitzerndernden Wasserrinnen und weißen Muschelbänken, seinen Scharen von Enten und Möwen, seinem Nebel und das Wasser mit metallischem Glanze überschimmernden Sonnenschein liegt Flackelholm in den „Drei Getreuen". Nach Storms „Schimmelreiter" und vor Frenssens „Drei Getreuen" aber schrieb Liliencron zahlreiche Gedichte; in der Ergründung des Watts trat er zuerst in Storms Fußstapfen. Die Meerfrauen, mit denen er das Meer in seinen Gedichten so gern bevölkert, bot ihm zwar die heimische Sage, der sie auch Storm („Hans und Heinz Kirch", „Schimmelreiter") entnahm, vielleicht haben zu ihrem häufigen Erscheinen bei Liliencron auch die zahlreichen Meeresbilder von Böcklin[78]) beigetragen. Gustav Falke sieht im „Mann im Nebel" geradezu Böcklinsche Meerweiber sich in der Nordsee an den feuchten Haaren reißen und ausgelassen tollen[79]). Liliencron ist Meister vor allem in der Beobachtung und Wiedergabe der kommenden und gehenden Ebbe im Wattenmeer, der rätselhaften Stille, die allmählich eintritt, wenn die Flut sich zurückgezogen hat, aus Schlamm und Schlick alte Wracks und Baken emporstarren und ein graues Nebellaken sich über Halligen und Watten legt[80]). Solche Stimmungen haben auch in Romane und Novellen ihren Weg gefunden, so in Jakobsens „Niflheim": „Von rechts her kam aus der sternenlosen Dunkelheit ein mattes Leuchten; das war die Nordsee, die sich mit leisem Summen bewegte und ihre Wasser vom Strande zurückzog. Noch eine Weile, dann war die Ebbe da, und alles, was im Schlick lag, die Trümmer und Untiefen kamen zum Vorschein. Das war immer ein trauriger Anblick, dieser Zeuge einer schlimmen Vergangenheit, und man konnte froh sein, wenn die Nacht den Unrat bedeckte." Von Storm und Liliencron hat auch Lobsien gelernt für seine Wattenmeerbilder in den Hallignovellen: „Es war ganz still. Nur das Gurgeln und Murmeln der Wellen und das geheimnisvolle

Raunen der Nordsee, die weit draußen im Nebel lag, klang über das Watt, und dann und wann rauschte eine Schar wilder Gänse hoch oben durch die Luft, oder eine aufgeschreckte Möwe durchschrie die Stille," oder: „Eine weiche, tiefe Stille war draußen; weit, grau und tot lag das Watt."

Dieselbe Stille liegt über dem Watt zur Eiszeit. Es ist verwunderlich, daß Biernatzki, der im Winter alle vierzehn Tage die beschwerliche Eiswanderung über das Watt nach der Hallig machen mußte, es uns nicht in diesem eigenartigen Zustande vorführte. Auch hier war Storm der erste aufmerksame Beobachter und künstlerische Darsteller; denn Willkomm kann ich übergehen. Die weiten Wattenflächen schimmern im Eise, als „liege die ganze Welt im weißen Tod". Die unsichtbaren Wattströme heben und senken hie und da das Eis. An manchen Stellen ist es gespalten, da steigt es wie Rauchwolken aus den Rissen, und über das ganze Watt spinnt sich ein Netz von Dampf und Nebel, daß sich seltsam mit der Abenddämmerung mischt. Dunkle Gestalten mit langen Nasen und Hälsen schreiten würdevoll an den Spalten auf und ab oder springen wie Narren unheimlich hin und her. Hauke vermögen sie nicht zu schrecken, aber Wienke fürchtet sich vor den Seeteufeln, von denen ihr Trin Jans erzählt hat. Auch Jakobsen hat das Wattenmeer in Eis und Schneefall geschildert, doch ohne Storm zu erreichen, obwohl er wie auch Max Geißler keine bloß zuständlichen Schilderungen gibt, sondern Leben und Bewegung in die Darstellung zu bringen sucht. Lobsien entfaltet eine geradezu glühende Farbenpracht: „Heute lag die Nachmittagssonne auf dem Eis. In abertausend bunten Lichtern leuchtete es auf. Rote, blaue, schneeweiße, violette Farben spielten zuckend und lodernd ineinander über . . . Nur der tiefschwarze Streifen eben oberhalb des Stromes blieb in scheinbar träger Ruhe." — „Draußen über den schwarzen Wellen hing der Winterhimmel wie ein blutgetränktes Tuch, schwer und drohend, und warf seinen blutigen Schein über das weiße Eis, als wäre die Sonne hier verblutet und hätte ihr schreiendes Rot in die weiße Alabasterschale des Welleneises ausströmen lassen, daß es fast bis an den Festlandsdeich rann[81])." Hier scheint dasselbe Bestreben vorzuliegen wie bei den Schilderungen der Statizien, durch starkes Betonen der Farbe die Intensität des Eindruckes zu erhöhen, um der Wirkung der Malerei gleichzukommen.

Der Wechsel von Ebbe und Flut.

Leben und Bewegung bringt der in Stille und Ruhe erstarrten Landschaft die rückkehrende Flut, der sich die Dichter mit der größten Liebe und Sorgfalt der Beobachtung zugewandt haben, sei es, daß sie das langsame, allmähliche Anrücken der regelmäßigen Flut oder eine Sturmflut mit allen Vorboten wiedergeben. Als stimmunggebendes Moment hat Jakobsen in „Niflheim" (wie Storm in „Auf dem Staatshofe")[82] die herannahende Flut verwendet. Olaf und Elke tanzen beim Erntefest im Trichter: „Sie schwiegen beide und lauschten unwillkürlich hinter sich. Durch die dünne Holzwand und den daranstoßenden Deich hörten sie deutlich ein leises Rauschen und Murmeln, wie von tausend Geisterstimmen. „Die Flut kommt," sagte Elke" . . . Und die Musik spielte weiter, mitten hinein in das Rauschen der Flut" . . .

Daß auch Biernatzki an dem Wechsel von Ebbe und Flut nicht achtlos vorübergegangen war, dafür bietet den besten Beweis seine Schilderung der Gefahr, in der die Schlickläufer schweben, die von Nebel und Flut überrascht, den Rückweg zum festen Lande nicht mehr finden. Immer wieder stellt sich Hold, Oswald und ihren Gefährten eine Rinne, ein Tief in den Weg, das überschritten, umgangen, durchwatet werden muß. Durch das Hin- und Herlaufen wird die Richtung verloren, die Rinnen werden breiter und zahlreicher, fließen zu Wasserstraßen zusammen, „schleichen bald wie tückische Räuber langsam dahin", bald „wogen sie wie mutige Krieger von einem erstiegenen Wall in die Ebene nieder". Der Todfeind naht sich und verstrickt sie in seine Netze und spült um die Füße seiner Beute, dann schon um die Knie mit höhnischem Rauschen. Wie „von einer ungeheuren Schlange in immer hohler schwellenden Windungen" wird der Körper umzogen, schwer nur stützen die Männer sich gegenseitig. Da fällt der Nebel; sie sehen die Lichter der Heimat und erkennen, wie sie in die Irre gegangen sind. Als der sichere Tod naht, hält Hold mit lauter, fester Stimme eine begeisterte Predigt in den Wellen, die die Gefährten (außer Oswald) zu Mut und Festigkeit entflammt. Als er schon mit den Worten: „Herr in deine Hände" sich und die Genossen Gott befiehlt, schallt ein Ruf über das Wasser, und sie sind gerettet. Die lebhafte Wirkung dieser Szene beruht einmal in der aufrichtigen religiösen Begeisterung, ferner in der getreuen Wiedergabe des Verlaufes der steigenden Flut. Sie ist sorgfältig ausgeführt, das verrät die Zahl

der angewandten Vergleiche und die refrainartigen Wiederholungen am Schluß einzelner Partien, die die Schilderung zu einem Ganzen zusammenschließen und zu gleicher Zeit gliedern. „Die Wasser aber rauschten heran, heran, eine Woge legte sich über die andere hin, und mit jeder kommenden Woge lief eine Sekunde ab von der kurzen, den Armen noch zugemessenen Lebensstunde“ . . . Dann „Euer Platz wird leer bleiben in der Mitte der Lieben, denn die Wasser rauschen heran, heran; eine Woge legt sich über die andere hin, und mit jeder kommenden Woge läuft eine Sekunde ab von der kurzen, euch noch zugemessenen halben Stunde“, und beim dritten Male . . . „von der kurzen, den Opfern des Meeres noch zugemessenen Viertelstunde“.

In einer solchen Schilderung haben sich fast alle in diesem Kapitel genannten Dichter versucht: Dose, Frenssen, Falke, Jensen, Lobsien, Mügge, Poeck, Willkomm. Mügge zuerst. Jens Lornsen erblickt Heinrich Hilgen, der sich zu weit hinauswagt ins Watt, als die Flut schon kommt. Er sieht, wie der Nebel ihn ringsum einschließt und nur seinen Kopf noch sichtbar läßt. Dann „wirbeln wie triumphierend die bleichen Säulen um ihn empor und löschen das Licht der Sonne aus“. Lornsen eilt, ihn zu warnen. Langsam quillt das Wasser aus dem Boden, es tropft und rieselt darüber hin, es schwillt in den Rinnen und spült bald um seinen Fuß. Zuerst liegt „furchtbares Schweigen über der grauenvollen Ebene“, das nur zuweilen von hohlem Rauschen unterbrochen wird. Als Jens Hilgen errettet hat und den Widerstrebenden, der ihn für seinen Feind hält, dem Ufer zuträgt, vernimmt er hinter sich den Schlag der Wellen und hört in dem dichten Nebel ein entsetzliches Gelächter, Stimmen, die kreischend über ihn hinfahren. Er erreicht noch eben glücklich das Ufer, an dem gleich darauf die Flut hoch emporschlägt. Daß Mügge die „Hallig“ kannte, geht aus der erwähnten Halligepisode, außerdem aus ein paar kleinen wörtlichen Übereinstimmungen hervor, aber seine Ausgestaltung des Vorganges ist durchaus selbständig. Bei ihm tauchen zum ersten Male die Seevögel als Vorboten der Flut auf und erschrecken den Schlickläufer. Er schenkt ferner dem Nebel größere Aufmerksamkeit und richtet seinen Blick auf die am Horizont auftauchende Flutwelle, „das graue Gespenst,“ „das wellige dunkle Etwas,“ das sich „wie ein Leviathan“ windet. Jensens Schilderungen stehen um dieser drei Punkte willen den seinen sehr nahe. Das Schlicklaufen mit Todesgefahr weisen

„Posthuma", „Heimkunft" von den hierher gehörigen Dichtungen, ferner „Runensteine" und „Vor der Elbmündung" auf. Stets wird im letzten Moment noch glücklich der rettende Strand erreicht, der meist unsichtbar im Nebel, selten in lachendem Sonnenschein vor den zu Tode Geängsteten liegt. Das leise Rauschen der ersten Wellen, das Steigen des Wassers in den Prielen, das Vorrücken des grauen Striches oder Schattens am Horizont, die zahllosen Vorboten der See, die mit lautem Gekreisch das Herrannahen der großen Ernährerin verkünden, die Möwen, Strandläufer, Seeschwalben, Regenpfeifer und Austernfischer, die durcheinander jagen, trippeln, pfeifen, mit den Flügeln schlagen und schreiend dem Lande zueilen, das alles vereinigt sich zu einem beängstigenden und spannenden Bilde.

Abgesehen von der in ihrer Art unübertrefflichen Schilderung Biernatzkis sind alle durch Gustav Falkes „Mann im Nebel" in den Schatten gestellt worden[83]). Randers stürmt am Morgen nach dem ersten Liebesrausch hinaus, immer weiter hinein ins Watt, in „die köstliche Salzluft", „diese erwachende Lust, die aus all den kleinen, feuchten Rillen mit glänzenden Augen aufschaut". Mit ausgebreiteten Armen läuft er dem Meere entgegen. Seevögel fliegen erschreckt vor ihm auf und senken sich hinter ihm wieder geräuschlos nieder. Und dann kommt das Meer ihm entgegen, rauschend und rollend und „legt seine Wellen ihm vor die Füße". Das ganze Watt ist glänzender Schaum. Das Wasser schillert und sprüht in der Sonne in tausend Farben. Er reißt die Mütze vom Kopfe, bietet dem Wind die Stirn und fängt an zu singen und weicht singend vor dem Meere zurück. Da plötzlich kommt ihm der Gedanke an die Flut; er sieht, wie die Möwen unruhig werden und sich ins Watt zurückziehen. „Um ihn gluckste, quirlte und rieselte es, alle kleinen Rillen füllten sich mit Wasser, das wie aus dem Boden gedrungen mit einem Male da war." Er hört hinter sich ein murrendes Getön — das herannahende Meer, die weiße Brandung. Er legt seine Kleider ab, um laufend den Strand zu erreichen, der nah und deutlich im hellen Sonnenschein, fröhlich und friedlich vor ihm liegt. „Aber er lief hier ums Leben und floh durch all die Sonne vor der schwarzen Nacht, die nicht endet." Von allen Seiten strömt das Wasser zusammen und schließt ihn vom Lande ab. Mit einem letzten Entschluß wirft er sich ins Wasser und läßt sich vom Flutstrom schleudern, erreicht festen Boden und verliert die Besinnung. „Eine blaugrüne, schaumgekrönte, wogende

See rollte über dem Watt. Die Möwen kreisten darüber und leuchteten in der Sonne, schossen herab, neigten ihre großen Schwingen und stiegen mit einem leisen, pfeifenden Laut wieder auf." — Noch lebend findet man ihn im Schlick. Die lebensvolle, jauchzende Stimmung zu Anfang, der plötzliche Umschlag, der Kontrast zwischen der Todesgefahr und der lachenden, sonnigen, unbesorgten Natur ergeben eine so dramatische Lebendigkeit und so lebhafte Spannung wie keine andere der Schilderungen.

In Max Geißlers „Inseln im Winde" bildet die gefahrvolle Wanderung Ipke Tamens, der den Brief an die Regierung über das Watteneis nach dem Festlande trägt, den Höhepunkt; Nebel und Schneetreiben bringen ihn beim Rückweg in Todesgefahr; doch wird der Halberstarrte von den Klähns auf einem Eisberge glücklich gefunden. Wie in allen Schilderungen Geißlers, wirkt auch hier die konstante Personifizierung des Windes, des Meeres, der Schollen, selbst der Fackeln auf die Dauer störend und manieriert.

Die Sturmflut.

Am großartigsten, gewaltigsten und schönsten zeigt sich das Meer bei Sturmflut. Ihre Schilderung bildet eine große Aufgabe für den Dichter, und nicht alle haben sie zu lösen gewußt. Biernatzki, der es als erster[84]) unternahm, ist der majestätischen Gewalt des tobenden Meeres durchaus gerecht geworden. „Ein wahrhaft blendender Mondschein goß sein Licht über das Meer aus, das mit vollen, breiten Wogen, schäumend und rauschend, in dunklen Tälern und leuchtenden Höhen wechselnd, sich um die einzelnen Wohnungen gleichsam über sich selbst ausschöpfte, als wollte ein Meer das andere überfluten („Hallig" S. 222). Und weiterhin: „Welch eine Aussicht. Ein weites unübersehliches Wogenfeld, das bald zu einem Bogen sich vor ihnen auftürmte, der ihre Zuflucht mit seiner mächtigen Last mit einem Male niederzumalmen drohte, bald in einem tieferen Zuge darunter hinschäumte, als wollte es dieselbe hoch in die Luft drücken und in fliegende Trümmer auseinandersprengen." (224.) Die helle Beleuchtung hält er fest: „Der grasse Blick des Mondes breitete einen fürchterlich hellen Schein auf dies Schreckensgemälde." (227.) „Eine fürchterliche See rauscht wie ein gieriges Meerungeheuer heran," hebt Godber und Maria „bis zum äußersten Höhenschaum der langgestreckten Woge", dann sinken sie hinab in den brausenden Strudel. Man spürt durch die ganze Schilderung die schweren,

wuchtigen Schläge des Meeres, das erbarmungslos nach seinen Opfern haſcht und seine langen, gewaltigen Wogen über sie hinwegwälzt, wenn es sie getroffen hat. Eine unerschöpfliche Fülle von Ausdrücken scheint Biernatzki hier zur Verfügung zu stehen: schäumende Wellen, hochrauschende Wogen, rollende See, tobende See, glänzendes Schaumgewölk, Schaumrand der Wassermauer, schäumende oder tobende Wasserberge und Wogenberge, rasender Flutenschwall, schwellende Wogenstürze. Unter dem Heulen des Sturmes, dem Brausen der Wellen und Knarren und Krachen aller Fugen des Gebälks stürzt die Kirche zusammen, aber das Dach des Pfarrhauses mit den rettenden Ständern bleibt stehen. Der Sturm sänftigt sich, das Meer schlägt noch in einzelnen schweren Zügen nach seiner Beute hinauf, dann ebbt es ab. —

Willkomm sucht im „Halligmann" diese Gewalt und Größe noch zu übersteigern. Er behält, wie auch Jensen in „Posthuma" und der „Heimkunft", Perfall in „Stevens Werft", Lobsien in den „Halligleuten", die grausige Mondbeleuchtung bei, doch läßt er sie mit pechschwarzer Finsternis wechseln. Noch größer als bei Biernatzki erscheinen die Wogen „schwarzen Gebirgen ähnlich, deren oberster Kamm mit Schnee bedeckt ist, rollten die ungeheuren, unübersehbaren Flutwogen heran" . . . „Plötzlich trat eine Pause im Sturm ein, d. h. um uns auf einem kleinen Raume tobte er nicht, wohl aber hörten wir sein Rasen und Pfeifen vor uns und hinter uns. Im Westen glänzte Mondschein auf dem Meere, der helle Schimmer verschwand, und die Nacht, eine Nacht finsterer denn je, stieg aus dem Meere am Horizont wieder auf. Sie kam näher, immer näher — ein Brausen und Sausen erfüllte die Luft . . . Abermals brach der Mond durch das Gewölk, und nun sahen wir . . . eine stahlgraue Wogenwand von der See heranrollen, als hätte das Weltmeer sich bis zum Zenit emporgerichtet und wolle Inseln und Festland auf ewig bedecken!"

Jensen zerlegt in den „Versunkenen Welten" auch nicht die Sturmflut in einzelne Züge, sondern läßt sie in einem Augenblick heranrücken und ihr Werk vollenden. Mit einer einzigen Welle kommt „das meilenweit nach Westen zurückgewichene Wasser heran, erreicht den Fuß der Dünen, erhebt sich zur doppelten Höhe derselben, schlägt mit einem einzigen Stoß herab — und das alte Friesland war gewesen".

An tragischer und erschütternder Wirkung hat ihn aber um

des noch enger damit verknüpften Menschenschicksals willen Storm im „Schimmelreiter" übertroffen. Während Biernatzki gegen den Schluß seiner Novelle das Interesse des Lesers immer mehr auf Hold und seine Familie, von Godber und Maria ablenkt, die er nur aus weiter Ferne untergehen sieht, begleitet Storm den Schimmelreiter durch jeden Augenblick der Sturmflutnacht bis ans Ende. — Das Brüllen des Sturmes und das ferne Klatschen des Meeres hört man bis zum Deichgrafenhause. „Es tönte und donnerte, als sollte die ganze Welt in ungeheuerem Schall und Hall zugrunde gehen." Wie eine wilde Jagd treiben die Wolken am Himmel . . . Unheimlicher noch als das Tosen des Sturmes und die Finsternis wirken die plötzlich eintretende Totenstille und der hervorbrechende Mond, der die ganze Rettungslosigkeit der Lage offenbart. „Berge von Wasser erheben sich dräuend gegen den nächtlichen Himmel", „mit weißen Kronen" kommen sie daher, „heulend, als sei in ihnen der Schrei alles furchtbaren Raubgetieres der Wildnis". Als das Furchtbare geschehen, der Deich durchbrochen ist, liegt der Koog wieder in tiefster Finsternis . . . dann „ein donnerähnliches Rauschen zu seinen Füßen, der letzte Wolkenmantel fliegt vom Mond, und das milde Gestirn beleuchtet den Graus, der schäumend und zischend vor ihm in die Tiefe stürzt". Und als Hauke selbst den Tod in den Wassern gesucht hat, sieht der Mond wieder „leuchtend aus der Höhe", aber „auf dem Deich ist kein Leben mehr als nur die wilden Wasser". Dose achtet im „Kirchherrn von Westerwohld" besonders sorgfältig auf die Anzeichen der Sturmflut, über die Biernatzki ganz weggegangen war: „Große graue Regenwolken zogen immer eiliger von NW nach SO . . . Immer lauter pfiff der Wind, zum Sturmreigen aufblasend, so daß die Wolken mit fliegendem, zerfetztem Schleier am Himmel hintanzten. Es dämmerte auf dem Südstrande und wollte Abend werden. Die Schatten stiegen und die Grauwolken flogen tiefer. Krächzende Krähen trieben mit dem Wetter auf den schwarzen segelnden Schwingen und ließen sich in den Eschenwipfeln zur Ruhe nieder. Weiße Möwenschwärme strebten kreischend von der Westsee dem Lande zu" . . .

Personifizierung des Meeres.

In den Sturmflut- und überhaupt in den Meeresschilderungen der jüngsten Zeit, vor allem bei Geißler, Lobsien und Poeck macht sich ein lebhaftes Bestreben bemerkbar, das Meer belebt oder

vielmehr personifiziert vorzuführen. Die Belebung der Wellen ist in der deutschen Lyrik alt. Ich erinnere an Heine, bei dem die weißgekräuselten Wellen wie schwarzgrüne Rosse mit silbernen Mähnen springen, ferner an Lenau, bei dem sie wie hungernde Bestien sich dem Opfer entgegenstürzen und schnauben und bellen, der sogar schon von ihrem schäumenden Rachen[85]) spricht. Bei Storm kommen die Wasserberge heulend, als sei in ihnen der Schrei alles Raubgetieres der Wildnis. Ein glückliches Bild ist es, wenn die geistesgestörte Antje in Frenssens „Drei Getreuen" die Wellen als Reiter in weißen wehenden Mänteln in geschlossenen Reihen auf dunklen Pferden in sausendem Galopp daherkommen, am Strande stürzen und im Mondlicht in Schaum zerrinnen sieht; gesucht und manieriert wirkt es aber, wenn sie tosend und stampfend das Schiff auseinanderreißen und sich die abgerissenen Stücke in die glotzenden Augen werfen, oder wenn ihre weißen Augen über die Bootswand glotzen. Bei Lobsien sind die Wellen der Sturmflut bellende schwarze Wölfe, deren Zähne leuchten und blinken, die nach der Uferböschung schnappen und ein Stück nach dem anderen in ihren unersättlichen Schlund hinabreißen, sich Bahn fressen und als heulende, brüllende Meute, der der weiße Schaum von den raubgierigen Lippen fliegt, die Werften umrasen[86]), ein anschauliches und für die Hallig unstreitig glücklich gewähltes Bild. Mit der Belebung der Wellen verbindet sich aber die Darstellung des Meeres als eines einzigen ungeheuren Lebewesens, eines gewaltigen Feindes. Auf friesischem Boden scheint sie besondere Nahrung gefunden zu haben; denn sie fand ihren Ausdruck in der volkstümlichen Bezeichnung „blanker Hans". Biernatzki redet zwar von dem Riesen, der mit den Prielen gleich Schlangenarmen auch zur Ebbezeit sein Opfer umklammert hält[87]), aber vom „blanken Hans" ist nicht die Rede. Mügge spricht von der nahenden Flutwelle als einem ungeheueren Leviathan, der, während er schlief, sich im Netze verstrickte und nun, erwacht, mit den Schlägen seiner Flossen sich freizumachen sucht[88]). Jensen sagt in der „Heimkunft" gelegentlich: „War's an der Zeit, so kam der blanke Hans, die Nordsee, mit Hochflut und Sturmgeheul, um zu begraben, was nicht länger bleiben sollte." So recht zu neuem Leben erweckt hat den „blanken Hans" aber erst Liliencrons Gedicht, das den übermütigen Ruf der Rungholter in den Refrain aufnahm, das ihn als Untier, Scheusal, Ungeheuer ausmalte mit Krallen, dessen Kopf bei England liegt, die Schwanzflosse bei Brasilien, das

durch Ein- und Ausatmen Ebbe und Flut erzeugt und durch sein Wälzen im Schlafe die gewaltigen Hochfluten hervorbringt[89]). So erscheint er bei Lobsien: „Der blanke Hans lag wie ein beutegieriges Ungeheuer scheinbar schlafend unter der Decke. Aber wehe, wer ihm traute. Seine Pranken schlug er krachend durch das von seinem Atem morsch gewordene Eis und zog den Verwegenen in seinen Schlund hinab“[90])! Falke scheint ihn sich als riesigen Menschen vorzustellen: Er ist immer hungrig; da schiebt man ihm Buhnen in den Rachen, daran knabbert er. Wenn das Land anwächst, knurrt er dazu; manchmal wird er wild, brüllt, springt ans Land, fuchtelt mit den Armen, und sein langer Bart weht über den Dünenkamm („Der Mann im Nebel“). Poeck führt im „Sinkenden Land“ die Personifikation vollständig durch. Landsberg redet vom Meere nur als dem blanken Hans, von seinen Krallen, seinen eisigen Fingern, seinen habgierigen, grünen Augen. So sieht ihn auch Liane Lessing bei der Sturmflut: „Raublustig und gierig“ schleicht er an sie heran, „um zu nehmen, was ihm zukam.“ Die Sturmflut selbst löst Poeck in Gestalten auf. „Der Sturmriese trieb mit sausenden Peitschenhieben und wildem Hoho! die bäumenden Schaumschimmel aus des blanken Hans' Meerstall vor sich her. Vier-, acht-, zwanzigspännig rasten sie von der großen See herein und über die Kante hinweg. Und über die Schulter des Lenkers starrte hundertfach, überall, soweit der Blick reichte, grünäugig und gierig der blanke Hans.“

Der Anregung Liliencrons scheint sich für Geißler und Lobsien die Frenssens zugesellt zu haben, der alles personifiziert, die ganze Heimat, das Meer, den Wind, Sonne, Mond usw.

Die Nordsee fletscht ihren furchtbaren Mund; weißen Schaum hat sie zwischen den aufgerissenen Zähnen. Das Meer stößt mit den weißen Füßen gegen den Rand des Bettes, den Strand von Sand („Die drei Getreuen“), es liegt im weiten graugrünen Mantel da, und ein schimmernder Gürtel geht ihm quer über die Brust („Hilligenlei“). Der Sturm gleicht vielen tosenden, schreienden Menschen, die springen mit schweren Füßen durch den Sand und schlagen mit harten Fäusten gegen die Balken. Sie wollen hinein und Andrees Strandinger erzählen usw. Der Mond redet wie in Andersens Märchen; die Sonne greift mit weißen, starken Händen in die Wolken und nimmt den Nebel in ihre heißen Arme; das Morgenrot greift mit goldenen Händen durch die Wolken und sieht mit langen, feurigen Augen über die Wellen. Geißler hat dies Ver-

fahren noch weit übersteigert. Wie bei Frenssen ist auch vom blanken Hans selten die Rede. Aber die Fluten schlagen sich an den Buhnenköpfen die Stirnen ein. Die See langt mit gierigen Armen nach der Hallig. Die kalt gewordenen Arme der wilden See langen durch das Dach hindurch. Sie springt in den Laderaum und wühlt mit gierigen Händen Kisten, Säcke und Fässer heraus. „Ihre rohen Hände" werfen die Blumen aus den Töpfen. Sie frißt gierig an der Scholle Landes, drum wollen die Klähns ihr die Zähne einschlagen. Sie kriecht wie ein Raubtier an Ocke Frerksen heran. Die Reihe ließe sich leicht vermehren. Die goldene Hand der Sonne segnet die wintergraue Scholle; ein Licht tastet sich mit goldenen Händen durch die pechschwarze Nacht. Die Fackeln reichen ihre goldenen Hände. — Das erinnert stark an Frenssen; aber Geißler geht weiter: „Unter dem goldenen Schuh der Sonne" schwillt der Rasen, der Tag geht in „weißen Schuhen und weißem Pelz", der Abendwind geht mit „nassen Schuhen durchs Gras." — Der Wind hält mit Binne Bonken einen langen Dialog, der als Exposition dient; er legt seinen Mund an die Spalten; er schreit oder singt hindurch; er wühlt mit den Händen im Dachstroh, er tritt Lücken ins Dach und schleift seine Nebelnetze zwischen dem Eise hindurch. Der Sturm springt wie toll im Wasser umher; triefend rennt er die Werft hinan. Er brüllt vor wilder Lust, schlägt mit den Fäusten gegen die Türen; er stürzt sich in den Fething; so geht es durch den ganzen Halligroman hindurch, anschauliche und unanschauliche Bilder durcheinander. Geißler scheint schematisch in dieser Richtung zu arbeiten. Lobsien ist auf demselben Wege. Er geht zwar vorsichtiger und oft weit glücklicher zu Werke, überschreitet aber auch die Grenze des Manierierten, so, wenn er die Halligfenster rot und glücklich ins Licht blicken oder ein Abendlied voll Glück und voll Dank für den Frieden ringsum sein läßt oder der Ruf der Männer wie ein kreischender Strandläufer vor der Flut übers Vorland läuft u. a. m. Hier ist die „Heimatkunst" entschieden in Gefahr, auf Abwege zu geraten und sich zu veräußerlichen. Keine von solchen gehäuften Personifikationen durchzogene Schilderung kann sich mit den schlichten Marsch- oder Meeresbildern Storms messen.

IV. Charakterisierung des Volkstums.

In der Reiseliteratur.

Der Landschaftsschilderung tritt die Charakterisierung des friesischen Volkstums zur Seite. Was die Volkskunde sammelt, um die Eigenart eines Volksstammes zu erkennen, steht dem Dichter zur Charakterisierung desselben zu Gebote: äußere Erscheinung, Tracht, Häuserbau und -einrichtung, Lebensweise, Sitten und Gebräuche, die sich an Feste knüpfen, Sagen und Aberglauben, Mundart, Namen, Lieder und Sprüche. Das alles brachten mehr oder weniger schon die Reisebeschreibungen und Sittenbilder, aber ihnen war es Selbstzweck, dem Dichter ist es Mittel zum Zweck. Er muß alles zusammenweben und ein buntfarbiges Bild entrollen, das typisches und individuelles Leben zu gleicher Zeit aufweist. Willkomm z. B. ist, bemüht, aus dem typischen individuelles Leben zu schaffen und geht dabei zwei Wege. Entweder er hängt einer alten Erzählung aus dem Volksmunde „das Modekleid der Novelle" um (wie Karl Müllenhoff ein solches Verfahren verächtlich nannte)[91]) und schmückt und putzt sie aus mit dem, was er über das Volkstum erkundet hat[92]). Das gelingt ihm noch am besten. Oder er versucht eine Seite des Volkstums gleichsam zu inkarnieren in einer Gestalt, so im „Halligmann" und in den „Vorgesichten". In letzterer Halliggeschichte z. B. vereinigt er den Glauben an den Vorspuk, den Gonger und die Rungholtsage. Ein alter Kapitän unterhält sich mit seinen Kindern über den Gonger, den sie gesehen haben, und ein Vorgesicht, das ihm erschienen ist. Der Mutter, die vom Festlande ist, fällt die Rolle des Zweiflers zu. Außerdem bedarf Willkomm aber noch der Anmerkungen, in denen er sich über diesen friesischen Volksglauben verbreitet. Dann fährt der Kapitän mit seinen Söhnen zu einer Bergung; wir finden die Familien beim Tee, die Männer beim Grog; von der selbgesponnenen Leinenaussteuer der Tochter ist die Rede; die jungen Leute ziehen hinaus aufs Watteneis, Seehunde zu schießen. Die Namen wie Jens, Taken sind friesisch. Einen Versuch, durch die Sprache zu charakterisieren, macht Willkomm auch, hat aber nur zwei Worte zur Verfügung: lütt und verfehrt, auf die durch Anmerkungen hingewiesen wird, und die dann recht oft gebraucht werden. Aber es fehlt die künstlerisch gestaltende Hand. Er denkt zu sehr daran, was er geben will. Man sieht, wo die Stücke des Bildes zusammengeklebt sind.

In Novelle und Roman.

Wie gestaltet sich nun die Darstellung des Volkstums in Roman und Novelle, die doch wie alle Kunst menschlich Bedeutungsvolles bringen sollen? — Schwerfälligkeit, zähes Festhalten am Alten, schweigsame Zurückhaltung, fast ängstliche Ablehnung alles Neuen, geringes Interesse für gemeinnützige Unternehmungen, Verschlossenheit, die keine Begeisterung und Leidenschaft, auch nicht in der Liebe, aufkommen läßt, machen die Friesen mehr für passive als für aktive Rollen geeignet, mehr zur Folie und zum Hintergrund als zum Mittel- und Ausgangspunkt einer Handlung; darum werden bei dem Helden der Erzählung diese Eigenschaften möglichst gedämpft und ihm die besonders vorteilhaften Seiten der Friesen: Mut und Entschlossenheit in Gefahr, Heimatsliebe, Gemütstiefe bei äußerer Verschlossenheit in verstärktem Maße verliehen. Die die friesischen Mädchen auszeichnenden Eigenschaften der Sittenreinheit und Treue genügen an sich nicht, um sie zu Heldinnen von Novellen und Romanen zu machen; sie müssen sich irgendwie, sei es auch nur durch ein besonderes Schicksal, über die anderen erheben, wenn sie fesseln und interessieren sollen. Die Wiedergabe des typischen Volkstums vor allem fällt dem Verfasser von Reisebeschreibungen und Sittenbildern, die Wiedergabe des innerhalb desselben Individuellen, über das Alltägliche Hinausgehenden dem Dichter zu. Der erstere beschreibt vorwiegend, der letztere stellt dar; wir haben also hier denselben Unterschied wie bei den Landschaftsschilderungen, und auch hier läßt sich eine allmähliche Entwicklung verfolgen.

Joh. Chr. Biernatzki.

Biernatzki beschreibt in dem erwähnten ersten Kapitel Lebensweise und Charakter der Halligbewohner, führt sie aber daneben in Godber, Maria und ihrer Mutter, Hold und seiner Gattin, zuletzt auch der Gemeinde als Ganzem vor. Während Idalia ausführlich geschildert wird, wendet er dem Äußeren der Halligbewohner wenig Aufmerksamkeit zu. Godber ist nur der männlich schöne Jüngling, Maria wird die Schönste unter den Halligmädchen genannt, Oswald bezeichnet sie als äußerlich wohlgebildet; im übrigen hören wir nur, daß sie eine gedrungene Gestalt, ein gebräuntes Antlitz und Hände und Arme hat, die die Spuren der Arbeit tragen. Das Wort friesisch fällt überhaupt nicht. Die buntfarbige Tracht mit allen Ketten und dazu gehörigem Silberschmuck wird verschiedentlich an

Idalia beschrieben, die Trauertracht mit dem schwarzen, Stirn und Kinn fast verhüllenden Tuche an Maria. Eigenartiger Gebräuche wird wenig gedacht, nur der stets vorrätigen Särge, die für den Kapitän und die Matrosen Verwendung finden. Die einfache Lebensweise, auf die auch der Pastor und seine Gattin angewiesen sind, (Tee, Käse, Schwarzbrot als Hauptnahrungsmittel) wird mehrfach berührt. Daß keine alte Sage vorkommt, wurde bereits erwähnt; ebensowenig erinnert etwas an den auf den Halligen so üppig wuchernden Aberglauben. Obgleich die Fernwirkung der Seelen (die Pastorin sieht ihren Mann in Todesgefahr im Wasser) ausführlich zur Sprache kommt, wird des Vorspuks als für die Halligleute charakteristisch nicht gedacht. Vielleicht verbot Biernatzki das sein orthodoxer religiöser Standpunkt. Interesse hat er hauptsächlich für die moralischen Eigenschaften seiner Gemeindeglieder, ihre strengen Sitten, ihre Gastfreundlichkeit und Friedfertigkeit, ihre ausharrende Treue. Die direkte Charakteristik überwiegt stark; wo er das Volkstum durch Aussprüche oder Handlungen darstellt, gerät er gelegentlich in Widerspruch mit dem, was er darüber gesagt hat[93]). Zwei Seiten des Charakters der Halligbewohner gelangen wirklich zu lebensvoller Wiedergabe: die Frömmigkeit und die Heimatliebe. Der Anfang der Novelle (das zweite Kapitel) zeigt uns in dem Gespräch Marias und ihrer Mutter das schlichte, feste Gottvertrauen der beiden, das sich auch in dem einfachen Gebet ausspricht, das die vom Meere drohenden Gefahren hervorhebt[94]). Godbers Pflichtbewußtsein, das ihn zu heftiger Reue treibt, trägt einen stark religiösen Charakter. Diese Frömmigkeit äußert sich auch im Verkehr mit dem Pastor, in den eingefügten Szenen aus dessen Seelsorgertätigkeit, vor allem in der Beichte, die dem Abendmahl vorangeht, und die zum Volkstümlichsten in der ganzen Novelle gehört, ferner bei der Sturmflut, wo die Geretteten nicht genug erzählen können von den wunderbaren göttlichen Fügungen, und sich erst hernach auf ihre elende gegenwärtige Lage besinnen. — Fast dieselbe Bedeutung gewinnt die Heimatliebe. Sie trägt einen fast mystischen Charakter; denn sie wird nur mit der Einsamkeit und dem stillen Frieden der Insel motiviert. Godber hat seine Steuermannspflichten vernachlässigt, seine ihm seit neun Jahren verlobte Braut verlassen um Idalias willen; aber um der Heimat willen verzichtet er auf Idalia. Er ist sehr empfindlich für Oswalds Spöttereien über seine geliebte Hallig. Für die Heimat hat er in der Fremde gestrebt und ge-

darbt. „Wenn wir Godber mit dem Gedanken hätten vertraut werden lassen, für jenes Glück seine Heimat aufzugeben, dann würde in ihm kein echter Halligbewohner gezeichnet sein", sagt Biernatzki in einer seiner beliebten Abschweifungen von der Erzählung und fügt zur Bekräftigung, denn Motivierung ist es nicht, hinzu, was er selbst an seiner Gemeinde nach der großen Flut erlebt hatte[95]). Auch in einer solchen Abschweifung verbreitet er sich eingehend über die Stellung eines „Halligpriesters", der alle geistige Nahrung entbehren muß, von seinen Amtsgenossen verachtet hinter der Wissenschaft zurückbleibt und sich zu der niederen Arbeit eines Schafszüchters verurteilt sieht[96]).

Eine eingehende Charakteristik des Volkstums erstrebte Biernatzki wohl kaum. Ihm lagen andere Dinge weit mehr am Herzen Er gibt, was ihm für die „freundliche Abwechslung" und „anlockende Einfassung" geeignet erscheint, und ferner, was dazu diente, Mitleid für die Halligbewohner zu wecken. Einen Versuch, durch die Sprache zu charakterisieren, macht er nicht, obgleich er in der Einleitung betont, daß die Gemeinde friesisch spreche und dadurch dem Pastor entfremdet werde. Die Namen tragen eine tendenziöse Färbung. „Hold" heißt der Pastor, Maria die sittsame Jungfrau; ihr Gegenbild, das kokette Weltkind, führt den Beinamen der zyprischen Venus „Idalia"[97]). Godber ist wohl der einzige friesische Name. Harro Harring, der selbst Friese war, während der in Elmshorn geborene Biernatzki einer aus Polen eingewanderten Familie entstammte, hatte in seiner Halliggeschichte schon echt friesische Namen: Volly, Obbe, Nommen, Wybke, Frerk, gebracht. Mügges Halligepisode unterscheidet sich in technischer Hinsicht von Biernatzkis Hallig fast gar nicht. Er gibt ein weniger mitleiderregendes Bild vom Leben der Halligleute; einige ironische Bemerkungen sind wohl sogar gegen Biernatzki gerichtet. Wo er direkte Beschreibungen bringt, legt er sie einer der Personen seiner Erzählung in den Mund.

Theodor Storm.

Einen technischen Fortschritt bedeutet erst Storms „Schimmelreiter" (1888). Auf die äußere menschliche Erscheinung legt Storm wenig Gewicht. Hauke ist eine lange Friesengestalt mit klugen grauen Augen und zwei Schädelwölbungen darüber. Elke Volkerts ist keineswegs typische Vertreterin der friesischen Rasse; sie hat ein bräunlich schmales Antlitz mit dunkeln, zusammengewachsenen Brauen

und schmaler Nase. An friesischer Tracht wird nur das goldbrokatne Häubchen mit Spitzenstrich genannt, das Elke auf einer Hochzeit trägt. Die Wände des Zimmers beim Deichgrafen sind mit bunten glasierten Kacheln bekleidet, auf denen Schiffe, Segler, Kühe u. dgl. abgebildet sind. Auf den Türen des mächtigen Wandbettes steht zwischen Rosen und Nelken der plattdeutsche Spruch:

Hest du din Dagwark richtig dan,
Da kommt de Slap von sülvst heran.

Im Wandschrank steht ein Pokal, den Tede Volkerts in seiner Jugend beim Ringreiten gewonnen hat[98]). Zum Teil erhalten wir diese Beschreibung, als Tede Haien seinen Sohn zum Dienst anmeldet, zum Teil beim Begräbnis Tede Volkerts'. Da sind die Spiegel zwischen den Fenstern mit weißen Tüchern zugesteckt, ebenso die Messingknöpfe am Beilegerofen. — Wenn draußen der Sturm tobt und die kleinen, in Blei gefaßten Scheiben fest zugeschroben sind, sitzen beim Lichte zweier Unschlittkerzen der Deichgraf und sein Kleinknecht über den Deichangelegenheiten, während Elke an einem weißen Strumpf mit roten Vogelnestern strickt[99]). Die Sitzungen der Deichgevollmächtigten, das Begräbnismahl beim Deichgrafen, eine Hochzeit, das Eisboseln[100]) mit anschließendem Tanz, bei dem Marsch- und Geestbauern um den Preis ringen, geben ein gutes Bild von den ortsüblichen Sitten und Bräuchen. Vor allem hat Storm trefflich den Charakter des friesischen Volksstammes dargestellt: die breite Masse mit ihrem zähen Festhalten am Alten und ihrem hartnäckigen Widerstand gegen das Neue, dessen Tragweite nicht gleich zu übersehen ist, ihrem Mangel an Gemeinsinn und Mißtrauen gegen das Ungewöhnliche. Aus der Menge heben sich einzelne Gestalten heraus: Der sympathische alte Friedensstifter Jewe Manners, der hinterlistige Ole Peters, der verschlagene, geizige Tede Haien und der fette, schlafmützige Tede Volkerts, dessen Stimme man die verzehrten Enten anhört, der mit inniger Befriedigung feststellt, daß die „Marschleute Gott sei Dank gegen den Ärger etwas einzunehmen haben". Alle überragt durch Scharfsinn, Voraussicht und Energie Hauke, der schon in seiner Jugend nicht sieht, „wenn die Bohnen blühen, „was doch die Freude von jedem Marschmann ist", weil er immer den Kopf voll Pläne hat für die Verbesserung der Deiche. Nach außen hart, barsch und rauh, hegt er die wärmste Liebe für Elke und sein kleines blödes Kind. Eins ist allerdings merkwürdig, und das hat vielleicht Bartels zu seiner

Äußerung über Storm veranlaßt[101]): was Hauke zu seinen Studien treibt und ihm die zähe Energie und Ausdauer verleiht, ist nicht Heimatliebe, auch nicht ausgesprochen trotzige Freude am Kampf mit dem Meere, sondern vor allem Ehrgeiz; der Gedanke an den Hauke-Haienkoog berauscht ihn, und doch auch Habsucht, denn der Hauptanteil am neuen Koog fällt ihm zu. In diesem Punkt weicht die neue Heimatkunst von ihm ab. Im Glauben und Aberglauben steht Hauke ebenfalls über der Menge. Er kann es nicht sehen, daß die Mägde in den Konventikel gehen; er ist aufs tiefste empört, daß die Deicharbeiter den kleinen Hund in den Deich werfen, weil dieser nach altem Volksspruch ein Lebendes fordere, wenn er halten solle. Er hat auch kein Verständnis für die voll Aberglauben und Gespensterspuk steckende Trin Jans, der er es streng verweist, der kleinen Wienke von der Meerfrau und den Seeteufeln zu erzählen. Als die Mägde, die alle Trin Jans' Prophezeiungen von kommendem Unheil glauben, Elke von dem vom Himmel gefallenen, unheilverkündenden Geschmeiß, dem Blutregen, den rotköpfigen Regenwürmerscharen und den erbsengroßen Totenköpfen, die der Pastor in seiner Waschschüssel gefunden hat[102]), erzählen, verweist sie es ihnen streng: „Laßt das den Wirt nicht hören!" So dienen hier eine ganze Anzahl von abergläubischen Zügen der Charakterisierung des Volkstums, während Storm in seinen früheren Novellen, auch der „Halligfahrt", Stimmungszwecke damit verband. Auch das fehlt hier nicht. Der Sinn für Sagen und Aberglauben war in Storm frühzeitig durch seine dörfliche Freundin Lena Wies geweckt worden; von den Romantikern hatte er gelernt, sagen- und märchenhafte Motive in seinen Novellen zu verwerten, und wie E. T. A. Hoffmann waren seine Gespenster ihm hie und da zu wirklichen geworden, so in „Bulemanns Haus". Der Sargfisch, Niß Puck, das Erntekind, die Regentrude, der Feuermann sind solche entweder dem Volksglauben angehörige oder in Anlehnung an ihn geschaffene Gestalten[103]). Als Repräsentant der Küstengespensterwelt reiht sich der Schimmelreiter an. Er selbst scheint eine Gestalt des Volksglaubens, seine Entstehungsgeschichte Storms Eigentum zu sein, abgesehen von dem, was etwa von Lena Wies stammte, die ihm auch davon zuerst erzählte[104]). Er hat vortrefflich ausgemalt, wie Hauke ganz allmählich in den Geruch kommt, mit dem Teufel im Bunde zu stehen, daß der Schatten des wiederbelebten Pferdegerippes auf der Hallig verschwindet, als Hauke den abgezehrten Klepper heimbringt, daß dieser so prächtig

gedeiht und sich nur von seinem Herrn regieren läßt. Dazu kommt noch das „gottlose" Gebet des Deichgrafen. — Das alles liefert einen willkommenen Scheingrund für den Haß der Bevölkerung, den er sich durch seine Überlegenheit zugezogen hat. Die Frage, wie Storm den Spuk aufgefaßt haben will, ist schwer zu beantworten. Die von ihm so geliebte Einschachtelungstechnik erreicht hier ihren Höhepunkt. Storm selbst hat die Geschichte gelesen; der erste Erzähler hat nur ein Stückchen erlebt, das andere hat ihm ein alter Schulmeister erzählt, der das Gerede der Leute erst zusammengeschweißt hat. Er ist ein aufgeklärter Mann und erzählt zunächst die einfache, spuklose Geschichte Hauke Haiens; dann unterbricht er sich und sagt (S. 241), was nun komme, sei das Gerede der Leute in den Spinnstuben. Er erzählt also die Entstehung der Sage vom Schimmelreiter. Aber der erste Erzähler hat ihn eher gesehen als von ihm gehört? Entweder liegt ein Kompositionsfehler vor[105]), oder der Romantiker steckt immer noch in Storm. Auch den Glauben an das Teufelspferd hat er ausgemünzt für die Charakterisierung des Volkstums im einzelnen; nicht alle sind in gleichem Maße abergläubisch; aber selbst Hauke ist bei dem Pferdehandel nicht ganz wohl. Der Aberglaube in Person ist Trin Jans, die in Wieten Klook in Frenssens „Jörn Uhl", in der alten Keken in Jakobsens „Hans im Glück" und in zahlreichen Spökenkiekern und Spökenkiekerinnen Nachfolge gefunden hat.

Obwohl der Dialog stark zurücktritt, hat Storm doch auch versucht, durch die Sprache zu charakterisieren. Kurz, knapp und schlicht, etwas schwerfällig und bedächtig kommt das meiste heraus. „Uns' Weerth" wird der Deichgraf angeredet, die Vorgesetzten mit „Ihr". Hie und da ist ein wenig Plattdeutsch hineingebracht. Die sterbende Trin Jans sieht die Meeresspiegelung am Horizont und ruft: „Hölp mi! Hölp mi! Du bist ja baven Water! . . . Gott gnad' de annern . . ." Plattdeutsch ist der erwähnte Spruch am Wandbett und ebenso der auf Tede Volkerts Grabstein:

Dat is de Dot, de allens fritt,
Nimmt Kunst un Wetenschop di mit;
De kloke Mann is nu vergan
Gott gäve em selik Uperstan.

Die Namen sind ohne Ausnahme friesisch. — Es finden sich also im „Schimmelreiter" alle für die Charakterisierung des Volkstums in Frage kommenden Mittel, manche sehr vielseitig angewandt, manche erst im Keim.

Jensen.

Jensens „Posthuma", die uns zeitlich noch wieder um sechzehn Jahre zurückführt, brachte in dieser Hinsicht noch gar nichts; denn die alten Wikinger, von denen die Steens abstammen, sind ein ziemlich nebelhafter Begriff. Auf ganz eigenartige, wenn auch phantastische Weise sucht Jensen jedoch die Wirkung des Meeres auf seine Gestalten, das enge Verhältnis zwischen Mensch und Natur zur Darstellung bringen. Vom alten Steen sagt er: „Ein wilder Hochmut lag in dem trotzigen Gesicht des Alten; seine Nüstern bebten wie die des Pferdes, das den heranschleichenden Todfeind wittert und sich zum grimmigen Vertilgungskampf rüstet. Es war, als sei die Wut des Orkans ihm verwandt," und von Posthuma: „Je mehr P. auf die höher steigende Flut lauschte, je höher fühlte sie ihren Mut. Wie in der alten Sage die Kraft in die Glieder der kämpfenden Riesen emporstieg, so wuchs mit der aufrauschenden Flut der Strom des Blutes, der kühn aus dem Herzen ihre Adern füllte, sie fürchtete den Kampf nicht, sie begehrte ihn." — Einen bedenklichen Höhepunkt erreicht diese Anpassung in der Gestalt Jork Geerkens, des Riesen in den „Versunkenen Welten". Es macht den Eindruck, als wären seine Züge „aus Bestandteilen der Dünen zusammengesetzt". Sein Haar ist „schneeglänzend und fast augenblendend wie eine Möwenbrust in der Sonne". „Seine gewaltigen Nüstern im Heben und Senken erinnern an den Wechsel der flutenden und ebbenden See." „Wie der Ton des Windes, der über das Wasser murrt, kommt es von seinen Lippen." „Einem Wellenschlag ähnlich fliegt das Blau seiner Augen in das Gesicht des Fragenden empor." Dieses eigentümliche Verfahren hat Jensen auch später nicht aufgegeben, als er bedeutend mehr auf das Volkstum achtete [106]). Für seine Küsten- und Inselnovellen bilden die „Versunkenen Welten" einen bedeutsamen Wendepunkt. Das Nordische fängt an, die Oberhand zu gewinnen. Wohl hat Edouv Holding, die Friesin, sich vom Pastor von den schönen griechischen Göttern erzählen lassen und träumt sich oft zu sonnigen Gestaden, so daß die neblige Heimatküste ihren Augen entschwindet, aber die nordische Mythologie überwiegt doch stark, besonders im zweiten Bande, wo die wunderliche Gestalt Jork Geerkens immer mehr hervortritt. Er hat einst König Abel am Milderdamm erschlagen und lebt, irrsinnig geworden, in dem Wahn, an seinem hundertsten Geburtstage nahe der Weltuntergang, wie ihn die Edda erzählt. Er rüstet für diesen

Tag ein ungeheueres Schiff, in dem er als Widar Lif und Lifthrasir retten wird, die sich unter dem Weltenbaume bergen. Er glaubt sie in Edouv und Hemmo Hemmen zu finden bei der großen Flut und rettet die beiden. Wodan und Ran, Holda und Baldur, Latona und Venus werden angerufen oder spielen in Vergleichen eine Rolle; und „wunderlich mischen sich die alten und die neuen Götter" auf der Zunge Roluf Ulferts, der Wikingerblut in den Adern fühlt, aber dem Priesterstande angehört und doch die alten Götter nicht zu vergessen vermag. Als am Vorabend des Petritages die Friesen die Biikenfeuer entflammen und mit dem Ruf „Wodn' ke tjere"! um die Flamme springen, sagt er ihnen, daß es ein alter Brauch sei und nur die Torheit ihm einen neuen Namen gegeben habe. Daß auch die Johannisfeuer eigentlich Sonnwendfeuer sind, kommt an anderer Stelle zur Sprache (II. B. S. 37). Aus dem Volksaberglauben tauchen der Gonger, der Klabautermann, der Wassermann auf, ohne aber wie bei Storm lebendig zu werden. Edouv Holding besitzt dieselbe Verwandtschaft mit dem Meere wie Posthuma. Der Sturm wühlte in ihr „das Friesenblut" auf, „das nach Gefahr trachtet." Es ist merkwürdig, daß Jensen, der in diesem historischen Roman so vielerlei Bestandteile ohne technische Schwierigkeiten verband, in der „Heimkunft" dem Aufenthalt Jan Harrings auf Amrum und der Hallig so lange direkt charakterisierende, mit der Handlung nur lose verknüpfte Partien über die Friesen im allgemeinen, die Tracht und Gestalt der Frauen, über Sitten und Bräuche und die Halligleute im besonderen voranschickte. Allerdings kommen verschiedene Charakterzüge anschaulich zur Darstellung. Gut gezeichnet in seiner Wortkargheit, Verschlossenheit und doch bieder treuherzigen Gesinnung ist der Schiffer, der Harring nach Amrum fährt. „Sie haben alle noch etwas vom Radbodschen Heidenblut in sich," sagt der Pastor von seinen Friesen. Wie ein Rausch überkommt es sie, als die Sturmflut naht; „friesische Augen waren's, die mit einem Aufflackern von Stolz und Zärtlichkeit die tosende Anmeldung der alten Todfeindin, der Herzensfreundin, der Sturmflut begrüßten." Pidder Tamen sieht man „eine Verkörperung menschlichen angeborenen Freiheitsgefühls an." Die Umständlichkeit, mit der Jensen die Augen und Haare seiner Gestalten beschreibt (eine außerordentliche Fülle von Vergleichen steht ihm dafür zur Verfügung), kommt hier charakteristisch zur Geltung[107]). „Seine (Pidder Tamens) Augen waren wie die Farbe eines dunkelblauen

Meerwassers, wenn es, in windloser Sonnenstille liegend, leis glimmernde Strahlen ausschickt." Wenn er sich freut, „so glimmt etwas darin wie das Meerleuchten einer Herbstnacht." Biena Fredden ist viel realistischer gezeichnet als die Mehrzahl der Mädchengestalten Jensens; sie geht in Männerkleidung und schweren Schifferstiefeln auf der Hallig und im Schlick umher, aber auch sie trägt märchenhafte Züge: in ihren Augen erzeugt die Sonne ein eigentümliches Lichterspielen; deshalb erscheint sie Harring wie eine Meerfrau. Bei der Hochzeit nimmt sie sich in der fremdartigen stolzen Friesentracht aus wie eine Königin. Wie alle Halligleute, hängt sie mit Ehrfurcht und Liebe am Pastor. Ganz anders als Biernatzki, der sich selbst in Hold gezeichnet hatte, d. h. so wie er zu sein wünschte, hat Jensen seinen Halligpastor geschildert. Er ist zwar auch der Trost der Sterbenden und Hinterbliebenen und überaus genügsam und arm, er flickt sogar eigenhändig seine Kleider, doch er ist ein Halligkind und hat nur studiert, weil er um seiner körperlichen Schwäche willen nicht Schiffer werden konnte. Sobald er in Erregung kommt, spricht er Platt- und nicht Hochdeutsch, und wenn Gefahr im Anzuge ist, kommt hinter dem Theologen der Friese zum Vorschein. Der Sturmflut trägt er friesischen Trotz entgegen und meint, solange Gott es zulasse, müsse man die Arme brauchen, sich selbst zu helfen; als dann die Flut vorüber ist, reut es ihn freilich etwas, und er betet: „Vergib uns unsere Schuld, wenn wir uns vermessen, ohne deine Hilfe zu bestehen." Auch predigen läßt Jensen ihn über Christus auf dem Meere, aber seine Auslegung des Textes deutet er nur an. Sie ist orthodox, aber dem Halligmilieu angepaßt. Trotz zahlreicher Ungeschicklichkeiten hat Jensen hier zweifellos ein ganz glückliches Bild vom Halligleben gegeben. Auch auf die Lebensweise hat er geachtet. Der „Gonbras" wird gegessen und dem Gast zu Ehren ein Teepunsch gebraut. Dem Pastor hat er in Roluf Brams in „Auf Fanö und Manö" noch einen Nachfolger gegeben; der ist auch ein Friese und hat eine Fischerstochter zur Frau und ist gegen den Aberglauben, der noch auf der Insel herrscht, duldsam; er achtet ihn als Sitte der Väter. In Sage und Volksaberglauben herrschen die alten friesischen Götter hier allein, die antiken Reminiszenzen sind geschwunden, selbst aus den Vergleichen. Das blondhaarige, blauäugige Friesentum stellt Jensen in diesem Romane besonders in den Vordergrund. Edina Volkleffs, die Heldin der

Geschichte, hat Haare, deren Farbe dem Gefieder des Pirols gleicht. Sie gehört zu den träumerischen, schlafwandelnden Mädchengestalten Jensens.

Detlev von Liliencron.

Ein Mädchenbild von ganz eigenartigem Liebreiz hat Liliencron in „Greggert Meinstorff" gezeichnet. Von einer ausführlichen Charakterisierung des Volkstums kann natürlich in den kurzen Skizzen keine Rede sein. Silk ist ein wunderbares Gemisch von Friesin und mongolischer Rasse, hat eine reizend schlanke Gestalt, ein blasses, schmales Gesicht mit gerader Nase und ein wenig schiefliegenden dunkelbraunen Augen, die wie zwei schwarze Monde zwischen den weißen Liderwolken liegen. Das Haar von echt flachsköpfig frischer Farbe ist glatt nach beiden Seiten gestrichen.

Dietrich Theden.

Ein echtes Friesenkind ist dagegen die Tochter des Friesenpastors in Dietrich Thedens Roman „Der Friesenpastor": „schlank und voll, dabei blühend gesund und doch mit dem eigenartig zarten Teint der blonden Nordländer", die blauen Augen groß und strahlend, in jeder Bewegung des jugendlichen Körpers Leben gewordene Anmut. — Theden hat in diesem Roman die Friesen in breiter Masse charakterisiert in ihrem Verhältnis zum Pastor. Dieser wird von einem rachsüchtigen Glied seiner Gemeinde eines Mordes bezichtigt, und gegen ihre bessere Überzeugung um des Augenscheines willen müssen seine Friesen gegen ihn zeugen. Von ihrem Schwur ist der Pastor, der felsenfest an ihre Treue und Wahrheitsliebe glaubt, so überwältigt, daß er an seiner eigenen Zurechnungsfähigkeit verzweifelt und trotz seiner Unschuld ein Schuldbekenntnis ablegt. In dem Prozeß kommt zwar das Verhältnis des Pastors zur seiner Gemeinde und die biedere Treuherzigkeit der Friesen zur Geltung, aber die Charakteristik der Friesen ist in der Hauptsache dem Verteidiger des Pastors und dem Staatsanwalt nach der Freisprechung in den Mund gelegt[108]). Thedens Hauptinteresse lag wohl auch in der Schilderung des Kriminalverfahrens. Nicht viel besser ist ihm in der hier in Betracht kommenden Richtung sein Roman „Um deutsche Art" gelungen, der auch einen etwas sentimentalen Anstrich hat.

Fr. Jakobsen.

Außerordentlich vorteilhaft zeichnet sich durch seine Darstellung des friesisch Volkstümlichen Friedrich Jakobsen aus, der selbst

aus Emmelsbüll stammt. Er scheint bewußt den von Storm eingeschlagenen Weg weiterbeschritten zu haben, doch hat er noch mehr kleine, scheinbar unbedeutende Züge in „Niflheim" zusammengetragen, die zugleich das Volkstum charakterisieren und daneben eine ganz bestimmte Aufgabe in der Erzählung erfüllen.

Der am Alten haftende Ludolf Nissen, der im Bebauen des Bodens, im freien Bauerntum das Heil des Volkes und die Grundlage des nationalen Wohlstandes sieht, bewohnt seinen alten friesischen „Hauberg", der dem jungen Olaf, der auf der landwirtschaftlichen Schule gewesen ist, ein Dorn im Auge ist wegen der wenigen engen Stuben. Den Hauptraum des Gebäudes nimmt der daranschließende niedrige Stall ein, der mit unter dem hohen spitzen Strohdach liegt. Graue Steine rechts und links vor dem Hause dienen zum Sitz des Gesindes. Neben den roten Backsteinmauern gibt noch der Brunnen mit dem hochragenden Querbalken dem Hause sein charakteristisches Gepräge. Über der quergeteilten Haustür lehnt einmal Jakob Kleier und sieht in den regnerischen Novembertag. Annemarie Nissen schleicht am Krückstock in den unbewohnten, deshalb ungeheizten Pesel, wo die großen Truhen stehen; dann liegt sie im Wandbett und sieht Stunde für Stunde zu, wie das Feuer den Torf im Ofen verzehrt. In der großen Gesindestube auf dem Hauberg wird Spinnstube gehalten; denn Ludolf Nissen hält auf die alte Sitte. Knechte und Mägde, die einen, um Strohseile zu drehen, die anderen, um zu spinnen, kommen da zusammen. „Dort bullerte ein Torffeuer im Ofen, und die Petroleumlampe dunstete ein wenig", aber so war es gemütlich. — Der fortschrittlich gesinnte Müller dagegen hat ein Haus mit Ziegeldach und vielen Stuben. Er trägt gegen die Friesensitte einen kleinen grauen Schnurrbart; Ludolf Nissen ist glatt rasiert. Des Müllers Tochter Elke ist feiner als die anderen Mädchen; ihre Mutter war aus der Stadt, und sie selbst ist lange in Flensburg gewesen; trotzdem hängt sie fest an der Marsch. Charakteristisch ist der Ausspruch, daß sie nicht ohne Land gefreit sein möge [109]). Besonders gelungen ist die Schilderung des Erntedankfestes in der Kirche. Da sitzen die Marschbauern breit und behäbig, schwer und zäh wie die Scholle ihrer Heimat und erwarten ein tröstliches Wort aus des Pastors Munde über den Segen der Marsch. Sie erwarten auch eine Ermahnung zum rechten Gebrauch des Geldes; denn das gehört zur Ordnung; „aber darin lag doch die Anerkennung, daß sie wirklich Geld *hatten*". Dann redet der

Pastor von den ernsten Zeiten, der hochkommenden Industrie, und damit sind sie nicht zufrieden; sie finden, die Predigt paßt nicht in die Marsch. An einzelnen Gestalten treten noch besonders hervor der listige Krugwirt Anton Mark mit seiner Frau Pennine, ferner ein humoristisches Kleeblatt, Jakob Kleier und Andrees Bootsmann, deren wirkliche Familiennamen längst vergessen sind, und Franz Feigenspan, Küster, Schneider und Totengräber in einer Person. Andrees Bootsmann sagt zum Pastor, für den er zehn Pfund Tabak von seiner Fahrt mitbringen soll: „Js all gaud. Wer ken Fru hätt, de möt smöken, darbi vergeiht de Tid", und Jakob Kleier meint verständnisvoll, als der Pastor vergebens Frieden zu stiften sucht in der Gemeinde: „Ik glöv, Preester speelen, dat is bald so swor als Kleien". „Unser Herr Pastor muß wirklich wieder eine Predigt for die Teepünsche halten", erklärt Franz Feigenspan, als der Zuspruch bei Anton Mark im Krug gar zu eifrig wird. So hat jeder seine besondere Ansicht von den Leiden und Freuden und Pflichten ihres Pastors. Sie alle haben freien Zutritt bei ihm und brauchen sich nicht erst melden zu lassen; aber Sonnabends sind sie rücksichtsvoll: „He möt up de Predigt liehren", sagen sie. Große Freiheit des Verkehrs herrscht auch zwischen Dienenden und Dienstherrn. Die Bauern nennen sich untereinander du, ein Standesunterschied besteht zwischen Bauer und Tagelöhner. In einem ist die Gemeinde ganz einig, im Haß gegen den Jüten. „Was wir Friesen sind, da kömmt nix vor, bloß der Lenzmann, dies sleichende Laster!", sagt Feigenspan zum Pastor. Er ist schon wegen seiner Unsauberkeit, die für ein Kapitalverbrechen bei den Friesen gilt, verfehmt. „Sie nennen es Narrheit, über die Fennen zu laufen, wenn man nichts zu ernten hat", das weiß der Pastor wohl, hat aber trotzdem täglich seine Freude dran. Er ist etwas zu weich für die hartköpfigen, nüchternen Friesen; nur mit dem Deichvogt versteht er sich. Dieser steht wie Hauke Haien über der Menge und gilt für einen besonders guten Kopf, vor allem wegen seiner Fähigkeit im Rechnen. Er dient mit der Eindeichung des neuen Kooges einer Idee, deren Nutzen sich erst an Kindern und Kindeskindern zeigen soll. „Ich reiße das Land dem Meere aus den Zähnen, und es ist ein Werk, wobei man wagt." Neben dem Pastor ist er der einzige im Dorfe, der nicht trinkt. „Sie tun es alle," sagt Annemarie, „die Luft muß wohl dran schuld sein." Peter Punsch wird der Müller deshalb genannt, und nach der grausamen Friesen-

sitte, die nicht nur die Schwäche des einzelnen in einem Beinamen ausdrückt, sondern diesen auf die Kinder überträgt", muß Elke „Elke Peter Punsch" heißen, ihr droht sogar „Elke Peter Brandstifter".

Wie Storm gibt Jakobsen ein Bild von den ortsüblichen Sitten und Gebräuchen, die sich an Familienereignisse oder Feste anschließen, vom Erntetanzfest im Trichter, von dem Begräbnis Annemariens, bei dem alle alten Bräuche beobachtet werden von der Parentation im Sterbehause, wo die sechs großen Kerzen brennen mit Trauerflor, die nachher mit silbernen Namensschildern in die Kirche kommen, bis zum „Erdbier", wo es Weinsuppe mit Rosinen, Schinken und Weizenbier gibt. — Statt des Weihnachtsbaumes brennt eine Julkerze mit Flitter. Das Sonnwendfest wird für die Feierlichkeiten gewählt, weil die Vorväter an diesem Tage ein Feuer anzündeten und durch die Flamme sprangen. — Überall lugt der Aberglaube noch hervor. Ehe Annemarie stirbt, spökelt es vor. Im Pesel tickt die Totenuhr. „He het dat mit de Unrauh, de Fru treckt em", sagen die Leute vom Deichvogt. Naiv glauben sie an das, was Franz Feigenspan, der Spökenkieker, der sich mit seiner absonderlichen Begabung gern wichtig macht, gesehen haben will. Ludolf Nissen greift in der nebligen Mondnacht vor sich in die Luft, er glaubt, seine Frau gehe um. Olaf und Elke sind darüber hinaus. Sie glauben nicht an den Irrwisch; „das sind Dünste", sagt Elke weise. Auch der Pastor ist nicht engherzig. Er läßt Stine auf den Hauberg zur Spinnstube, da mochte sie sich hernach fürchten vor Niß, Puck, Alraun und Elf; er bleibt daheim bei seinen Sagen der norddeutschen Tiefebene. In seiner Predigt knüpft er an den Volksglauben an, daß der Deich ein Lebendes fordere, und rät, den alten Haß hineinzusenken. So wird der Aberglaube auch für die Person des einzelnen zur Charakteristik verwertet; bisweilen tritt er bei Jakobsen, wie auch die Sage in den Dienst der Stimmung, doch mehr in „Hans im Glück" als in „Niflheim". Weit mehr als bei Storm rückt der Dialog des niederen Volkes und damit das Plattdeutsche in den Vordergrund. Feigenspan hat für sein Messingsch vielleicht etwas bei Onkel Bräsig gelernt.

Thusn. Kühl.

Viel weniger tief ist Th. Kühl in die Volksseele eingedrungen. Sie ist am besten zu Hause in dem Kreis von gebildeten wohlhabenden Bauern, Volksschullehrern und Pastoren in den Eider-

stedter Dörfern und auf den Marschinseln, also den Gegenden, die das Friesische schon mehr abgestreift haben. Das Hauptgewicht liegt bei ihr auf der psychologischen Analyse der Gebildeten, vor allem ihrem Schicksal in der Liebe. Im Verhältnis der Pastoren zur Gemeinde interessiert sie viel mehr die persönliche Erfahrung; die diese dabei machen, als die Charakterisierung des Volkstums. doch weiß sie Bescheid über den Charakter der Friesen wie über die landesüblichen Bräuche und Feste. Die Ablehnung alles Fremden macht sich besonders stark bei ihr geltend, so in „Um Ellwurth" und die gefährliche Neigung der Friesen zum Trunke in den „Leuten von Effkebüll". Der „Lehnsmann von Brösum" kann seine Verwandtschaft mit Hauke Haien nicht verleugnen; aber noch weit stärker als Jakobsen in „Niflheim" betont Th. Kühl sein Wirken für die Heimat, sein Eintreten für das Bauerntum und die alte Zeit. Sie strebt etwas zu deutlich nach Heimatkunst, nicht durch Darstellung des Volkstümlichen, sondern durch die Reden von der Liebe zur Heimat, die sie ihren Personen in den Mund legt. So Hauke Rievers: „Und ich rufe wehe und zehnmal wehe über die, die leichtsinnig von ererbter Scholle wandern. Unsere Kraft liegt hier, im heimischen Boden." Ein Spökenkieker und eine hellseherische Alte finden sich im „Lehnsmann" zwar auch, aber sie sind etwas gewaltsam hineingesetzt. Vom Gonger und vom Stademwüffke wird beim Spinnen auf der Hallig („Um Ellwurth") erzählt; die Rungholtsage taucht verschiedentlich bei Wattenmeerfahrten auf, auf Martje Flors[110]) Gesundheit wird getrunken, und im „Haus im Grunde" hat Th. Kühl allerhand Volksaberglauben und Sagen in kleinen Erzählungen aufleben lassen, aber an die bewußte Kunst in der Darstellung des Volkstums, wie sie sich geltend macht im „Schimmelreiter" oder „Niflheim", reicht sie nicht heran.

Joh. Dose.

Die für alle in der Gegenwart spielenden Romane und Novellen so wesentliche eigene Kenntnis und Beobachtung des Volkes fällt fast ganz fort für die historischen. Quellenstudien müssen sie ersetzen. Darauf waren Dose und Johannsen für ihre Romane angewiesen. Aber dieselben Mittel stehen ihnen zur Charakterisierung des Volkstums zu Gebote, d. h. soweit die Quellen nicht versagen. Auch Dose hat zweifellos von Storm gelernt. Der äußeren Erscheinung wendet er indessen mehr Aufmerksamkeit zu.

Etta, die Heldin im „Kirchherrn von Westerwohld", ist ein echt friesischer Typus mit großen blauen Augen, roggengelben nach Landessitte am Gürtel festgebundenen Zöpfen, frischem, weiß und rosigem Gesicht, großer kräftiger, doch schlanker und biegsamer Gestalt. Der Kirchgang gibt Gelegenheit, Männer und Frauen in der Landestracht vorzuführen, ein Kaland (eine Sitzung der Geistlichen der Insel), alte Sitten und altes Recht zur Darstellung zu bringen. Ein Abend in der Spinnstube auf der großen Diele im Pastorenhause gibt ein Bild von dem eigenartigen Bau der friesischen Häuser, den Sitten der Spinnstube mit Liedern, Wechselreimen und Tanz. Auch ein alter Sagenerzähler ist da, der von Wessel Hummer, dem Königsmörder, und von der Rungholtsage berichtet. Der Deich fordert auch hier ein Lebendes, und das hineingeworfene Hündlein wird auch hier glücklich gerettet. Die Flut wird vor ihrem Eintreten von Hertje prophezeit wie im „Schimmelreiter" von Trin Jans. Während Storm der Chronik nur ein paar kleine Züge entnahm, hat Dose von alten Chroniken viel stärkeren Gebrauch gemacht [111]). Dies Verfahren macht einen etwas störenden Eindruck im Zusammenhange der Erzählung. Mindestens ebensosehr als auf Charakterisierung des Volkstums im allgemeinen, ging Dose darauf aus, die Üppigkeit und den Leichtsinn der Westerwohlder, auf die als Strafe die Sündflut folgt, zur Darstellung zu bringen. Den Chronikstil hat er durch den ganzen Roman beibehalten und eine dem Jahrhundert entsprechend mit zahlreichen Fremdwörtern durchsetzte Sprache gewählt. Über die Sagen, die er seinem Roman „Vor der Sündflut" zugrunde gelegt hat, habe ich bereits gesprochen [112]).

Anton von Perfall.

Ein technischer Fortschritt macht sich auch in den neuen Halliggeschichten bemerkbar. Wenig noch bei Perfall. Aber die energische Ablehnung des in ihre Mitte sich eindrängenden Elementes, die allen Friesen (Marsch-, Insel- und Halligfriesen) so eigentümlich ist, macht sich in seinen beiden Erzählungen, in „Stevens Werft" und der „Hexe von Norderoog", lebhaft geltend, ebenso in „Stevens Werft" der Glaube daran, daß der tote Harold sich an seiner treulosen Braut rächen werde. Der Brief, den Jürgen Jette unterschlägt, wird ihm gebracht, als er mit ihr nach ortsüblicher Sitte auf den Jahrmarkt nach Föhr gefahren ist. In der „Hexe von Norderoog" wird gleich zu Anfang ein Aufsitz in der Spinnstube vorgeführt.

Lars erzählt Nizam in dem alten Pelwormer Turm, wo sie es sich behaglich gemacht haben, von Kressen Jakobs Söhnen, die hier draußen das Meer beherrschten, und von Kort Wittrich, dem letzten der Seeräuber, dem Schrecken aller Inseln des Nordmeeres. Das sind aber mehr oder weniger nur ausschmückende oder stimmunggebende kleine Züge, von Milieu- oder Heimatkunst ist nicht die Rede.

Max Geißler.

Den besten Beweis, daß Milieustudien allein nicht genügen, sondern daß auch eine eingehende eigene Beobachtung des Volkes Bedingung ist für eine lebensvolle Dichtung, gibt Max Geißlers Halligroman. Gegen die technische Einarbeitung des Volkstümlichen kann man kaum einen Einwand erheben. Alles, was das Halligleben an Alltäglichem und Besonderem bietet, die auf Werften erbauten Häuser mit den Fethingen und Gärten, den Zimmer- und Wandbetten und mit Kacheln ausgelegten Wänden; der tägliche Tee und die große Herbstfahrt nach Husum; die Erwerbsmöglichkeiten, die sich den Halligleuten bieten, das Seemannsleben mit seinen Gefahren, das Schlagen der Wildenten mit den Netzen, selbst das Sammeln der vom Meere ausgeworfenen Knochen für den Verkauf an den Lumpensammler, die für Todesfälle stets vorrätigen Särge, eine Hochzeit nach Halligsitte im alten friesischen Brautstaat, alles kommt vor und ist sorgfältig in die Erzählung verwebt. Unter den Friesennamen hat Geißler die friesischsten gewählt: Eike, Binne, Lüdde, Hertje, Antje, Ocke, Sikke, Uwe sind vertreten. Zum erstenmal hat er die eigenartige Anrede der dritten Person, der sich die Halligfriesen bedienen, angebracht, allerdings nicht konsequent durchgeführt. Die alte Großmutter Klähn ist hellseherisch; bei Bonkens erscheint der Gonger; Binne Bonken läuft als kleines Kind an der Halligkante und ruft nach Stademwüffke; Uwe Nommsen, der Träumer, erzählt von der Meerfrau und Ekke Nekkepenn; von den Unterirdischen ist die Rede, auch die hübsche, kleine, alte Halliggeschichte vom „Licht der treuen Schwester“ [113]) wird eingeflochten, leider aber der Situation angemessen auf Braut und Bräutigam umgedeutet. Das ergibt hie und da ganz hübsche Szenen, vieles bleibt jedoch unlebendig; man vergleiche den Gonger hier mit der Erscheinung des Ertrunkenen in Storms „Hans und Heinz Kirch“! Vor allem sind die Halligleute nicht recht lebensvoll. Sie sind alle etwas schwärmerisch und sentimental, so nachdenkliche Leute, so starke und stille Menschen

wie bei Frenssen: Knudt Klähn, „der Mann mit den stillen Augen und dem Herzen vom ewigen Gleichklang selbst", Jochen Klähn mit „den blanken Augen", der so „stark und still" ist, Binne Bonken mit den „stillen blauen Augen", den „Traumaugen" und dem „stillen weichen Wesen". Sie reden und reflektieren viel zu viel über sich selbst und ihre Heimatliebe. Die sonst so wortkargen Friesen halten langatmige, enthusiastische Reden und bedienen sich dabei einer überaus gewählten, bilderreichen Sprache, die zuzeiten geradezu pathetisch klingt. „Die blauen Leinenblüten solltest du wieder in dein goldenes Haar tun, Binne Bonken! Wenn ich an dich denke oder von dir träume, dann trägst du sie immer und trägst auch den goldenen Gürtel"; so spricht Jochen Klähn zu Binne. Uwe Nommsen sagt zu Lüdde Lürsen: „Dann solltest du im Mittagslicht an der Kante laufen und nicht, wenn der Nachttau sich schon silbern auf deine Kleider legt." Geißler erstrebt Realismus durch Milieukunst und setzt solche idealisierte Menschen in das Milieu! „Sie (die See) formt die Menschen in ihrem Bereich, löscht die laute Freude auf ihren Lippen und legt auf ihre Stirnen den schweigsamen Ernst", sagt er ganz richtig; das kann sich aber ganz anders äußern, als er es darstellt. Einzelne sehr spärlich verstreute Sätze erinnern daran, daß die Halligleute unter sich nicht Hochdeutsch zu sprechen pflegen, und das hübsche kleine Weihnachtsgebet Jung-Jochens daran, daß die friesische Sprache noch nicht ausgestorben ist auf den Halligen.

Wilhelm Poeck.

In bezug auf Sitten und Gebräuche hat Poeck seinem Halligroman „Sinkendes Land" den breitesten Hintergrund gegeben. Eine ausführlich geschilderte Hallighochzeit, ein Begräbnis, Heuernte, Seehundsjagd, das alles zieht in bunten Bildern am Leser vorüber. Trotzdem hält Poeck es für nötig, noch aufklärende Partien über das Leben der Halligbewohner einzulegen; er gibt sie teils in Briefen Liane Lessings, teils aus dem Tagebuche des Dr. Landsberg; dadurch erhält der Roman stellenweise etwas Ermüdendes und Schleppendes. Das Bild, das Poeck gibt, ist überhaupt mehr breit als tief und kommt in den meisten Fällen durch das Medium Liane Lessing zur Anschauung, auf die sich ja neben Landsberg das Hauptinteresse konzentriert. In den Charakter des Halligvolkes ist Poeck nicht eingedrungen, vielleicht lag es auch nicht in seiner Absicht. Von Sagen

und Aberglauben bringt der Roman wenig; dafür sind zahlreiche kleine friesische und plattdeutsche Auszählreime, Wiegen- und andere Lieder eingelegt[114]). Das Plattdeutsche gebraucht er weit mehr im Dialog als Geißler. Harm Biesterfoots Reden enthalten neben viel Plattem auch einiges ganz Humoristische. In ihm ist die Neigung zum Trunke verkörpert, die auf den Halligen viel mehr verpönt ist als auf dem Festlande.

Wilhelm Lobsien.

Das Innenleben der Halligleute versucht Wilh. Lobsien darzustellen. Er versenkt sich in die kleinen Leiden und Freuden dieser eigenartigen, schweigsamen Leute mit dem engen Gesichtskreis, vor allem der Fischer, die er gern hinausbegleitet aufs Meer. Nirgends gibt er breite, ausführliche Bilder oder stellt er den Verlauf einer langen Handlung dar; er übt vorwiegend Stimmungskunst, mit Vorliebe Erinnerungskunst. Reden läßt er seine Leute selten und wenig, aber in einem in indirekter Rede wiedergegebenen Monolog läßt er die Gedanken, die Erinnerungen, die Entschließungen eines steifnackigen Friesen oder einer steifnackigen Friesin vorüberziehen. Dabei hat er sich eine ganz eigenartige Technik gebildet, die Vergleiche, die er wählt, dem Anschauungskreise der Leute zu entnehmen und ihrem schlichten, einfältigen Sinn anzupassen. Daß die Kapitäne ihre Seemannssprache aufs Land mitnehmen und sich beständig seemännischer Vergleiche bedienen, ist in den Romanen ein altes, beliebtes Verfahren[115]). Jensen liebt es, um den Leser andauernd den Einfluß des Meeres spüren zu lassen, seine Vergleiche in großer Zahl dem Meere zu entnehmen[116]); auch diesen Weg schlägt Lobsien ein, aber er geht über ihn hinaus dadurch, daß er solche Vergleiche für die Charakterisierung des Volkstums ausmünzt, z. B.: „Er stand still und ließ die Erinnerungen der vergangenen Zeit an sich vorüberziehen, Tag um Tag, Stunde um Stunde. Da war nicht eine, die froh und selig tanzte und lachte, nein, wie alte sturmmüde Fischer, die in schweren Seestiefeln nach harter Fahrt mühsam den Deich emporschleichen, so gingen seine Erinnerungen an ihm vorbei, schwer, dumpf, müde und traurig bis auf den heutigen Tag." — Auch Glauben und Aberglauben dienen der Stimmung. Wenn ein verirrter Seevogel draußen schreit und am Fenster vorüberrauscht, so blicken die Augen in Schreck und Grauen auf; denn so schreien die Seevögel, wenn einer in seiner letzten Stunde liegt, und wenn einer

von den Schiffern draußen bleibt, so kommt er jede Nacht nach Hause, bis der Grund ihn eingeschlickt hat. Ecke Nekkepenn, der Wassermann, lebt noch in der Phantasie der Fischer, und sie sehen Christus nicht nur leibhaftig auf dem Wasser, sondern er ruft, sie heimzuholen (Seeruf). Gern stellt er die Halligleute in ihrem Verhältnis zum Pastor dar und diesen selbst. Mag Lobsien von Jensens „Heimkunft" oder von Holger Drachmanns „Schiff in der Kirche" eine Anregung empfangen haben für seine Halligpastoren; eigenartige Gestalten sind es zweifellos. In immer anderen Situationen tritt uns der Halligpastor entgegen, wie er sich müht, die Herzen seiner Gemeindeglieder zu gewinnen. Am besten ist eine Predigt an einem Sturmflutweihnachtsabend, die er hält, während draußen die Flut schon steigt. „Und dann begann er zu erzählen von dem Wandeln des Heilandes auf dem Wasser." Als Fischer, als Seemann tritt Christus ihnen da entgegen [117]), als einer von der Nordkante, der jedes Tief und jede Sandbank kennt, als einer, der Macht und Mut hat, das Steuerrad zu halten, der unbeirrbaren Mut, friedesamen Trost auch in der starken, ruhig milden Stimme hat, wenn er auf Friesisch zu ihnen sagt: „Wees man ei trong, we kame wel to Lönj!" [118]) Dann kommt die Springflut, und als Mensch unter Menschen kommandiert und rettet der Pastor, bis alles geborgen ist. Als letzter tritt er ins Haus, durchnäßt, mit leuchtenden Augen, wie immer, wenn er mit seinen Halligleuten ein schweres Werk vollbracht hat: „Habe ich es euch nicht gesagt: ‚Wees man ei trong, we kame wel to Lönj!'" — Auch die Schattenseiten fehlen aber bei Lobsien nicht. Er redet zu gern von heißen, durstigen Küssen und lechzenden Lippen, und die Herzen seiner Frauen und Mädchen schreien in Angst nach irgend einem Manne, nur daß es nicht wie in „Hilligenlei" der künftige Geliebte ist, sondern daß eine konkrete Gestalt dahinter steht. Das ist nicht friesisch volkstümlich, und „gesunde Heimatkunst" ist es auch nicht. Liegt bei den Landschaftsschilderungen die Gefahr, ins Manierierte zu fallen, vor, so läuft die Heimatkunst hier Gefahr, pathologisch zu werden.

Schlußbemerkungen.

Die vorstehende Untersuchung ist aus einer Seminararbeit über Biernatzkis „Hallig" entstanden. Die Äußerung von Rich. M. Meyer[1]), daß Biernatzki durch die Wahl des Themas die Fischerromantik angeregt habe, die von Th. Storm zu Pierre Loti führt, schien mir im Widerspruch zu stehen mit dem, was Th. Mügge im „Vogt von Sylt" (1851) sagt[2]), die armen Fischer und Lotsen von Helgoland seien 1825 noch kein Gegenstand für die deutsche Romantik gewesen. In der Zwischenzeit waren sie es also doch geworden. — Ich sammelte, was mir an Nordsee-, Küsten- und Inselgeschichten irgend zugänglich war, und habe das Gefundene mit der in der Einleitung begründeten Einschränkung zugrunde gelegt. Das Ergebnis ist folgendes:

In diesen Geschichten fließt zweierlei zusammen: erstens Dichtungen, die sich aus der Reiseliteratur entwickeln, und zweitens Dichtungen, die, mit der Romantik verwandt, der Landschaft einen breiten Hintergrund gewähren, die idealisierte Landschaft aber durch eine realistische zu ersetzen bestrebt sind.

Die Nordseeküste hat im 19. Jahrhundert zwei Blütezeiten erlebt, eine am Ende der ersten Hälfte, eine gegen Ende der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, letztere setzt sich bis in unsere Tage fort. Die erste ist hervorgegangen aus der Gründung der Seebäder; die Literatur liegt vorwiegend in den Händen Nichteinheimischer; in der zweiten Blütezeit bemächtigen sich Einheimische ihrer, doch herrschen sie nicht allein; neben der Heimatkunst steht die Landschaftskunst. In der ersten behaupten Helgoland und Sylt den Vorrang, in der zweiten die Halligen und die Strandmarsch. Die Helgoländer und Sylter Literatur bricht in der zweiten fast ganz ab; Halliggeschichten tauchen in der ersten auf, spinnen sich aber nur an einem sehr dünnen Faden fort. Von der Kindheitsgeschichte „Rhonghar

Jarrs" und einigen mißglückten Versuchen Willkomms abgesehen, taucht die Marsch erst mit dem „Schimmelreiter" auf.

Durch alle Reisebilder, Romane und Novellen ziehen sich landschaftliche Stimmungsbilder hindurch. In allen wird lokale Treue erstrebt, aber eine verschiedene Technik findet Anwendung. Die Charakterisierung des Volkstums vervollkommnet sich immer mehr.

Von deutscher „Fischerromantik" kann man, zumal in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, kaum reden. Das norwegische Fischerleben trat durch Henrik Steffens' Novellen „Die Familien Walseth und Leith" zunächst in den Gesichtskreis der Leser, ferner durch Mügges „Afraja" und „Sigrid, das Fischermädchen". Bei Helgoland ist es mehr das Lotsen- als das Fischerleben, das Darstellung findet. Soweit von deutscher Fischerromantik gesprochen werden kann, knüpft sie sich an Helgoland und geht damit in letzter Linie auf Anregungen Heinrich Heines zurück, unter dessen Einfluß alle Helgolanderzählungen mehr oder weniger stehen. Dieser Einfluß erstreckt sich sogar auf Storm und Jensen, die sich indessen bald davon freigemacht haben. Vielleicht hat auch das Aufsehen, das Helgoland machte, Biernatzki veranlaßt, zur Einkleidung seiner theologischen Auseinandersetzungen als „lockende Einfassung" eine Nordseeinsel zu wählen; auffallend ist sicher, daß er die „Hallig" erst fast zehn Jahre nach der Sturmflut schrieb, und daß sie nicht seine erste Novelle ist.

Setzen wir für „Fischerromantik" „Schifferromantik", so ständen Heinr. Smidts Seegemälde, Seemannssagen und Schiffermärchen voran.

Von Biernatzki zu Storm führt kein direkter Weg. Die Natur beider war zu verschieden, als daß sich Berührungspunkte hier hätten ergeben können. Biernatzkis Wirkung beschränkte sich wohl überhaupt auf religiöse Kreise. Daß die „Hallig" ins Dänische, Englische und Holländische übertragen wurde, gibt keinen Maßstab für ihre Beliebtheit in Deutschland ab. Durch die Sicherungsbauten auf den Halligen (seit 1896), vielleicht auch durch Trägers Schriften (1892), der ihn, wenn auch nicht beistimmend, zitiert, und durch das rege Interesse für Landschafts- und Heimatkunst scheint die Aufmerksamkeit neuerdings wieder auf Biernatzki gelenkt worden zu sein.

Das Wort Fischerromantik paßt für Loti sehr gut, nicht aber für Storm. Beide sind wohl auch nur über die norwegischen Dichter (Jonas Lie, Björnson, Kielland) miteinander verwandt. Diesen steht unter Storms Novellen nur eine Schiffergeschichte, „Hans und Heinz Kirch" nahe.

Anmerkungen.

Einleitung.

S. **1.** 1) Rich. M. Meyer, „19. Jahrhundert“ [2], S. 102 und Adolf Bartels, „Geschichte der deutschen Literatur“, II. Band, S. 195.

2) Literarisches Echo 5, S. 1402/03, „Von der Wasserkante“ von Otto von Schwerin-Berlin.

3) F. Melchior, „Heinr. Heines Verhältnis zu Lord Byron“, (Literarhistor. Forschungen, XXVII. Heft), sagt S. 96: „Daß der Deutsche von jeher für seine Wasserkante verhältnismäßig nur wenig Interesse gehabt hat, ist eine Tatsache, die namentlich auch in unserer Literatur deutlich zutage tritt.“

S. **2.** 4) Vgl. Holger Drachmann, „See- und Strandgeschichten“; (Reclam), ins Plattdeutsche übertragen von Otto Ernst als „Hamborger Schippergeschichten“; ferner „Strandnovellen“ von demselben dänischen Dichter, in Übersetzung 1879 erschienen, jetzt vergriffen. — Wilh. Holzamer, „Die Sturmfrau“, eine Seenovelle; Phil. Knieft, „Gesch. von der Wasserkante“ und „Neue Gesch. von der Wasserkante“; Luise Westkirch, „Gesch. von der Nordkante“; Kiesel, „Ebbe und Flut“; Joh. Jakobsen, „Ebbe und Flut“; Wilh. Jensen, „Flut und Ebbe“; Joh. Dose, „Vor der Sündflut“; Spielhagen, „Sturmflut“; Albert Johansen, „Nach der Flut“; Hugins, „Im Nebel“; Gustav Falke, „Der Mann im Nebel; Theod. Justus, „Strandgut“; E. v. Dinklage, „Geborgenes Strandgut“; Phil. Knieft, „Wind und Wellen“; Wilh. Lobsien, „Wellen und Winde“; Max Geißler, „Inseln im Winde“; Wilh. Lobsien, „Hinter dem Seedeich“; Ingeborg Andresen, „Hinter Deich und Dünen“; Fr. Spielhagen, „Auf der Düne“; Th. Justus, „Am Küstensaum“, „Im Watt“; Wilda, „Die Seebraut“; Schjörring, „Tochter des Meeres“; Madsen, „Die Tochter des Strandvogts“; Reinh. Ortmann, „Die Halligrose“; Max Ring, „Die Rose von Sylt“; Heinr. Smidt, „Meeresstille und hohe See“ („Röschen vom Kliff“), „Das Mädchen von Norderney“ in den „Strandgeschichten“ von Marie Kayserling; Franz Dingelstedt, „Das Mädchen von Helgoland“.

5) Vgl. Pauls Grundriß [1], III. Band, S. 871. Beide sind allerdings Anglofriesen.

S. **3.** 6) Vgl. Pauls „Grundriß“ [1], III. Band, S. 848.

7) Vgl. „Deutsches Land und Volk“, Heft 1, Die Nordsee, S. 58.

8) Im Inhaltsverzeichnis sind sie mit „D“ oder „F“ versehen.

S. **4.** 9) Vgl. Pauls „Grundriß“ [1], III. Band, S. 807, 844—49.

10) „Am Küstensaum.“ — „Aus mit der Ebbe.“ — „Auf heimischer Erde.“ (Reclam.)

11) „Runensteine."

12) „Gesch. von der Nordkante."

13) „Strandgeschichten."

14) „Aus dem Seeleben", „Aus der guten alten Zeit", Gesch. von der Wasserkante.

15) Vgl. zum Folgenden die Aufsätze und Notizen von Adolf Bartels, Deutsche Heimat 5, 1, S. 1/8, 33/39; Kunstwart, 13. Jahrgang, 6. Heft, 14. Jahrgang, 4. Heft, 16. Jahrgang, 20. Heft.

S. **5.** 16) Kunstwart 13, 6.

17) Vgl. Lanson, „Hist. de la Littérature française", S. 1029.

S. **6.** 18) Kunstwart 13, 16.

19) Deutsche Heimat 5, 1.

20) Rainer Maria Rilke sagt in seiner Monographie „Worpswede" sehr hübsch von den Worpswedern: „Sie empfinden Menschen und Dinge im stillen Nebeneinander als Erscheinungen derselben Atmosphäre."

S. **7.** 21) A. Sauer, „Literaturgesch. und Volkskunde". Prag 1907.

22) Ebenda.

23) Einleitung S. III, bei Müllenhoff a. a. O.

S. **8.** 24) 1895[8].

Erstes Kapitel.

S. **9.** 1) „Beobachtungen auf einer Harzreise", von E. A. W. Zimmermann. — „Reisen nach dem Riesengebirge", von J. T. Volkmar. — Vgl. auch zum Folgenden A. Biese, „Die Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit", 2. Ausgabe, 1892, S. 355 f. und L. Friedländer, „Uber die Entstehung und Entwicklung des Gefühls für das Romantische in der Natur" 1873.

2) „Jukunde", „Die Inselfahrt."

3) Vgl. F. Melchior, a. a. O. S. 95 ff.

S. **10.** 4) Heinr. Heines sämtliche Werke, Hamburg, Hoffmann & Campe, 1867, S. 151.

5) Tagebuch von Helgoland.

6) Vgl. auch A. Biese, „Die Poesie des Meeres und das Meer in der Poesie". Preußische Jahrbücher 1897, S. 279—301.

7) Vgl. im zweiten Bande des „Irdischen Vergnügens in Gott", Ausgabe von 1737, S. 290 f. Er malt sich aus, wie es aussähe, wenn man das ganze Meer ausschöpfte:

Jeder Tropf der weiten See
Zeiget Gottes Macht und Höh' —;

ferner verbreitet er sich umständlich über den Nutzen des Seesalzes:

Nichts zeigt deutlicher und besser
Gottes Lieb' und weise Macht,
Als daß er ins Seegewässer
Solch ein fruchtbar Salz gebracht.

S. **12.** 8) Herder war es übrigens bei seiner Reise durch die Ostsee ganz ähnlich ergangen. Vgl. Journal meiner Reise, 1769, Suphan, 22. Band, S. 233 f.

Er gedenkt auch der griechischen Götter und Dichter auf seiner Seefahrt. Er versucht die griechische Mythologie aus dem Seefahrerleben der Griechen zu erklären. „Auf dem Meere muß man nicht Gartenidyllen und Georgica, sondern Romane, abenteuerliche Geschichten, Robinsons, Odysseen und Äneiden lesen."

9) Das Zitat, das aus Wienbargs „Holland in den Jahren 1831/32" stammt, fand ich ganz bei Proelß, „Das junge Deutschland", S. 403. Für „Kern meines Wissens" habe ich unbedenklich „Kern meines Wesens" eingesetzt. Wienbarg (oder Proelß) schreibt Schevelingen.

S. **13.** 10) Vgl. Melchior a. a. O. S. 113.

11) ebenda S. 107.

S. **15.** 12) Für die Biographie vgl. A.D.B.

13) Bereits 1812 hatte Heinr. Smidt denselben Stoff in einem kleinen Gedicht behandelt in Reinholds Hammonia, Hamburg 1812, abgedruckt in seinen poetische Versuchen (Hamburg 1825, bei Perthes & Besser). Hier teilt er unter dem Text die Sage mit, die er in seiner Novelle um eine sehr abenteuerliche und breite Vorgeschichte verlängert hat. Es scheint, daß die Sage damals in Deutschland noch wenig bekannt war.

Zweites Kapitel.

S. **16.** 1) S. 190/2.

2) In den Nummern CXVIII, CLXIX, LXXXI, CDLIII und CLXII.

S. **17.** 3) Vgl. A.D.B.

4) Paul Heyse hält ihn für einen voll ausgereiften, mit allen technischen Mitteln ausgerüsteten Künstler, der in der Immermannschen Epigonenzeit eine hervorleuchtende Stellung verdient hätte.

S. **19.** 5) Durch seinen Roman „Arnim Galoor" machte sich Starcklof in seiner Stellung im Kabinett des Großherzogs von Oldenburg unmöglich, weil er die Zustände einer kleinen Residenz zu schonungslos darin bloßgestellt hatte. (Vgl. Paul Heyse, a. a. O.)

S. **20.** 6) In den Seemannssagen und Schiffermärchen.

S. **21.** 7) In der „Fahrt nach Helgoland", 1839.

8) Vgl. Melchior a. a. O. S. 103; Lichtenbergs Briefe, herausgegeben von A. Leitzmann und K. Schüddekopf I, S. 159.

9) Föhr war natürlich damals noch dänisch.

S. **22.** 10) Vgl. einen Aufsatz über Helgoland von L. Meyer in der Deutschen Vierteljahrsschrift 1, 1854.

11) Z. B. Morgenblatt für gebildete Leser 1856, S. 790; „Norddeutschland", „Eine Reise von London nach Helgoland".

12) Über die Reiseliteratur im allgemeinen vgl. Proelß a. a. O. S. 333 und Rud. v. Gottschall, 19. Jahrhundert, 2. Band, S. 409 ff.

S. **23.** 13) Von der Deckens Buch über Helgoland war 1826 erschienen.

S. **24.** 14) Wienbarg gewinnt auch der Theorie über die Entstehung der Insel und der sagenhaften Vorzeit Helgolands Interesse ab. Er gab dem Tagebuche eine „antiquarische Zugabe" über das alte Helgoland bei, in der er

einen energischen, schon im Tagebuch selbst begonnenen Kampf gegen Lappenberg (Über den ehemaligen Umfang und die alte Geschichte von Helgoland, 1830), der auf Grund wissenschaftlicher Erörterungen den Sagenreiz der Insel zu zerstören trachtete, ausfocht. Wienbarg tritt für die Romantik der Insel ein.

S. **25.** 15) Die Familien Walseth und Leith, 1827.

16) Diese Auseinandersetzungen stehen in „Aus Waldeggs Tagebuche", im „Leben und Weben auf Helgoland".

S. **27.** 17) Noch eine Ergänzung bringt der Besuch beim Helgoländer Buchhändler, der die neueste Literatur über Helgoland vorrätig hat. Der Streit v. d. Decken-Lappenberg-Wienbarg wird erörtert und die Reihe um ein Glied vermehrt. W. hatte wieder einen Gegner in dem Hamburger Professor Wiebel gefunden.

S. **29.** 18) Im „Vogt von Sylt", erstes Kapitel.

19) Sonettzyklen auf Helgoland; vgl. Anm. 20.

20) Anastasius Grüns Sonettzyklen auf Helgoland sind zwar anscheinend erst in der Gesamtausgabe veröffentlicht, haben ihre Stelle aber vor dem Lenau gewidmeten Zyklus erhalten, gehören also wohl ihrer Entstehung nach in die Zeit um 1850. Auf Helgoland ereilte Anastasius Grün auch die Nachricht vom Tode Lenaus. (Vgl. die Einleitung zur Ausgabe von L. A. Frankl, S. L). Seine Darstellung der Helgoländer verrät eine viel idealere Auffassung als die der angeführten Schriftsteller und Dichter. Helgoland, das heilig Land, übt ein Priesteramt der Liebe durch Rettungsboot und Leuchtturm, bringt Hilfe in Nöten, Licht in Finsternissen (1, 2). Starr und regungslos lehnt der Lotse am Fallm, doch löst ihn der Sturm aus dem Bann; Hilferuf schreckt ihn auf und weckt in ihm Tapferkeit und Hilfsbereitschaft (1, 7). Wie am Brunnen die Eimer auf- und absteigen, tragen zarte Frauen schwere Lasten die Inseltreppe hinauf und hinab. Hochsinn und Dienstbarkeit, Tatkraft und Schwäche vereinen sich in ihnen. Sinnig drückt es die Kleidung aus. Das Leid verrät die schwarze Hülle des Hauptes; fürstlich schwebt um den Fuß die rote Purpurschleppe (1, 5). Das Meerfeienhafte an den Frauen bezaubert ihn. Wenn sie tanzen, versinken ihm die Wände des Raumes, die blanken Wogen steigen, und ein Meerschloß von Kristallen umgibt sie (1, 6). Zum Fallm wandern die Witwen auf Gräberbesuch. Das Meer ist ihr Friedhof, die Wellen sind Totenhügel. Ihr Lustgang führt zum Kirchhof, da ist Ankergrund für ihr Hoffen (1, 9). Auch ein zahmes politisches Sonett ist darunter. Kein Wappen, keine Landesfarbe verrät den Herrn der Insel. Sonntags steigt die britische Flagge am Mast empor zur Schande der Deutschen. Doch freut A. Grün sich der Macht und Ehre auch des fremden Volkes. Er beklagt das Schwinden der alten Sitte der Väter (1, 14). Ein Sonett ist einem Maler gewidmet, der eine schöne Helgoländerin geheiratet hatte, usw.; es sind also im wesentlichen dieselben Motive, die er wählt, wie Ed. Boas.

S. **31.** 21) In „Grenzer, Lotsen und Narren".

22) „Gesch. einer Bergung" in den „Lotsenerzählungen".

S. **32.** 23) Im ersten Band der Gesamtausgabe von 1877 (Berlin, Paetel) unter den Badenovellen.

S. **34.** 24) Vgl. S. 59 f. dieser Arbeit. Auffallend ist, daß hier wie dort der Standesunterschied illusorisch durch das Anlegen der landesüblichen Tracht aufgehoben wird, wie übrigens auch bei Th. Mügge im „Vogt von Sylt".

S. **36.** 25) Mir sind nur vier bekannt, die in „Deutsches Land und Volk", 1. Heft: „Die Nordsee" abgedruckt sind.

26) In Anastasius Grüns Helgoländer Sonette scheint etwas von dem Schatten, den die Krankheit des Freundes auf sein Leben warf, etwas von der düsteren Lebensauffassung und Naturbeseelung Lenaus übergegangen zu sein. Wie ein umflorter Sarg erscheint die Insel ihm (I, 1). In der Dämmerung gleicht sie einer Todgeweihten im Sterbeschleier, im Nebel einem Opfer im Opferkleide. Die milde Nacht wirft flatterndes Mondlicht in blanken Streifen, Sterbelinnen gleich, darüber und entzündet am Himmel die Sterne, daß sie als Trauerkerzen leuchten in der Grabkapelle (I, 15). Alles auf der Insel tönt dasselbe Lied: Vergänglichkeit. Die Vögel rasten nur und ziehen weiter, die Wellen rauschen vorüber, die Wolken eilen über die Insel, die Winde brausen durch die Lüfte die Nebel zerrinnen, die Segel entwallen, die Möwe kreischt: von hinnen. Der Stein zerspringt, der Fels zerfällt (I, 12). Rote Steinchen rieseln nieder in die Fluten, als ob ein Sterbender verblute. (Ein vollkommen Lenausches Bild.) Baumlos, windversengt, öd ist die Insel, wild, unbezwinglich, unwirtbar das Meer. Gleich fortgeschwemmten Särgen schwanken Schiffsrümpfe mastlos und schwarz auf den Wellen. Ein dunkler Vorhang, undurchdringlich rollt die Welle, das Grauen der Tiefe zu verbergen (2, 1). Wie bei Lenau spiegeln sich alle Eindrücke gleichsam auf einem dunkeln Grunde bei ihm. Manche seiner Vergleiche würden passender sein für die weltverlorenen kleinen Halligen als für das von Tausenden besuchte Seebad, z. B. „Hort der Einsamkeit", „Inselland der Ruhe". Charakteristisch tritt seine eigentümliche Auffassung der Nordsee und Helgolands in folgenden Versen hervor:

Fürwahr, der düstre Fels in Meeresmitten,
Ein Ort ist's, recht zu denken dieses Toten,
Und solcher Kunde könnt ihr bessern Boten
Als sein geliebtes Meer wohl nicht erbitten.

Dies Nordmeer, das umwölkt von Trauerschleiern
Mit Klaggestöhn scheint seinen Tod zu feiern . . .

(Aus dem Sonett auf Lenaus Tod.)

27) J. B. Dernburg, „Ein Berliner auf Helgoland", 1896.

Drittes Kapitel.

S. **38.** 1) Vgl. über den Landschaftsroman H. Mielke, „Der deutsche Roman des 19. Jahrh.", S. 207 ff.; ferner Siegm. Schultze, „Entwicklung des Naturgefühls in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts", S. 168 f.; vgl. auch Alfr. Biese a. a. O. (1. Kap., Anm. 1).

2) Max Ring, Th. Mügge, Westermanns Monatshefte, 14. Band (1863).

S. **39.** 3) Uwe Jens Lornsen, 1793 in Keitum auf Sylt geboren, hatte 1816—1820 in Kiel und Jena studiert, war 1821 in Kopenhagen Sekretär der schleswig-holsteinischen Kanzlei und 1830 Landvogt von Sylt geworden. Seine

Schrift „Über das Verfassungswerk Schleswig-Holsteins" veranlaßte 1830 seine Gefangensetzung. 1832 aus der Haft entlassen, begab er sich 1833 zur Herstellung seiner Gesundheit nach Brasilien, 1837 über Marseille nach der Schweiz, wo er sich 1838 in Du Pressy am Genfer See erschoß. (Nach Meyers Konversationslexikon.)

4) Keitum ist zwar nicht mit Namen genannt, ist aber sicher gemeint, da es der Geburtsort U. J. Lornsens ist.

S. **40.** 5) Vgl. den Anfang des ersten Kapitels.

S. **41.** 6) An Episoden aus der Geschichte Sylts knüpfte Max Ring an in seiner „Rose von Sylt". (In „Vor dem Schwurgericht und anderes" 1896.) Sie führt in die Zeit der deutsch-dänischen Kämpfe 1864. Die Heldin ist eine tapfere Sylterin, die durch ihre Entschlossenheit ihre Landsleute rettet. Die Erzählung gehört wohl zum schwächsten, was Ring überhaupt geschaffen hat. Ein näheres Eingehen darauf lohnt sich nicht. Etwas besser ist „Eine Sylter Judith", von Joh. Dose („Frauenherzen", 1902), eine Erzählung, der das Schreckensjahr 1644, die Okkupation der Insel durch den schwedischen Kapitän Ankerström, zugrunde liegt. Das Interesse konzentriert sich auch hier auf eine heldenhafte junge Sylterin.

7) Willkomm reißt den Leser auch nicht aus romantischen Stimmungen, um ihn in mineralogische Untersuchungen oder geographische Erörterungen zu stürzen, sondern er führt ihn auf Übergängen dahin.

S. **42.** 8) So etwa faßt Rodenberg die Geschichte im „Stilleben auf Sylt"

S. **43.** 9) Die friesische Fassung steht als Motto über Detlev von Liliencrons „Pidder Lüngg".

10) Vgl. Helmut Mielke, „Der Deutsche Roman des 19. Jahrh." S. 223.

S. **45.** 11) Als „Neue Novellen" in 2 Bänden.

12) In „Stalaktiten".

13) Eine Anzahl solcher Inschriften sind abgedruckt in „Deutsches Land und Volk", 1. Heft.

14) As du nog van der Gesynning bist, t'welk du weerst, do ik mit dy daglik op Bombell dende, so kam to my nach der Haag un war min Frow. Ich bin tegenwordig Hollandische Admiral. Niß de Bombell, vormals Niß Ipsen, dyn getruwe Brydigam.

So steht er bei Willkomm in einer Anmerkung. Nachprüfen habe ich nicht können. — Liliencron hat denselben Stoff in einem Gedicht behandelt.

15) Vgl. Black, Helgoland a. a. O., S. 121. Dort steht die Geschichte Gerson Gruppius' mit dem Zusatz, daß sie Stoff zu einer längeren Erzählung geben würde. Willkomms Novellen waren wohl wenig bekannt.

S. **46.** 16) Die hier geschilderte Anlage der Diele und der Stuben weist das Ostenfelder Bauernhaus in Husum auf.

S. **49.** 17) Jensen war in Heiligenhafen geboren und wurde als Pflegesohn bei Professor Moldenhawers in Kiel erzogen. Sein Vater Swen Hans Jensen, der ursprünglich Seemann war, dann studierte und Landvogt von Sylt wurde, hat sich nie um den Sohn bekümmert. (Vgl. Gust. Ad. Erdmann, „Wilh. Jensen, sein Leben und Dichten").

S. **51.** 18) Erdmann (a. a. O.) gibt eine Analyse des von ihm sehr überschätzten Romans und berücksichtigt dabei eingehend die Beziehung desselben zu Jensens persönlichem Schicksal. Er machte die Beobachtung, daß sich, „über die Insel unablässig geht der Wind" wie ein Leitmotiv durch den Roman hindurchziehe.

S. **53.** 19) Z. B. im „Schleier der Maja", im „Mettengespinnst", in „Aus den Tagen der Hansa".

20) Vgl. im „Bild im Wasser" die Szene im Wirtshaus.

S. **55.** 21) Anny Wothes „Versunkene Welten", 1908, kann ich hier übergehen.

Viertes Kapitel.

S. **56.** 1) Vgl. Anmerkung 17 des dritten Kapitels.

2) Vgl. Eugen Träger, „Die Halligen der Nordsee", 2. Kapitel.

S. **57.** 3) Z. B. Oland, Langeneß-Nordmarsch.

S. **58.** 4) Harro P. Harring ist am 28. August 1798 auf Ibenhof zwischen Schobüll und Wobbenbüll geboren als Sohn eines Deichgrafen. Rhonghar Jarr ist natürlich ein Anagramm aus Harro Harring.

5) Thusn. Kühl hat kürzlich den Rhonghar Jarr wieder ans Licht gezogen und daraus mit dem, was sie sonst noch über den Dichter erkunden konnte, ein Lebensbild als „Harro Harring der Friese" zusammengestellt. Voran stellte sie Harrings Gedicht „Das Land der Friesen", in dem er die hügel-, wald- und baumlose, in Nebel gehüllte Heimat besingt, in der keine Nachtigall schlägt, die Möwe im Herbststurm kreischt und die Wellen am Meeresstrande toben und rauschen; er preist die reichen Fluren und die stolzen Deiche, die Sittsamkeit der Frauen und die Gastfreundschaft der Friesen.

6) Im dritten, vierten, fünften Kapitel des vierten Bandes.

S. **59.** 7) Irrigerweise wird meist angenommen, Biernatzki habe auf Nordstrandischmoor gewohnt und hier die Flut erlebt; das wird durch die Biographie J. Ch. Biernatzkis von K. L. Biernatzki, die in der Gesamtausgabe der Werke vorangeht, widerlegt.

S. **60.** 8) Er berichtet selbst darüber in einem Briefe, den die Biographie von K. L. Biernatzki anführt.

9) Vielleicht ist die merkwürdige Umstellung der Teile im neunten Kapitel und der Ausblick in Idalias Zukunft, ehe sie sich noch vom Leser verabschiedet hat, auf einen Einfluß der Kompositionstechnik Henrik Steffens' zurückzuführen, der sie außerordentlich zu komplizieren liebt und den Anfang geradezu ans Ende stellt.

10) Um des didaktischen Teils willen, in dem sich ein ernster, streng religiöser, oft schwärmerischer Geist ausspricht, wird die „Hallig" noch heute in kirchlich gesinnten Kreisen, besonders in Schleswig Holstein gern gelesen. — 1840 erschien sie in zweiter verbesserter Auflage, nach dem sie inzwischen ins Dänische, Holländische und Englische übersetzt worden war (vgl. das Vorwort zur zweiten Auflage). Diese zweite Auflage ist in die gesammelten Werke aufgenommen; sie liegt der Ausgabe bei Reclam und Meyer zugrunde, während die erste 1902 bei Gesenius in Halle und als Nr. 1 der deutschen Bücherei neu gedruckt worden ist.

11) Als eine Bearbeitung der Biernatzkischen Novelle für Kinder hätte sich „Inmitten der Nordsee" (1858 in Nieritz' Jugendbibliothek) von Marie Roskowska ausgeben sollen; nicht allein, daß Lieder und Gebete Biernatzkis ohne Namensnennung eingeflochten sind, auch ganze Partien sind mit geringen Änderungen herübergegangen, dort Angedeutetes ist hier ausgeführt und der Gang der Handlung in verschiedenen Hauptzügen beibehalten.

Auf einer kleinen Hallig wohnen auf zwei Werften zwei Familien, eine wohlhabende, friedliche, verträgliche, fromme und eine arme, mißgünstige, unzufriedene. Das Haupt der letzteren wird durch die beim Schlicklaufen ausgestandene Todesgefahr ein besserer Mensch. Ein reicher Kaufmann leidet Schiffbruch vor der Hallig und verweilt einige Zeit dort. Er kann sich nicht genug über die Anspruchslosigkeit der Leute und ihre Liebe zu der öden Insel wundern. Er läßt Detlev, den Sohn des gebesserten Rickmers, studieren. Die Sturmflutschilderung ist von Biernatzki größtenteils herübergenommen. Statt des Weinfasses, das 1908 noch einmal bei Poeck auflebte, hat der Kaufmann einige Flaschen Wein dagelassen, die die Geretteten vor dem Verschmachten schützen! Detlev wird aus Liebe zur Heimat Halligprediger, und mit einem langen Zitat aus E. M. Arndt, das die Heimat, auch die kärgste und ärmste, preist, schließt die Erzählung.

S. **61.** 12) In „Mosaik", Ausgewählte Erzähl., 2. Band.

13. In „Kriminal- und Strandgeschichten".

S. **62.** 14) In der Sammlung „Könige und Bauern".

15) „Poggfred", 19. Gesang.

16) In „Könige und Bauern".

S. **63.** 17) Die Einwirkung Storms zeigt sich in der Resignationsstimmung, der schwülen Luft, die in einzelnen Szenen weht — das mag Wesensverwandtschaft sein, aber die Komposition bedient sich ebenfalls Stormscher Technik. Vorausliegendes wird teils aus der Erinnerung, teils in einem Traume nachgeholt, die Schlußsituation knüpft wieder an den Anfang an; durch symbolische Vorausdeutung wird ferner ängstliche Spannung auf Kommendes erweckt.

S. **65.** 18) An Reinhold Ortmanns „Halligrose" ist der Name das Beste. Die Hallig spielt eigentlich gar keine Rolle.

S. **66.** 19) Vgl. über die Entstehungsgeschichte: Max Geißler „Wie ich Dichter wurde".

20) Im ersten Kapitel der „Hallig".

S. **67.** 21) Einen mißglückten Versuch mit einer Küstenerzählung hatte Willkomm mit seinen „Rivalen im Koog" (Kriminal- und Strandgeschichten) gemacht, aber der Kampf mit dem Meere spielt nicht hinein.

S. **70.** 22) Zum dritten Male herausgegeben von Falck, Tondern 1819.

23) Vgl. Heimreichs Chronik I, S. 250—55.

S. **71.** 24) In Willkomms „Vorgesichten" (1863) hören die Halligschiffer nachts die Glocken von Rungholt läuten, die sich nur vernehmen lassen, wenn den Uthlandsfriesen ein Unglück bevorsteht. „Die in eitler Lust, frevlem Hochmut und sündhafter Schwelgerei versunkenen Rungholter müssen sie läuten, wenn den Überresten ihrer ehemaligen irdischen Wohnstätten Unheil droht."

S. **73.** 25) Vgl. dazu Heimreich I, S. 36 f.

26) Vgl. Heimreich I, S. 184.

S. **74.** 27) Vgl. Hansens „Sagen und Erzählungen der Sylter Friesen" [3].

28) Willkomm hatte nach Hansens mündlicher Erzählung die Geschichte als „Der Schlickläufer" bereits 1854 in der Sammlung „Im Wald und am Gestade" veröffentlicht.

29) In der Einleitung zu den Sagen und Märchen verwahrt er sich sehr energisch dagegen, die Sagen mit dem Modekleide der Novelle zu behängen. Hamburgs und Lübecks schöne Sagen seien auf diese Weise zuschanden gemacht worden (S. VI).

30) Vgl. Heimreich I, S. 180.

31) In der Chronik ist es eine kranke Sau, hier ein Hund, dem das Sakrament gereicht werden soll.

32) Bei Heimreich als Beilage Nr. 1.

S. **75.** 33) Vgl. Heimreich II, S. 174. Wörtliche Übereinstimmungen mit von Johannsen zitierten Partien ergeben sich nicht. Vielleicht stand Dose und Johannsen Boëthius zur Verfügung oder eine andere Einzeldarstellung des Unterganges von Nordstrand.

34) Vgl. Heimreich II, S. 104 f.

35) Ebenda S. 181.

36) Als historischer Roman, der in derselben Zeit spielt, wäre hier noch „Wente Frese", ein Roman aus Alt-Husum, von Emilie Hamkens, 1903, zu nennen, der ziemlich nüchtern und schwunglos geschrieben ist. Er führt in die Zeit, wo Husum zur Stadt gemacht wurde, und spielt zum größten Teil auf Föhr und Hallig Oland. In seiner Vorliebe für abenteuerliche Strandräubergeschichten und ziemlich schematische Einführung von Sitten und Gebräuchen erinnert er etwas an Willkomms Erzählungen.

37) Liliencron war längere Zeit Hardesvogt auf Pelworm.

S. **76.** 38) Z. B. die „Heimkunft" von Jensen

39) „Wente Frese" vgl. Anm. 36.

40) Biernatzki schildert Nordstrandischmoor, Willkomm Hooge und Landgeneß-Nordmarsch, Mügge Südfall, Jensen („Vor der Elbmündung"), Süderoog, desgl. Storm, Perfall Norderoog, Liliencron diese beiden, Thusn. Kühl besonders Hooge, doch auch Oland, Lobsien Oland, Geißler Habel und Gröde oder Oland usw. Ein Gedicht auf Hooge haben wir auch von der friesischen Bäuerin Stine Andresen.

S. **77.** 41) Für die Biographie aller vgl. Wilh. Lobsien, „Die erzählende Kunst Schleswig-Holsteins von Theodor Storm bis zur Gegenwart". Der bibliographische Anhang des Buches hat mir verschiedentlich Dienste geleistet. Leider sind einige häßliche Druckfehler stehen geblieben (für Niflheim z. B. Stiftsheim!).

42) Dagegen ist es ein beliebter Vorwurf für Gedichte, daß der sich heimsehnende Halligmatrose die Heimat nicht mehr findet. Vgl. „Heimatlos" von Reinhold Fuchs und Hermann Allmers „Halligmatrosen", der wenigstens auf der Hallig sterben will. Etwas unmotiviert erscheinen in Max Geißlers Halligroman auf Hallig Habel eines Tages zwei Halligleute, die auf ihre Hallig sterben gehen wollen.

43) Biernatzki verleiht dem Aufenthalt der Fremden einen etwas idyllischen Anstrich. Die ländlich primitiven Einrichtungen haben für die verwöhnten Städter einen gewissen Reiz. Idalia schaltet als Hausfrau in der Halligtracht; sie bekränzt den Rand des Soods mit Muscheln, läßt Zelte von Segeltüchern auf der Werft aufschlagen. Sie bemüht sich, dem Aufenthalte „das Gepräge einer Geßnerschen Idylle zu verleihen". Biernatzki hat also bewußt ein solches „Gemälde von stiller Ruhe und sanftem, ungestörtem Glück" (s. Geßner, Ausgabe der deutschen Nationalliteratur, Vorrede an den Leser) hier gezeichnet. Und tatsächlich klingt ja „die Flucht vor der Kultur und die Rückkehr zur Natur" durch die ganze Novelle. Mit dieser Vorliebe für Geßner stand B. damals aber schon ziemlich isoliert. Ich erinnere an Wienbarg. (Vgl. S. 24 dieser Arbeit.) Im „Rhonghar Jarr" unterbricht Rhonghar die Halliggeschichte des Freundes, um die unwahren Idyllen Geßners in Gegensatz zu stellen zu dem wahren Idyll auf der Hallig. Die Unwahrheit dieser „zuckersüßen, milchlauen" Idyllen habe er besonders am Meeresstrande empfunden zur Zeit der Schafschur an der friesischen Küste.

44) M. Geißler hat in den Schiffbruch Jens Kläuns Rückkehr verflochten und ein wirkliches Geschehnis zugrunde gelegt, das Julius Wolff („In Sturmes Not"), Otto Ernst („Nis Randers") und Reinhold Fuchs („Der letzte Mann an Bord") in Gedichten behandelthaben.

S. **78.** 45) Ähnlich in Flackelholm in den „Drei Getreuen".

46) An Biernatzki schloß sich eng Marie Roskowska in der erwähnten Jugenderzählung an; vgl. Anm. 11 dieses Kapitels.

47) In den „Runensteinen" laufen drei Kinder im Schlick, werden aber gerettet. In der Novelle „Vor der Elbmündung" verläuft die Sache fast genau so wie in der „Heimkunft".

48) Die Flucht über den Schlick als einziger Rettungsweg kommt vor in „Nur ein Knecht" von Ernst Willkomm und „Eine Sylter Judith" von Joh. Dose, der Tod im Schlick in der letzteren Erzählung, ferner in Willkomms „Rivalen im Koog" und in seinem „Schlickläufer". Vgl. auch den Tod des Sohnes der Trin Jans im „Schimmelreiter".

S. **79.** 49) Die Ausdrücke sind Joh. Volkelts „Ästhetik des Tragischen" entnommen.

S. **80.** 50) Vgl. darüber Eugen Träger, die Halligen der Nordsee. S. 40.

S. **81.** 51) In der „Bunten Beute". Zu dieser Wirkung trägt vor allem der Refrain bei: Ick bün alleen, se sünd elleen, he is alleen.

52) Im neunten und letzten Kapitel der „Hallig".

53) Sehr realistisch ist Brockes a. a. O. S. 209:

„In der Stadt sind Tor und Wälle
Umgerissen, abgespült,
Türme, Kirchen, Häuser, Ställe
Weg, die Gräben aufgewühlt.
Es versinken Leichensteine,
Halb vermoderte Gebeine
Treiben als im Totenmeer
Recht entsetzlich hin und her . . .

Einer, der was zu erreichen,
Die halbtoten Finger schloß,
Griff nach einer faulen Leichen,
Die im Augenblick zerfloß."

54) „Hier ist Stoff zu einer schauerlichen Ballade", setzt Weigelt hinzu. Börries von Münchhausens „Fischern von Swendaland" liegt ein verwandtes Motiv zugrunde, ebenso Willkomms Erzählung „Der Totenacker von Skagerhorn".

S. **82.** 55) Bei beiden führt die außerordentliche Länge der Knochen zur Entdeckung.

56) Vgl. S. 66 des Textes.

S. **83.** 57. Kaum daß Hinrich Oldenburg und sein Freund, die leibliche und geistige Kräfte an ein erfolgloses Werk gesetzt haben, und Arnold Amsinck, der sein großes Vermögen geopfert hat und seine Lebenspläne durch einen einzigen Ansturm der Fluten vernichtet sieht, sich etwas zu tragischer Größe erheben.

S. **84.** 58) „Vogt von Sylt" (Reclam), S. 53; Marie Roskowska in der angeführten Jugenderzählung hat die Eingangspartien zum Teil wörtlich übernommen.

S. **87.** 59) Vgl. Heimreich II, S. 272.

60) Vgl. Träger, „Die Rettung der Halligen", S. 6 und 26.

61) Vgl. über seine Absichten das Vorwort zur zweiten Auflage der „Hallig" und das Vorwort zu den „Wegen zum Glauben" und im übrigen die angeführte Biographie.

S. **88.** 62) Die genaue Schilderung dieses Unwetters zeigt, daß es Biernatzki keineswegs an Beobachtungsgabe mangelte.

63) In geradezu lächerlich sentimentaler Weise hat M. Roskowska die Blumen- und Baumlosigkeit der Hallig übertrieben. Reinhold Fuchs in dem Sonett „Auf der Hallig" hält auch an der Biernatzkischen Farbengebung fest.

S. **89.** 64) „Vogt von Sylt", S. 53.

S. **90.** 65) Dieselbe Beobachtung hat Eichentopf gemacht („Th. Storms Erzählungskunst in ihrer Entwickelung", S. 6).

S. **91.** 66) „Auf der Seehundsjagd".

67) In den Meistern der Farbe im Seemannschen Verlag ist eine „Blühende Hallig" von Jakob Alberts reproduziert, die sehr wohl eine Vorstellung von dem Gemälde zu erwecken vermag.

S. **92.** 68) Farbig reproduziert im Juniheft 1908 von Westermanns Monatsheften.

69) Mit dem Halligmaler ist sicher Jakob Alberts gemeint.

S. **93.** 70) Der Ausdruck entstammt dem Buche von Ratzel „Über Naturschilderung".

S. **94.** 71) Vgl. „Binne Hayens" in „Wellen und Winde", S. 15.

72) Vgl. „Wellen und Winde".

73) Ebenda, „Rinnender Sand", S. 102.

74) Vgl. „Wege zum Glauben", S. 10 (Gesammelte Werke).

S. **100.** 75) „Storms Briefe in die Heimat", S. 46, Brief vom 9. 6. 1854.

76) Vgl. über die Arbeit am „Schimmelreiter" den Briefwechsel Storm-Keller, herausgegeben von Albert Köster.

77) Vgl. die Bonner Dissertation von Willrat Dreesen, „Romantische Elemente bei Th. Storm", Dortmund 1905, wo sich eine ausführliche Darstellung der Stormschen Meeresschilderungen findet, nebst dem Hinweis, daß das Meer in der Skizze „Im Saale" zum ersten Male ganz aus der Ferne hörbar wird.

S. **101.** 78) „Triton und Nereide" 1873/4, „Spiel der Wellen" 1883, „Spiel der Najaden" 1886, „Meeresidylle" 1887, „Meeresstille" 1887.

79) Randers im „Mann im Nebel" trägt sein Glück hinaus ans Meer; er ruft es „dem dicken Tritonen zu, der da auf dem Muschelhorn den Tag eintutet und den hundert Meermädchen, die sich da lachend ihre nächtlichen Meerträume erzählten und mit den weißen Armen nach den Möven griffen," S. 202. Da Liliencron stets von Najaden spricht, können es natürlich auch antike Reminiszenzen sein.

80) Vgl. ferner für Wattenmeer- und Nebelstimmungen bei Liliencron in seinen Gesammelten Werken 7. Band, S. 170. „Auf dem Deiche", „Poggfred" I, VI, IX, XIV, Anfang.

S. **102.** 81) „Wellen und Winde", „Binne Hayens", S. 61.

S. **103.** 82) Vgl. S. 100 des Textes.

S. **105.** 83) „Mann im Nebel", S. 202 ff.

S. **106.** 84) Aus Einzeldarstellungen in Gedichten aus früherer Zeit wären etwa Bürgers „Lied vom braven Mann" (doch nur Übertreten eines Stromes), ferner Goethes „Johanna Sebus" zu nennen. Recht anschaulich ist B. H. Brockes' Sturmflutschilderung im zweiten Bande des „Irdischen Vergnügens in Gott" (1837), S. 209:

Wer erblicket ohne Grausen,
Wenn ein hoher Damm zerreißt,
Wie die Flut in wildem Brausen
Durch die dunkle Spaltung scheußt,
Und gleich einem Strahl und Pfeile
In so gräßlich schneller Eile
Recht, als wenn der Donner brüllt
Alle Tiefen plötzlich füllt?

S. **109.** 85) „Der Schiffsjunge".

86) „Halligleute" in „Hinterm Seedeich".

87) „Hallig", erstes Kapitel, S. 1.

88) „Vogt von Sylt", S. 85 (Reklam).

S. **110.** 89) In „Kampf und Spiele", Gesammelte Werke, Band 7, S. 154.

90) „Binne Hayens" in „Wellen und Winde".

S. **112.** 91) Müllenhoff a. a. O., Einleitung S. VI.

92) So die „Erzählungen eines Wattenschiffers" und die im dritten Kapitel besprochenen Novellen.

S. **114.** 93) Er sagt, die Halligbewohner seien wenig gesprächig und läßt dennoch Godber eine ausführliche Rede zur Verteidigung seiner Heimat

halten. Die leidenschaftliche Aufwallung Marias widerspricht dem kühlen Naturell der Halligmädchen, von dem zu Anfang des zweiten Kapitels die Rede ist.

94) Nach dem Vorwort zur zweiten Auflage der „Hallig" sind alle eingestreuten Verse von Biernatzki; der erste Vers dieses Gebetes steht aber nach Chr. Johansens Halligenbuch auf der Tür eines nordfriesischen Wandbettes. Sollte B. so populär geworden sein?

S. **115.** 95) Dreizehntes Kapitel der „Hallig".

96) Neunzehntes Kapitel ebenda.

97) In Fénelons Télémaque und in Schillers Vergilübersetzung kommt er als Beiname der Venus vor.

S. **116.** 98) Diesem alten friesischen Nationalfeste hat Harro Harring im „Rhonghar Jarr" eine eingehende Schilderung gewidmet. Das Ringreiterfest und der Ringreiterball tauchen auch bei Th. Kühl und Ingeborg Andresen (a. a. O.) auf.

99) Eine besonders von den Friesinnen geübte Kunst, vgl. Chr. Jensen a. a. O.

100) Das Eisboseln findet sich wiederum schon bei E. Willkomm, jedoch in einer sehr minderwertigen Erzählung („Olen Gamm, der blinde Schiffer").

S. **117.** 101) Vgl. Einleitung, S. 6.

102) Über derartige Vorzeichen der Flut vgl. Heimreich a. a. O., II, S. 83.

103) Vgl. dazu W. Dreesen a. a. O.

104) Storm erwähnt ihn zuerst 1870 in „Lena Wies". Die Müllenhoffsche Sammlung erzählt von einem Strandvogt, der einmal bei einem Raubmorde ein Auge zudrückte und deshalb noch heute am Strande umherirrt, bei Nacht Schiffbrüchige rettet und die Strandvögte weckt. Ihm fällt also auch die Rolle des Warners zu, und er büßt wie Hauke Haien für eine einmalige Nachlässigkeit. In Lauenburg soll die Sage so lauten: „Ein Deichgraf reitet die Elbe entlang, um nachzusehen. Man zwingt ihn, in die Fluten hinabzureiten, seitdem sieht man ihn allnächtlich auf seinem weißen Pferde." Vielleicht ist mit diesen Vorstellungen auch die von Mogk (Pauls Grundriß III. Band, Mythologie,) erwähnte Gestalt des Schimmelreiter oder Breithut genannten Vorreiters des Wodanheeres (Wodan als Windgott) verschmolzen, der bei heftigem Sturm auf weißem oder schwarzem Pferde durch die Luft reitet und die Leute ermahnt, aus dem Wege zu gehen.

S. **118.** 105) Der Kompositionsfehler ist wahrscheinlicher; denn eben dieser Gespensterseher erklärt dem Schulmeister, er werde in seiner Erzählung die Spreu vom Weizen zu sondern wissen, er selbst ist demnach nicht abergläubisch. Die Einschachtelung hat auch noch andere Unwahrscheinlichkeiten im Gefolge, so die, daß der Schulmeister die vielen schönen Naturschilderungen einflicht und über die geheimsten Gefühle und Gespräche Haukes und Elkes orientiert ist.

S. **119.** 106) Jensen gibt mit Vorliebe sogar den Mädchen Kleider, die in der Farbe mit ihrer nächsten Umgebung übereinstimmen und sie so den Blicken der Beobachter entziehen, grau wie der Schlick, gelb wie der Sand usw.; vgl. „Auf Fanö und Manö", „Aus See und Sand", „Bild im Wasser".

S. **120.** 107) Eine Fülle von Vergleichen steht ihm allein für blaue Augen und blonde Haare zur Verfügung: Augen wie stilles Meeresblau, Augen

gleich dem Blau des Himmels, mildleuchtend und weich, Blicke, die wie Morgentau in der Frühsonne aus blauen Kelchen aufleuchten usw. Die Haare sind sonnen- oder goldblond, sie gleichen der Farbe goldgelber Tulpen, den Kelchblüten der Arnika, flüssig gewordenem Bernstein, einer flüssig gewordenen Metallmasse u. a. m.

S. **122.** 108) Z. B. „Die Geistlichen in der nordfriesischen Marsch sind Männer von knorriger Eigenart" . . . „Nordfriesland ist nicht reich an Schönheit der Landschaft und ist und bleibt seinen Kindern doch das Schönste der Welt". „Der Nordfriese ist ernst und wortkarg und weiß nicht zu sagen, was die Seele nie dem Zauber der Heimat entfliehen läßt" . . . „Es ist eine Lichtseite an dem Prozesse, daß er den Blick auf einen kleinen, aber ernsten und wertvollen Volksstamm gelenkt hat, in dem Treue und Festigkeit im Sinnen und Tun noch unerschüttert hochgehalten werden."

S. **123.** 109) Ein ganz charakteristischer Zug ist dies: Als der Pastor beim Propst die Absicht durchscheinen läßt, Elke zu heiraten, erzählt dieser ihm von einer Pastorin aus der Marsch, die immer nur von „fetten Ossen und Mastsweinen" sprach.

S. **126.** 110) Martje Flors Geschichte — vgl. darüber auch die Müllenhoffsche Sammlung — erzählte zunächst Storm in der „Halligfahrt". Verschiedentlich ist dann der Versuch gemacht worden, die einfache kleine Anekdote auszugestalten. Vgl. Ernst Evers, „Martje Flors Gesundheit" (im Buchhandel nicht mehr zu haben), ferner Joh. Dose, „It gah uns wohl up unse ole Dage" (Frauenherzen), Thusn. Kühl, „Das Haus im Grunde". Sie machte Martje Flors etwas älter und läßt nach einigen Jahren einen schwedischen Offizier wiederkommen, der sie heiratet. Liliencron läßt es in seinem Gedicht bei den einfachen Tatsachen bewenden und hat damit sicher das beste Teil erwählt. Vgl. auch Börries von Münchhausen, Balladen, Martje Fehrs.

S. **127.** 111) Er hat Partien der Chronik teils in die Handlung verarbeitet, teils zitiert und auf einzelne Personen seiner Erzählung ausgedeutet. Die Wette mit dem Strohschiff („Kirchherr von Westerwohld"), der in die Wehle versenkte Prahm (ebenda), die Rettung im Braubottich (ebenda) finden sich bei Heimreich a. a. O.

112) Vgl. S. 73/4 dieser Arbeit.

S. **128.** 113) Im Morgenblatt für gebildete Leser 1856 erschien sie poetisch bearbeitet von Dr. K. J. Clement aus Nordfriesland als „Die treue Lampe"; bei Chr. Johansen im Halligenbuch steht sie als „Licht der treuen Schwester", ebenso bei Müllenhoff a. a. O. CCXII. Gustav Falke hat denselben Stoff in einem kurzen Gedicht behandelt (Die treue Schwester).

S. **130.** 114) Bei Chr. Jensen (a. a. O., vgl. die Einleitung) finden sich eine Menge solcher Gedichte zusammengestellt. Poeck kann sie natürlich auch selbst gesammelt haben. Meist singt oder zitiert sie Liane Lessing. Sie macht ja überhaupt friesische Studien. Bei der Hallighochzeit erscheint sie in friesischer Tracht wie Idalia in der „Hallig".

115) Z. B. bei Mügge im „Vogt von Sylt", ferner vielfach bei Knest, sehr hübsch in Fr. Jakobsens „Hans im Glück".

116) Er spricht von meergrünen Augen „wie schillernder Seetang unter stiller Wasserfläche"; „Teint wie perlender Sand", „Lippen, die wie rotes Korallengeflecht über weißen Quarzkieseln schimmern," liebt er sehr, ebenso Ausdrücke wie: „in seinem Innern hob und senkte sich's gleich einer Dünungswelle."

S. **131.** 117) „Halligleute" in „Hinterm Seedeich".

118) „Seid nur nicht bange, wir kommen schon ans Land."

Schlußbemerkungen.

S. **132.** 1) 19. Jahrhundert², S. 102.

2) Erstes Kapitel, Anfang.

Chronologisches Verzeichnis der Reisebilder, Romane und Novellen.

Erscheinungsjahr	Verfasser	Titel	Ort der Handlung
[1826	Heinrich Heine	Norderney	Norderney]
1828	Heinrich Smidt	Seegemälde	
1828	Harro Harring	Rhonghar Jarr	Marsch und Halligen
1832	K. Chr. L. Starcklof	Helgoland, ein Seemärchen	Helgoland
1835	Heinrich Smidt	Seemannssagen und Schiffermärchen, darin „Helgoland“	Helgoland
1836	Joh. Chr. Biernatzki	Die Hallig	Halligen
1838	Ludolf Wienbarg	Tagebuch von Helgoland	Helgoland
1839	Heinrich Smidt	Eine Fahrt nach Helgoland	Helgoland
1842	Ernst Willkomm	Grenzer, Narren und Lotsen (Lotsenerzählungen)	Helgoland
Zw. 1846 und 1848	Ed. Boas	Leben und Weben auf Helgoland	Helgoland
1851	Th. Mügge	Der Vogt von Sylt	Sylt
1854	Ernst Willkomm	Im Wald und am Gestade	Sylt u. Halligen
1856 ?	Franz Dingelstedt	Das Mädchen von Helgoland	Helgoland
1858	Marie Roskowska	Inmitten der Nordsee	Halligen
1859	Ernst Willkomm	Neue Novellen (Nur ein Knecht, Auf und unter der Düne)	Sylt
1860	Ernst Willkomm	Mosaik (Erzählungen eines Wattenschiffers)	Halligen, Rungholt
1861	Julius Rodenberg	Verschollene Inseln, darin: Stilleben auf Sylt	Sylt
		Die Düne von Helgoland	Helgoland

Erscheinungsjahr	Verfasser	Titel	Ort der Handlung
1861	Heinrich Smidt	Meeresstille und hohe See, darin: Heimat der Heimatlosen, Röschen vom Kliff	Sylt
1862	Ernst Willkomm	Kriminal- und Strandgesch., darin: Vorgesichte, eine Halliggeschichte	Halligen
1863	Ernst Willkomm	Stalaktiten, Erzählungen in gebrochenem Licht, darin: der Eierkönig von List	Sylt
1870	Th. Storm	Eine Halligfahrt	Rungholt, Halligen
1872	Wilh. Jensen	Posthuma	Halligen
1873	Wilh. Jensen	Die Namenlosen	Sylt
1881	Bernhardine Schulze-Smidt	Inge von Rantum	Sylt
1882	Wilh. Jensen	Versunkene Welten	Rungholt
1888	Th. Storm	Der Schimmelreiter	Strandmarsch
[1888	Wilh. Jensen	Runensteine	ostfries. Inseln]
1894	Wilh. Jensen	Heimkunft	Halligen und Amrum
1896	Max Ring	Vor dem Schwurgericht und anderes, darin: Die Rose von Sylt	Sylt
1896	Anton v. Perfall	Stevens Werft	Halligen
1898	Dietrich Theden	Der Friesenpastor	Strandmarsch
[1898	Gustav Frenssen	Die drei Getreuen	Dithmarschen]
1899	Gustav Falke	Der Mann im Nebel	Sylt
1899	Thusn. Kühl	Am grauen Strand am grauen Meer	Strandmarsch
1900	Joh. Dose	Der Kirchherr von Westerwohld	Nordstrand
1901	Herm. Heiberg	Der Landvogt von Pelworm	Pelworm
1902	Joh. Dose	Frauenherzen, darin: Eine Sylter Judith	Sylt
		Kampf um die Heimat	Halligen
1902	Wilh. Holzamer	Die Sturmfrau	Helgoland, Fanö
[1902	Wilh. Jensen	Vor der Elbmündung	Neuwerk]
1902	Anton v. Perfall	Die Hexe von Norderoog	Halligen
1903	Max Geißler	Jochen Klähn	Halligen
1903	Emilie Hamkens	Wente Frese	Husum, Föhr, Halligen
1903	Fr. Jakobsen	Niflheim	Strandmarsch
1904	Th. Kühl	Der Lehnsmann von Brösum	Strandmarsch
	Th. Kühl	Um Ellwurth	Strandmarsch

Erscheinungsjahr	Verfasser	Titel	Ort der Handlung
1904	Th. Kühl	Rum Hart, Klar Kimming	Strandmarsch
1904/05	Detlev v. Liliencron	Gesammelte Werke Aus Marsch und Geest (Greggert Meinstorff, Auf der Marschinsel)	Marschinseln
	Detlev v. Liliencron	Könige und Bauern (Die Könige von Norderoog und Süderoog, Auf der Seehundsjagd)	Halligen
1905	Joh. Dose	Vor der Sündflut	Rungholt
[1905	Gust. Frenssen	Hilligenlei	Dithmarschen oder Elbmarsch]
1905	Alb. Johansen	Nach der Flut	Nordstrand
1906	Thusn. Kühl	Leute von Effkebüll	Strandmarsch
1907	Ingeb. Andresen	Hinter Deich und Dünen	Marschinseln u. Marschküste
1907	Max Geißler	Inseln im Winde	Halligen
1907	Wilh. Jensen	Auf Fanö und Manö (Nordsee und Hochland)	Fanö und Manö
1908	Fr. Jakobsen	Hans im Glück	Strandmarsch
1908	Thusn. Kühl	Der Inseldoktor	Nordstrand und Halligen
1908	Wilh. Lobsien	Hinterm Seedeich	Halligen
1908	Wilh. Lobsien	Wellen und Winde	Halligen
1908	Wilh. Poeck	Sinkendes Land	Halligen
1908	Anny Wothe	Versunkene Welten	Sylt
?	Reinh. Ortmann	Die Halligrose.	Halligen

Die in Klammern eingeschlossenen Romane usw. führen in eine benachbarte Landschaft.

Namenregister.

Alberts, Jakob S. 91. 93.
Allmers, Hermann S. 4. 142, A. 42.
Andreſen, Ingeborg S. 76. 134, A. 4. 146, A. 98. 151.
Andreſen, Stine S. 142, A. 40.
Arndt, E. M. S. 9.
Arp, Karl S. 91.

Bartels, Adolf S. 2. 4. 5. 6. 7. 135, A. 15.
Bartels, Hans v. S. 92.
Biernatzki, Volksbuch S. 7.
—, Joh. Chr. S. 90. 93. 102. 121. 140, A. 7. 142, A. 40. 143, A. 43. 46. 144, A. 62. 63. Die Hallig: S **59.** 77—79. 81. **84 f. 87 f. 98. 99. 103. 106.** 109. **113 ff.** 132 f. 145, A. 87. 93—96. 147, A. 114. 149. Der braune Knabe S. 94. Wege zum Glauben S. 94.
—, K. L. S. 140, A. 7.
Bieſe, Alfred S. 135, A. 1 u. 6.
Björnſon, Björnſtjerne S. 133.
Black, W. G. S. 8. 139, A. 15.
Boas, Eduard S. **24—31.** 137, A. 20. 149.
Böcklin, Arnold S. 101. 145, A. 78.
Brockes, Barthold Hinrich S. 10. 135, A. 7. 143, A. 53. 145, A. 84.
Bürger, G. A. S. 145, A. 84.
Byron, G. N. G. Lord S. 10. 13.

Chateaubriand, René S. 38.
Clement, Dr. K. J. S. 147, A. 113.

Dernburg S. 138, A. 27.
Dingelſtedt, Franz S. 25, **32 ff.** 149.
Dinklage, E. v. S. 134, A. 4.
Doſe, Joh. S. 42. 76. 104. 108. **126 f.** 134, A. 4. 142, A. 33. 143, A. 48. 147, A. 110. Frauenherzen S. 150. Eine Sylter Judith S. 139, A. 6. S. 150. Kampf um die Heimat S. 61. 77. 80. 150. Der Kirchherr von Weſterwohld S. **73. 74. 83.** 108. 127. 147, A. 111. 150. Vor der Sündflut S. **73.** 78. **83. 86.** 127. 151.
Drachmann, Holger S. 65. 74. 131. 134, A. 4.
Dreeſen, Willrat S. 145, A. 77. 146, A. 103.

Eichendorff, Joſ. Freiherr v. S. 49. 94.
Eichentopf, Hans S. 144, A. 65.
Erdmann, Guſt. Adolf S. 49. 140, A. 18.
Ernſt, Otto S. 143, A. 44.

Falke, Guſt. S. **55.** 78. 99. 101. 104. **105.** 110. 134, A. 4. 145, A. 79. 145, A. 83. 147, A. 113. 150.
Fouqué, Friedr. Baron de la Motte S. 21. 24.
Frenſſen, Guſt. S. 2. 5. 104. 111. 129. Die drei Getreuen S. 65 f. 77. 78. 101. 109. 110. 150. Hilligenlei S. 77. 110. 131. 151. Jörn Uhl S. 118.
Friedländer, L. S. 135, A. 1.
Fuchs, Reinhold S. 61. 142, A. 42. 143, A. 63.

Geißler, Max S. **66.** 78. 79. 81. 82. 86. **91.** 92. **106.** 108. **110 f. 128 f.** 134, A. 4. 142, A. 40. 42. 143, A. 44. 150. 151.
Geßner, Salomon S. 143, A. 43.
Goethe, Joh. Wolfgang v. S. 10. 145, A. 84.
Gotthelf, Jerem. S. 6.
Grimm, Brüder S. 7.
—, Jakob S. 15.
Groth, Klaus S. 2. 6.
Grün, Anaſtaſius S. 29. 36. 137, A. 20. 138, A. 26.

Hamkens, Emilie S. 142, A. 36. 150.
Hanſen, C. P. S. 8. 42. 74. 142, A. 27.

Harring, Harro Paul S. **58. 88.** 98. 99. 115. 140, A. 4 u. 5. 143, A. 43. 146, A. 98. 149.
Hebbel, Friedr. S. 2.
Heiberg, Herm. S. 75. 76. 150.
Heimreich, Anton (Chronik) S. 70. 72. 75. 141, A. 23. 142, A. 25. 26. 30 bis 35. 144, A. 59. 146, A. 102. 147, A. 111.
Heine, Heinrich S. 4. 9. 19. 22. 23. 30. 90. 98. 109. 133. 135, A. 4. Norderney S. 10. 11. **14f.** 149. Nordseegedichte S. **10—14.**
Herder, Joh. Gottfr. S. 10. 135, A. 9.
Heyse, Paul S. 17. 136, A. 4.
Hoffmann, E. T. A. S. 17. 117.
Hölderlin, Joh. Chr Fr. S. 13.
Holzamer, Wilh. S. 36f. 134, A. 4. 150.
Hugins, S. 134, A. 4.

Jakobsen, Friedr. S. 76. 77. 83. 102. 122. Hans im Glück S. 97. 118. 125. 147, A. 115. 151. Niflheim **68f.** 82f. 84. **86. 95—97.** 101. 103. **122ff.** 126. 147, A. 109. 150.
—, J. P. S. 93.
—, Joh. S. 134, A. 4.
Jensen, Christ. S. 8. 147, A. 114.
—, Wilh. S. 4. 81. 104. 119ff. 130. 134, A. 4. 139, A. 7. 146, A. 107. 148, A. 116. Auf Fanö und Manö S. 76. 85. 121f. 146, A. 106. 151. Aus See und Sand S. 146, A. 106. Das Bild im Wasser S. 146. A. 106. Die Namenlosen S. **49—52.** 142, A. 38. 150. Heimkunft 52. 64. 77. 78. 80 81. 85. 89. 105. 107. 109. **120f.** 131. 150. Mettengespinnst 52. Posthuma 63. 78. 80. 90f. 105. 107. **119.** 150. Runensteine 105. 150. Versunkene Welten 52. 72. 107. 150. Vor der Elbmündung 52. 105. 142, A. 70. 150.
Johansen, Christ. S. 8. 147, A. 113.
—, Albert S. **75.** 77. 83. 126. 127. 134, A. 4. 142, A. 33. 151.
Justus, Th. S. 4. 134, A. 4. 10.

Keyserling, Marie S. 4. 134, A. 4.
Kielland, Alex. L. S. 133.
Kniest, Phil. S. 4. 134, A. 4. 147, A. 115.
Kosegarten, Theobul S. 9.
Köster, Albert S. 145, A. 76.
Kühl, Thusnelda S. **69f.** 77. 140, A. 5. 142, A. 40. 146, A. 98. Am grauen Strand am grauen Meer S. 76. 150. Das Haus im Grunde S. 126. 147, A. 126. Der Inseldoktor S. **76.** 78. 86. **92.** 151. Der Lehnsmann v. Brösum S. **69f.** 82f. 126. 150. Harro Harring der Friese S. 140, A. 4. Leute vom Effkebüll S. 76. 126. 151. Rum Hart Klar Kinning S. 69. 150. Um Ellwurth S. 76. 92. 93. 126. 150.

Lenau, Nicolaus S. 109. 138, A. 26. 145, A. 85.
Lichtenberg, Gg. Chr. S. 21.
Lie, Jonas S. 133.
Liebermann, Max S. 92.
Lienhard, Fritz S. 4.
Liliencron, Detlev Baron v. S. 42. **62f.** 77. **82.** 89. 101. 109. 139, A. 9. 142, A. 37. 145, A. 80. 89. 147, A. 110. Auf der Marschinsel S. **82.** 151. Auf der Seehundsjagd S. 62. 151. Greggert Meinstorff S. 75. 82. 98f. **122.** 151. Könige von Norderoog und Süderoog S. **62f.** 78. 151. Poggfred (Frerk Frerksens Werft) S. 62. **91.**
Lobsien, Wilh. S. 76. 77. 78. 79. 81. 82. 86. **101f.** 104. 108. **109—111. 130f.** 134, A. 4. 142, A. 40. 41. 145, A. 81. 86. 90. 148, A. 117. 151. Hinterm Seedeich S. **65.** 130. 131. 151. Wellen und Winde S. **65.** 81. 82. 83. 92. 93. 94. 102.
Loti, Pierre, S. 132. 133.

Madsen, S. 134, A. 4.
Melchior, Fr. S. 10. 13. 134, A. 3. 135, A. 3. 136, A. 8 u. 10.
Meyer, R. M. S. 132. 134, A. 1. 148, A. 1.
Mielke, Helmut S. 138, A. 1. 139, A. 10.
Mogk, Eugen S. 146, A. 104.
Mommsen, Th. S. 7.
Mügge, Th. S. 29. **38ff.** 61. 78. 84. **88.** 104. 109. 115. 132f. 138, A. 24. 145, A. 88. 147, A. 115. 148, A. 2. 149.
Müllenhoff, Karl S. 3. 7. 42. 72. 74. 112, 135, A. 23. 145, A. 91. 146, A. 104. 147, A. 113.
Müller, Wilh. S. 9. 10. 11.
Münchhausen, Börries v. S. 144, A. 54. 147, A. 110.

Ortmann, Reinhold S. 134, A. 4. 141. A. 8. 151.

Pauls Grundriß S. 134, A. 4. 141, A. 18. 151.
Perfall, Anton v. S. 127f. 142, A. 40. Die Hexe von Norderoog S. **64. 65.** 77. 80. **127f.** 150. Stevens Werft S. **64.** 77. 107. **127.** 150.

Peſtalozzi, Joh. Heinr. S. 6.
St. Pierre, Bernard de S. 38.
Poeck, Wilh. S. 42. **66 f.** 78. **80.** 82. 87. 92. 104. 108. 110. **129 f.** 147, A. 114. 151.
Proelß, Johannes S. 136, A. 13. 136, A. 12 zu S. 22.

Reuter, Fritz S. 6.
Rilke, Rainer Maria S. 9. 135, A. 20.
Ring, Max S. 38. 134, A 4. 138, A. 2. 139, A. 6. 150.
Rodenberg, Julius S. 25. 138, A. 8. Verſchollene Inſeln S. 149 (Düne von Helgoland) 32. **35 ff.** (Stilleben auf Sylt) **42 ff.** 149.
Roskowska, Marie S. 141, A. 11. 143, A. 46. 144, A. 58. 63. 149.
Rouſſeau, J. J. S. 8.

Sauer, Aug, S. 7. 138, A. 24.
Schjörring, S. 134, A. 4.
Schultze, Siegmar, S. 138, A. 1.
Schulze-Smidt, Bernhardine S. **53 ff.** 150.
Scott, Walter S. 38.
Smidt, Heinr. S. 31. 133. 134, A. 4. 135, A. 13. Fahrt nach Helgoland S. **42.** 149. Meeresſtille und hohe See **48 f.** 150. Seegemälde **15.** 149. Seemannsſagen und Schiffermärchen S. **15. 20.** 149.
Sohnrey, Heinr. S. 4.
Spielhagen, Friedr. S. 134, A. 4.
Starcklof, K. Chr. L. S. **16 ff.** 20. 21. 149.
Steffens, Henrik S. 25. 48. 60. 133. 140, A. 9.
Storm, Theod. S. 2. 7. 51. 70. 76. 78. 84. 91. 97. **99 ff.** 103. 109. 111. 125. 128. 133. 141. A. 17. 142, A. 40. 145, A. 76. 77. Eine Hallig-fahrt **61 f. 71 f.** 82. 85. **89 f.** 98. 147, A. 110. 150. Der Schimmelreiter S. **65 f.** 82. 83. **95 f.** 101. 102. **108. 115—118.** 126. 145, A. 76. 146, A. 104. 105. 150.

Taine, Hippolyte S. 5.
Theden, Dietr. S. 77. Der Frieſenpaſtor S. 70. **86. 122.** 147, A. 108. 150. Um deutſche Art 70. 83. 150.
Tieck, Ludw. S. 19.
Träger, Eugen S. 8. 66. 133. 140, A. 2. 144. A 60.

Volkelt, Joh. S. 143, A. 49.
Volkmar, J. T. S. 135, A. 1.
Voß, Joh. Heinr. S. 10.

Weigelt, G. S. 8. 81. 144, A. 54.
Weſtkirch, Luiſe, S. 4. 134, A. 4.
Wienbarg, Ludolf S. **10. 12. 22 f.** 28. 33. 136, A. 9. 14. 143, A. 43. 149.
Wieland, Chriſtoph Martin S. 19.
Wilda, S. 134, A. 4.
Willkomm, Ernſt S. **89.** 104. **112.** 139, A. 7. 14. 141, A. 21. 24. 143, A. 48. 144, A. 54. 145, A. 92. 146, A. 100. Im Wald und am Geſtade S. **41 f.** 61. 84. **107.** 149. Grenzer, Narren und Lotſen S. **31 f.** 149. Kriminal- und Strandgeſchichten (Vorgeſichte) S. **61.** 112. 150. Moſaik (Erzählung eines Wattenſchiffers) 61. 71. 149. Neue Novellen (Auf und unter der Düne) S. 45. 149. (Nur ein Knecht) S. **45 ff.** 149. Stalaktiten (Eierkönig von Liſt) **46 f.** 150.
Wolff, Julius S. 143, A. 44.
Wothe, Anny S. 140, A. 21. 151.

Zimmermann, E. A. W. S. 135, A. 1.

Lebenslauf.

Ich, Elisabeth Ferdinandine Luise Riemann, Tochter des a. o. Professors der Musikwissenschaft Dr. Hugo Riemann, evangelischer Konfession, wurde am 16. Februar 1879 in Leipzig geboren.

Von 1885—95 besuchte ich die höheren Töchterschulen in Hamburg, Sondershausen und Wiesbaden, von 1899—1902 das städtische Lehrerinnenseminar in Leipzig. Nach mehrjähriger praktischer Lehrtätigkeit, neben der ich bereits fortlaufend an der Universität Vorlesungen über deutsche und französische Sprache und Literatur hörte, bestand ich im Herbst 1904 die Wahlfähigkeitsprüfung und erlangte dadurch die Berechtigung zum Universitätsstudium, dem ich seit Ostern 1905 an der Universität Leipzig oblag. Im Dezember 1908 bestand ich die pädagogische Staatsprüfung.

Ich hörte die Vorlesungen der Herren Professoren von Bahder, Birch-Hirschfeld, Dittrich, M. Heinze, R. Heinze, Holz, Jungmann, Köster, Mogk, Settegast, Sievers, Volkelt, Weigand, Witkowski und Wundt und der Herren Lektoren Blondeau, Cohen, Duchesne und Lake. Ich war je zwei Semester Mitglied der verschiedenen Abteilungen des deutschen Proseminars, die der Leitung der Herren Professoren von Bahder, Köster und Sievers unterstehen, ein Semester außerordentliches und zwei Semester ordentliches Mitglied der neueren Abteilung des deutschen Seminars, drei Semester ordentliches und zwei Semester außerordentliches Mitglied des philosophisch-pädagogischen Seminars, drei Semester außerordentliches und drei Semester ordentliches Mitglied des romanischen Seminars und besuchte sieben Semester die neufranzösischen Übungen.

Allen meinen Lehrern bin ich zu lebhaftem Danke verpflichtet, vor allem Herrn Geheimrat Köster, von dem auch die Anregung zu dieser Arbeit ausgegangen ist.